3 1761 05643235 4

Der deutsche Generalstab

in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges

Von

H. von Kuhl

General der Infanterie a. D.
Dr. phil.
z. Z. Chef des Generalstabes der Ersten Armee,
später der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht

Zweite, neubearbeitete Auflage

Berlin 1920
Verlag von Ernst Siegfried Mittler und Sohn

H. von Kuhl

Der deutsche Generalstab

in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges

964d

Der deutsche Generalstab
in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Von

H. von Kuhl

General der Infanterie a. D.
Dr. phil.

s. Zt. Chef des Generalstabes der I. Armee,
später der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht von Bayern

Zweite, neubearbeitete Auflage

156908
1.11.20

Mit einer Skizze im Text

Berlin 1920 / Verlag von Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Alle Rechte aus dem Gesetz vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Copyright 1920 by E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

D
531
K8
1920

Vorwort zur 1. Auflage.

Auf Anregung vieler alter Generalstabsoffiziere habe ich mich zur Veröffentlichung der vorliegenden Schrift entschlossen. Sie soll nach der Auflösung des Generalstabes Rechenschaft ablegen von dem, was er vor und in dem Weltkriege erstrebt und geleistet hat.

Ihre Herausgabe entspricht zugleich einem Wunsche des Herrn Dr. Konrad Toeche-Mittler, des Chefs der Verlagsbuchhandlung E. S. Mittler & Sohn, die als Königliche Hofbuchhandlung viele Jahre hindurch sämtliche Veröffentlichungen des Großen Generalstabes in musterhafter Form und Ausstattung ausgeführt hat. Auch für den Verleger bildet das Buch den Abschluß alter, treuer Beziehungen.

Von der Beigabe von Übersichtskarten für den Ost- und West-Kriegsschauplatz mußte abgesehen werden, um das Buch nicht zu sehr zu verteuern. Jeder Atlas genügt.

Der erste Teil enthält viele Zahlen und statistische Angaben. Sie konnten für die Beweisführung nicht entbehrt werden.

Berlin-Steglitz, Dezember 1919.

von Kuhl.

Vorwort zur 2. Auflage.

Auf Grund mannigfachen neuen Materials, das mir zuging, konnten manche Angaben und viele Ausführungen ergänzt werden. Eine wesentliche Erweiterung wurde dadurch möglich, daß wir inzwischen zu einer ziemlich genauen Kenntnis des französischen Aufmarsches und Operationsplanes sowie der französischen Operationen im August und September 1914 gelangt sind. Es wurde nun erst ein auf sicherer Grundlage beruhender Vergleich zwischen dem deutschen und französischen Aufmarsch und Operationsplan möglich. Auf diesen Vergleich muß besonderer Wert gelegt werden. Er ist von größter Bedeutung für die Beantwortung der Frage, ob die Vorbereitungen des deutschen Generalstabes für den Krieg zweckmäßig getroffen waren, insbesondere ob der Schlieffensche Plan Aussicht auf Erfolg hatte. Ich hoffe, diesen Beweis erbracht zu haben.

Berlin-Steglitz, Mai 1920.

von Kuhl.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort III

Einleitung 1

Erster Teil.

Die Vorbereitung des Krieges.

1. Die Einschätzung der Gegner und der Verbündeten.

Allgemeines 5

I. Frankreich.

Verstärkung der Wehrkraft, Friedens- und Kriegsstärke 8
Ausbildung und Taktik 21
Die einzelnen Waffen 24
Gesamturteil 29
Aufmarsch und operative Absichten 32
Einwendungen gegen das Urteil des Generalstabes 59

II. Rußland.

Erstarken der Wehrkraft, Friedens- und Kriegsstärken 60
Ausbildung 64
Mobilmachung und Kriegsbereitschaft 65
Gesamturteil 68
Französisch-russisches Einvernehmen 68
Aufmarsch und operative Absichten 74
Einwendungen gegen das Urteil des Generalstabes 81

III. England.

Friedensarmee 83
Leistungen im Kriege 85

IV. Österreich-Ungarn 96

2. Die militärische Lage Deutschlands vor dem Kriege 98

3. Die Stellung des Generalstabes zum Weltkriege.

Der Generalstab hat nicht zum Kriege getrieben 106
Die Aussichten des Krieges 122
Graf v. Schlieffen 126
General v. Moltke 140

Seite

4. Der deutsche Aufmarsch und Operationsplan.
   Allgemeines 142
   Feldmarschall Graf v. Moltke 146
   Änderung des Aufmarsches 152
   Graf v. Schlieffen 155
   General v. Moltke 166
   Die Lage 1914 vor dem Kriege 172

Zweiter Teil.

Der Generalstab im Weltkriege.

1. Aufgaben des Generalstabes 180

2. Die Beziehungen des Generalstabes der Obersten Heeresleitung, der Heeresgruppen und Armeen zueinander 182

3. Tätigkeit und Leben in den Stäben 186

4. Der Generalstab der 1. Armee während der Operationen im August und September 1914 193

5. Die Vorbereitung des Abmarsches in die Siegfriedstellung 1917 durch den Generalstab 196

6. Die Tätigkeit des Generalstabes bei der Rückführung des Heeres 1918 . . 199

7. Der Generalstab und die Truppe 207

8. Die Einschätzung der Feinde im Kriege 209

Schluß 212

Namen- und Ortsverzeichnis 215

Einleitung.

Als der Graf Schlieffen von seiner Stellung als Chef des Generalstabes der Armee zurücktrat und sich im Großen Generalstabe am 30. Dezember 1905 von uns Generalstabsoffizieren verabschiedete, nahm er, wie er uns sagte, das stolze Bewußtsein in die Zurückgezogenheit mit, während eines halben Menschenalters einer Stellung würdig befunden worden zu sein, die vor vierzig Jahren freilich noch nichts bedeutete, die aber seit dem 3. Juli 1866 die ehrenvollste der Welt war.

Von jenem Tage von Königgrätz an war der Abglanz des Ruhmes seines Chefs, des Feldmarschalls v. Moltke, über den Generalstab ausgebreitet. Im Inlande stand er in und außerhalb der Armee in hohem Ansehen, das Ausland achtete ihn.

Am 1. Oktober 1919 wurde der Generalstab aufgelöst. Die „neue Weltanschauung" kennt keine Kriege mehr, der Traum der Menschheit verwirklicht sich, der ewige Friede steht uns bevor. Der Generalstab muß als Hort des Militarismus gekennzeichnet, seine Fehler müssen ihm vorgehalten werden. Zahlreiche größere und kleinere Schriften, Zeitungsaufsätze und Reden belehren den Generalstab, wie der Krieg hätte geführt werden müssen.

Wir können keinen Gebrauch mehr davon machen, aber wir können die Einwendungen nachträglich prüfen. Das soll hier geschehen. Leichthin erhobene Vorwürfe sollen nicht leichthin beiseite geschoben werden. Sie werden gründlich untersucht, das Material wird unterbreitet werden. Jeder kann sich sein Urteil bilden.

Das vorliegende Buch soll aber nicht vorwiegend eine Verteidigungsschrift sein. Ich glaube nicht, daß der Generalstab nach dem, was er vor und in dem Kriege geleistet hat, auf die Anklagebank gehört. Die Tatsachen werden für sich sprechen. Ich beabsichtige, zum Abschluß die Tätigkeit des Großen Generalstabes im Frieden, soweit sie sich auf die Vorbereitung zum Weltkrieg bezog, und die Leistungen der Generalstabsoffiziere im Kriege zu schildern. Ich schreibe in keiner weiteren Absicht, keiner Tendenz und keiner Partei zuliebe. Die Wahrheit soll klargestellt werden. Der Generalstab hat sie nicht zu scheuen. Legendenbildungen müssen zerstört werden.

Fehler sind zuzugeben. Man hat geglaubt, dem Generalstab vorhalten zu müssen, daß „auf Unfehlbarkeit niemand Anspruch habe". Der General-

stab hat am allerwenigsten darauf Anspruch erhoben, er war durchdrungen von der Schwere des Krieges, der uns bevorstand, und der Aufgabe, die wir zu lösen hatten. Gewiß sind wir von manchen Erscheinungen des Krieges überrascht worden. Das ist bisher in jedem Kriege der Fall gewesen. Ich hoffe aber, daß wir auch unseren Feinden ganz bedeutende Überraschungen bereitet haben.

Unfehlbar waren wir gewiß nicht, aber fleißig. Der vielgeschmähte Militarismus war Arbeit. Wir kannten keinen achtstündigen Arbeitstag. Es wäre wünschenswert, wenn im neuen Deutschland von dieser Art Militarismus mehr zu spüren wäre. Im stillen wurde im Großen Generalstab Bedeutendes geleistet. Auch der Truppen-Generalstabsoffizier führte ein Leben schwerer Arbeit.

Ich gehe in der Darstellung hauptsächlich von meinen persönlichen Erfahrungen und Erlebnissen aus. Im ganzen war ich einschließlich des Krieges 22 Jahre lang im Generalstab beschäftigt, im Frieden lange Jahre als Abteilungschef im Großen Generalstab und zuletzt als Oberquartiermeister, im Kriege zwei Jahre lang meist im Westen als Chef des Generalstabs einer Armee, zweieinhalb Jahre als Chef des Generalstabs der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. Lange Jahre hatte ich die Ehre, vom Grafen Schlieffen zu zahlreichen operativen Studien, Kriegsspielen, Generalstabsreisen und Entsendungen herangezogen zu werden. Dem hochverehrten, bedeutenden Mann ein Denkmal zu setzen, das seiner Verdienste würdig wäre, ist in dieser Schrift nicht möglich. Aber die Erinnerung an ihn wachzurufen, seinen Anteil an der Vorbereitung zum Kriege zu schildern, will ich versuchen.

Die Darstellung der Vorbereitungen des Generalstabes für den Weltkrieg hält sich möglichst genau an das mir in meinen früheren Dienststellungen zugängliche, vielfach auch damals von mir selbst bearbeitete Material. Es soll nichts nachträglich zurechtgemacht und hinzugetan werden.

Es ist nicht beabsichtigt, die gesamte Tätigkeit des Generalstabes im Frieden zu schildern. Der Truppengeneralstab bleibt außer Betracht. Auch der Große Generalstab kommt nur soweit in Frage, als es sich um die Vorarbeiten für den Weltkrieg handelt.

Auf diese bezog sich allerdings fast seine gesamte Tätigkeit. Die Bearbeitung der fremden Heere ergab ein Bild von ihrer Stärke, Ausbildung, Leistungsfähigkeit, Mobilmachung und den voraussichtlichen Maßnahmen im Kriegsfall. Die Landesbefestigung wurde in besonderen Abteilungen bearbeitet. Auf der Grundlage unseres eigenen Heerwesens und der Nachrichten über die fremden Armeen stellte die zweite Abteilung nach eingehenden operativen Erwägungen in Verbindung mit der Eisenbahn-

abteilung jährlich den Aufmarsch und den Entwurf für die einleitenden Operationen im Kriegsfall für das kommende Mobilmachungsjahr fest.

Die Art der Tätigkeit brachte es mit sich, daß der Große Generalstab im Frieden wenig hervortrat. Von dem, was in den Räumen am Königsplatz gearbeitet wurde, erfuhr die große Welt sehr wenig, allenfalls durch die Kaisermanöver oder durch die Veröffentlichungen der kriegsgeschichtlichen Abteilungen, die die Erfahrungen der Kriege für die Armee nutzbar machen sollten. Und doch war es von ausschlaggebender Bedeutung für den Krieg, was in dieser stillen Arbeit heranreifte. Fehler im Aufmarsch sind im ganzen Verlauf des Feldzuges kaum wieder gutzumachen. Wie schwer aber war es, das Richtige zu treffen, wie vieles war dabei zu berücksichtigen: die geographische Gestaltung der Grenze und der Nachbarländer, politische Verhältnisse, operative Erwägungen, ein großes statistisches Material aller Art. War die Entscheidung getroffen, so mußten die Vorarbeiten im einzelnen ausgeführt, Aufmarschanweisungen und die Eisenbahntransporte für die Bewegungen der Truppen während der Mobilmachung und demnächst an die Grenze für das ganze Heer bearbeitet werden. Dies war eine gewaltige Arbeit, die die Wintermonate für die Offiziere der Eisenbahnabteilung ausfüllte. Weihnachtsfeiertage gab es für diese Offiziere nicht. Dank dieser Arbeit vollzog sich 1914 der Aufmarsch des Heeres ohne jede Reibung, ebenso glänzend wie 1870.

Die sonstige Tätigkeit des Großen Generalstabes bezog sich auf den Ausbau unseres Heerwesens, entsprechend den Anforderungen des Krieges, die Anlage und Leitung der Kaisermanöver, die Bearbeitung der Kriegsgeschichte und die Landesaufnahme.

Mancher glaubte, wenn er die Generalstabsoffiziere gegen 10 Uhr vormittags in das große Gebäude am Königsplatz hineingehen und gegen 3 oder 4 Uhr nachmittags herauskommen sah, ihr Dienst sei damit beendet. Er fing aber erst zu Hause eigentlich an, wenn die großen Mappen kamen, die nachmittags herumgefahren wurden. Im Dienstgebäude waren die Bureaustunden mit Vorträgen, Besprechungen und dem dienstlichen Verkehr meist ausgefüllt. Die eigentliche Arbeit, zu der man Ruhe und Sammlung braucht, mußte zu Hause gemacht werden. Alles wurde nur von Offizieren bearbeitet; Räte und Sekretäre, die alle „Vorgänge" und Bestimmungen kannten und die rechte Hand bildeten, hatten wir im Generalstab nicht. Der Generalstabsoffizier kannte nichts als seine Arbeit, für etwas anderes blieb keine Zeit übrig. Seine Erholung waren im Sommer neben kurzem Urlaub hauptsächlich die Generalstabsreisen, Truppenübungen und Manöver.

Das Buch wendet sich nicht nur an den Offizier, sondern auch an weite Kreise der Laien. Militärische Laien gibt es wohl auch

wenige, nach der Sicherheit zu urteilen, mit der die Kritik allerwärts gehandhabt wird.

Naturgemäß tritt überall da, wo nachstehend vom Krieg die Rede ist, der Generalstab in den Vordergrund. Es erklärt sich dies aus der gestellten Aufgabe. Die Leistungen der Truppen sollen dadurch nicht verkleinert werden. Der Generalstabsoffizier ist für die Truppe da. Die Truppe war bis weit ins letzte Kriegsjahr hinein glänzend. Was sie geleistet und was sie erduldet hat, übertrifft alles bisher Dagewesene. Die Führer, vom kommandierenden General bis zum jüngsten Offizier, trugen die schwerste Last des Krieges. Die Truppe hat das Beste im Kriege getan. Dies zu schildern, ging über den Rahmen des Buches hinaus, es konnte nur gelegentlich gestreift werden.

Erster Teil.

Die Vorbereitung des Krieges.

1. Die Einschätzung der Gegner und der Verbündeten.

Allgemeines.

Der Generalstab hat unsere Gegner vor dem Kriege nicht richtig eingeschätzt. So wird heute vielfach behauptet und dadurch dem Generalstab eine außerordentliche Verantwortung für den Ausbruch wie auch für den Verlauf des Krieges zugeschoben. Grundsätzlich muß festgestellt werden, daß es niemals im Frieden gelingen wird, sich ein völlig ausreichendes und zutreffendes Bild vom Gegner und von den Erscheinungen eines zukünftigen Krieges zu machen. Überraschungen sind niemals ausgeschlossen, auch wenn man seine Taktik nach Napoleons Vorschlag alle zehn Jahre ändert und dem neuesten Stand der Bewaffnung, Technik und Heeresorganisation anzupassen bestrebt ist. Die sorgfältigsten Operationsstudien und Kriegsspiele, die bestangelegten Truppenübungen sind unvollkommen: die feindliche Waffenwirkung ist ausgeschaltet, die seelischen Umstände kommen nicht zur Geltung. Die Fortschritte der Technik zeigen ihre ganze Wirkung erst im Ernstfalle. Die Geschichte aller Kriege bestätigt dies.

Im Jahre 1806 hat Napoleon bei weitem nicht einen so schnellen und völligen Zusammenbruch des preußischen Heeres erwartet, wie er tatsächlich eintrat. Er bereitete sich auf einen sehr ernsten Kampf vor und traf auch für einen etwaigen Rückschlag Vorsorge.

In der ersten Schlacht im nordamerikanischen Sezessionskrieg am Bull Run am 21. Juli 1861 liefen die Unionstruppen einfach auseinander. Die Legende von dem Werte des freiwilligen Volksheeres, die sich um die Freiwilligen der französischen Revolution gebildet hatte, war mit einem Schlage zerstört. Der 9. März 1862 zeigte der erstaunten Welt zum ersten Male den Kampf zweier gepanzerter Schiffe, des südstaatlichen, mit einem Sporn versehenen Merrimac gegen das nordstaatliche Turmschiff Monitor.

Vor dem Feldzuge von 1859 besaß die österreichische Armee einen vortrefflichen Ruf. Die preußischen Generale hielten sie für überlegen (Frhr. v. Freytag, Die Grundbedingungen kriegerischen Erfolges, S. 111). Sie unterlag 1859 dem französischen Angriffsgeist.

Die Stoßtaktik, die die französische Infanterie 1859 in Oberitalien gegenüber dem österreichischen Vorderlader zum Siege geführt hatte, versagte, von den Österreichern 1866 angewandt, gänzlich gegenüber dem preußischen Zündnadelgewehr. Dessen verblüffende Wirkung hatte sich bereits in dem bekannten Gefecht von Lundby am 3. Juli 1864 gezeigt. Das Gefecht war aber nicht hinreichend beachtet worden. Die gewaltige Überlegenheit des Zündnadelgewehrs, wie sie 1866 hervortrat, hatte man auf gegnerischer Seite nicht geahnt.

Angesichts des weittragenden Chassepotgewehrs war die Fechtweise unserer Infanterie im Anfang des Krieges 1870 großen Überraschungen ausgesetzt. Sie mußte sich dem schleunigst anzupassen suchen. Umgekehrt erwies die mit einem gezogenen Hinterlader bewaffnete deutsche Artillerie von vornherein ihre Überlegenheit über den Vorderlader der französischen Artillerie.

Kaum jemand in der Welt hat einen so schnellen und entscheidenden Sieg der preußischen und deutschen Waffen 1866 und 1870/71 vorhergesehen. Die Prophezeiungen lauteten meist anders, die Überraschung war nachher groß.

Sehr erstaunte die Welt, als im russisch-türkischen Krieg 1877 durch die tapfere Haltung Osman Paschas bei Plewna ein Umschwung in der Kriegslage eintrat.

Noch größer war die Überraschung, die der Burenkrieg brachte. Sie ist wohl noch in allgemeiner Erinnerung. Die englische Taktik versagte gegenüber den Burenmilizen, England hatte die größte Mühe, der Buren Herr zu werden. Zum ersten Male traten das rauchschwache Pulver und der kleinkalibrige Mehrlader in größeren Verhältnissen auf. Alle großen Militärmächte prüften ihre Infanterietaktik. Überall hielt man Vorträge, überall sprach man von der „Leere des Schlachtfeldes", dem Angriff über die freie Ebene, der Möglichkeit oder Unmöglichkeit des Frontalangriffs, der Nahaufklärung usw. Bei uns erfand man einen „Burenangriff".

Schwerlich haben viele die endgültige Niederlage der Russen im russisch-japanischen Kriege vorausgesehen. Eher wurde umgekehrt prophezeit. „Selbst der nüchternste Beurteiler und beste Kenner der russischen Armee hätte ein derartiges Versagen, wie es bei ihr im Mandschurischen Krieg zutage trat, nicht voraussehen können. Schon die ruhmvollen Traditionen dieses Heeres machten derartiges unwahrscheinlich. Freilich darf hierbei nicht übersehen werden, daß die Japaner eine bis dahin ungeahnte kriege-

rische Leistungsfähigkeit offenbarten." (Frhr. v. Freytag in „Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde", 1919, S. 406.) Vier Jahre vor dem Kriege urteilte der russische Militärattaché in Japan, Oberst Wannowski: „Es werden viele, vielleicht Hunderte von Jahren vergehen, bis die japanische Armee sich die moralischen Grundlagen aneignen wird, auf denen die Organisation jedes europäischen Heeres aufgebaut ist, und sie auf die gleiche Stufe auch nur mit einer der schwächsten europäischen Armeen gestellt werden kann." (Frhr. v. Freytag, Die Grundbedingungen kriegerischen Erfolges, S. III.)

Zahlreiche neue Erscheinungen traten in diesem Kriege hervor: der überraschende Torpedoangriff in der Nacht vom 8. zum 9. Februar gegen die russische Flotte auf der Reede von Port Arthur; der langsame, schleppende Verlauf, der vorherrschende Kampf um befestigte Feldstellungen, die lange Dauer der Schlachten, die Bedeutung der Technik, der Maschinengewehre usw. Mehrfach wurde damals die Ansicht ausgesprochen, daß nur ein Naturvolk mit so unverdorbenen Nerven, wie die Japaner, imstande sei, den ungemeinen Anforderungen zu entsprechen, die ein monatelanger Grabenkrieg unter den schwierigsten Verhältnissen an die menschliche Leistungsfähigkeit stellt.

Auf die Überraschungen, die im Weltkriege hervorgetreten sind, braucht nicht eingegangen zu werden. Es sei nur an die Erscheinungen des Stellungskrieges, an die monatelangen, sogenannten Materialschlachten, an die Entwertung der Gürtelfestungen, an die ungeheure Steigerung der Kriegstechnik, an die ungeahnte Entwicklung des Luftkrieges, an die Verwendung von Gas, Minenwerfern, Handgranaten, leichten Maschinengewehren und Tanks, an die erstaunliche Tragweite langer Kanonen erinnert.

Diese Hinweise mögen zeigen, wie schwer es ist, die Verhältnisse und Aussichten eines zukünftigen Krieges einzuschätzen. Vor Täuschungen ist man nie sicher. Lehrreich ist, wie sich der französische Generalstab vor dem Kriege über die deutsche Kriegsstärke getäuscht hat. De Thomasson („Le revers de 1914 et ses causes") behauptet, man habe sich in Frankreich in der Schätzung der deutschen Stärke um 50 v. H. geirrt und nur mit 22 Armeekorps statt mit 34 gerechnet. Daß die deutschen Reservekorps den aktiven gleichwertig seien und von vornherein zur Operationsarmee gehörten, sei in Frankreich unbekannt gewesen. Man hätte infolgedessen angenommen, daß die Deutschen mit dem rechten Flügel nur südlich der Maas vormarschieren würden. Andernfalls würde man einen andern Operationsplan gewählt haben. Der deutsche Generalstab hatte tatsächlich die Aufstellung der Reservekorps streng geheim gehalten.

Eine genaue Beobachtung der fremden Armeen im Frieden ist trotz-

dem von Wichtigkeit. Sie ergibt die notwendige Grundlage für die Vorbereitung des Krieges. Die Bearbeitung geschah im Großen Generalstab mit der größten Sorgfalt. Der Große Generalstab ist somit für die Einschätzung der Gegner, soweit diese überhaupt möglich ist, verantwortlich.

Die Ergebnisse seiner Tätigkeit sollen nachstehend geprüft werden.

Als Grundlage dienten dem Generalstab die fremdländische Presse, amtliche Druckschriften, die parlamentarischen Verhandlungen und das gesamte parlamentarische Material, besonders die Voranschläge für den Staatshaushalt, die Kommissionsberichte und Etatsberatungen, die militärische Literatur, die Berichte der Militärattachés. Letztere konnten nur persönliche Eindrücke wiedergeben, da sich die Militärattachés geheimer Quellen nicht bedienen durften, auch keine Mittel dazu zur Verfügung hatten. Die Zentralstelle, bei der der gesamte Stoff gesammelt, gesichtet und bewertet wurde, war der Große Generalstab. Mit den Militärattachés unterhielten wir enge Verbindung, unterrichteten sie dauernd über unsere Auffassung und tauschten unsere Nachrichten aus. Wenn der Oberstleutnant v. Eggeling (Die russische Mobilmachung und der Kriegsausbruch, Oldenburg 1919, G. Stalling, S. 7) das Gegenteil berichtet, so muß dies eine Ausnahme gewesen sein.

I. Frankreich.

Verstärkung der Wehrkraft, Friedens- und Kriegsstärke.

Die Ansichten des Generalstabes über das französische Heer wurden in Ausarbeitungen niedergelegt; die letzte war vom Februar 1914. Ich entnehme aus ihnen folgendes:

Die politischen Spannungen in den letzten Jahren vor dem Kriege hatten die Franzosen veranlaßt, ihre Aufmerksamkeit in erhöhtem Maße auf die Leistungsfähigkeit der Armee im Vergleich zu der deutschen zu lenken.

Der seit 1871 fortschreitende Rückgang der Geburten machte sich in steigendem Maße fühlbar. Da jeder taugliche Mann zum Heeresdienst herangezogen wurde, war an eine Steigerung der jährlichen Rekrutenjahrgänge nicht mehr zu denken. Ihre bisherige Höhe konnte nur dadurch aufrechterhalten werden, daß die Anforderungen an die körperliche Tüchtigkeit herabgesetzt wurden. Diese Verhältnisse traten besonders nach der im Jahre 1905 erfolgten Verkürzung der aktiven Dienstzeit von drei auf zwei Jahre in Erscheinung. Man war damit dem Beispiele Deutschlands gefolgt, doch lagen in den beiden Ländern gänzlich verschiedene Verhältnisse vor. Deutschland konnte seine bisherige Friedensstärke beibehalten und sogar steigern, da es bei zweijähriger Dienstzeit sein jährliches Rekrutenkontingent

entsprechend zu erhöhen vermochte. Die allgemeine Dienstpflicht war bei uns bei weitem nicht durchgeführt.

In Frankreich dagegen, wo die Wehrkraft des Landes schon voll ausgenutzt wurde, mußte die Friedensstärke sinken. Man sah sich daher gezwungen, bei etwa 60 Infanterieregimentern die vierten Bataillone abzuschaffen und geringere Etatsstärke der Truppenteile in den Kauf zu nehmen. Die Ausbildung litt hierunter, besonders im Winter. Die Grenzkorps, die eine wesentlich höhere Sollstärke hatten, blieben beträchtlich darunter und erschienen für den Grenzschutz zu schwach. Die als dringend anerkannte Neubildung technischer Truppenteile war nicht angängig. Die zweijährige Dienstzeit erwies sich für die Kavallerie und reitende Artillerie als unhaltbar.

Auch in bezug auf die Bewaffnung der Fußartillerie, die Ausrüstung der technischen Truppen, die Ausstattung mit Truppenübungsplätzen, Schießständen und Exerzierplätzen hielt man erhebliche Verbesserungen für erforderlich. Das Flugwesen, dem das französische Volk besonderes Interesse entgegenbrachte, wurde bereits seit längerer Zeit unter Aufwendung beträchtlicher Geldmittel mit großem Nachdruck gefördert.

Die Erkenntnis dieser Verhältnisse führte zu durchgreifenden Maßnahmen, die unter den tatkräftigen Kriegsministern Messimy und vor allem Millerand in Angriff genommen und unter Etienne fortgesetzt wurden.

Am einfachsten waren die Lücken in der Ausrüstung und Bewaffnung des Heeres zu beseitigen. Es bedurfte hierzu nur der Bereitstellung der nötigen Geldmittel, die Frankreich imstande war aufzubringen. Bereits die Militäretats 1912 und 1913 weisen eine erhebliche Steigerung auf. Hauptsächlich sollten aber die Verbesserungen aus einem „besonderen Rüstungskredit" bestritten werden, der im Januar 1914 auf 754,5 Millionen Franken bemessen wurde und innerhalb von sieben Jahren verausgabt werden sollte.

Der Friedensstärke der Armee, die die Hauptfrage bildete, wurde durch die allgemeine Rückkehr zu der dreijährigen Dienstzeit aufgeholfen. Allerdings konnte sie nur unter schweren Kämpfen durchgesetzt werden. Die Regierung mußte ihre ursprüngliche Absicht, dem Gesetz rückwirkende Kraft auf die unter den Fahnen befindlichen Jahrgänge zu geben, fallen lassen. Sie nahm dafür den Vorschlag, den Beginn der Dienstpflicht vom 21. auf das 20. Lebensjahr zu verlegen und im Herbst 1913 zwei Rekrutenjahrgänge zugleich, die Zwanzig- und die Einundzwanzigjährigen, einzustellen, an.

Hiermit war das französische Heer in einen neuen Abschnitt seiner Entwicklung getreten. Die bisherigen Nachteile, die unzureichende Friedensstärke und die sich daraus ergebenden geringen Etatsstärken, die Schwierig-

keit, neue Truppenteile aufzustellen, waren mit einem Schlage beseitigt. Durch die gleichzeitige Einstellung der Jahresklassen 1912 und 1913 erhielt das französische Heer im Herbst 1913 ein Rekrutenkontingent von 445 000 Mann gegen etwa 250 000 Mann in den Vorjahren. Die Friedensstärke stieg dadurch beträchtlich. Während das französische Heer (ohne Fremdenregimenter und Eingeborene) bisher im Jahresdurchschnitt etwa 545 000 Mann stark war, wurde die durch französischen Ersatz gewonnene Friedensstärke der Armee und des Kolonialkorps im Jahre 1914 im Jahresdurchschnitt auf mindestens 690 000 Mann zum Dienst mit der Waffe und 45 000 Mann zum Dienst ohne Waffe gesteigert. Sie konnte in den folgenden Jahren nach unseren Annahmen auf 730 000 Mann zum Dienst mit der Waffe und 46 000 Mann zum Dienst ohne Waffe steigen. Voraussichtlich vermochte sie sich auch auf dieser Höhe zu halten, trotzdem die Jahreszahlen der männlichen Geburten, die den demnächst in Frage kommenden Jahrgängen entsprachen, allmählich weiter zurückgingen. Der geringe Rückgang wäre dadurch ausgeglichen worden, daß infolge geringerer Sterblichkeit insbesondere in den ersten Lebensjahren ein immer größerer Prozentsatz der Geborenen das militärpflichtige Alter erreichen und daß die Militärpflichtigen einen von Jahr zu Jahr steigenden Prozentsatz Tauglicher liefern mußten. Diese günstigeren Ergebnisse der Rekrutierung konnten in der Hauptsache sowohl auf die bessere Ernährung und Körperpflege des Kindes und die allgemeine Verbesserung der Lebensbedingungen, als auch auf den Einfluß des Sportes und der militärischen Jugendvorbereitung zurückgeführt werden.

Zu den vorstehend berechneten Stärken der französischen Armee waren noch die in Nordafrika stehenden Fremdenlegionäre und Eingeborenentruppen hinzuzuzählen. Es muß hierauf näher eingegangen werden, weil vielfach heute der Vorwurf gegen den Generalstab erhoben wird, er habe die im Kriegsfall aus den Eingeborenentruppen sich ergebende Verstärkung der französischen Wehrkraft erheblich unterschätzt.

Die Eingeborenentruppen ergänzten sich bis dahin durch Anwerbung. Nur in Tunis bestand seit längerer Zeit eine Wehrpflicht. 1912 wurde auch für Algerien und Westafrika eine beschränkte Wehrpflicht eingeführt, um die beabsichtigte Vermehrung der Eingeborenentruppen durchzuführen. Die Vermehrung erstreckte sich auf die Arabertruppen Algeriens und Tunesiens (Turkos und Spahis), dann aber auch auf die Senegalneger, die in immer steigendem Maße aus Westafrika nach Marokko und versuchsweise auch nach Algerien herangezogen wurden. Neuerdings war man auch dazu übergegangen, aus Marokkanern Truppenteile zu bilden.

Die Gesamtzahl der in Nordafrika befindlichen Fremdenlegionäre

und Eingeborenentruppen, die Ende 1912 etwa 42 000 Mann betrug, wurde für 1914 im Generalstab auf etwa 85 000 angenommen. Sie setzte sich wie folgt zusammen:

Fremdenlegionäre	9 000 Mann
Arabertruppen	44 000 "
Marokkaner	18 000 "
Senegalneger	14 000 "

Die gesamte Friedensstärke der französischen Armee erhöhte sich danach nach unseren Berechnungen für 1914 auf mindestens rund 820 000 Mann, wahrscheinlich sogar 850 000 Mann. Sie konnte 1916 bis zu 863 000 Mann steigen. Rechnete man auch die Offiziere (rund 32 000) hinzu, so ergab sich für 1914 eine Kopfstärke von rund 882 000. Diese Berechnung hat sich als genau zutreffend erwiesen. In dem jetzt vorliegenden Bericht des Senators Doumer („Note sur la réorganisation de l'armée française"), den er der Armeekommission des Senates erstattet hat, wird die Gesamtstärke der französischen Armee vor Kriegsbeginn auf 883 500 Mann angegeben.

Demgegenüber war die deutsche Friedensstärke (Mannschaften zum Dienst mit und ohne Waffe, ohne Offiziere) in den Jahren 1890 bis 1912 von rund 487 000 auf 620 000 Mann gestiegen. Sie betrug oder sollte betragen:

	1913/14	1914/15	1915/16
zum Dienst mit der Waffe	717 617	778 755	784 326
zum Dienst ohne Waffe	7 542	7 705	7 806
im ganzen	725 159	786 460	792 132

Die der französischen Zahl 882 000 entsprechend für den Sommer 1914 errechnete deutsche Friedensstärke (einschließlich Offiziere) betrug rund 761 000.

Die Arabertruppen Algeriens und Tunesiens wurden in Frankreich allgemein recht günstig beurteilt. Sie hätten sich stets zuverlässig gezeigt und sich selbst gegen ihre Stammes- und Glaubensgenossen in Marokko gut geschlagen. Daß sie auch in Europa gut zu verwenden seien, habe der Krieg 1870/71 bewiesen.

Über die Senegalneger lauteten die Urteile verschieden. Man rühmte ihnen gute soldatische Eigenschaften und große Ausdauer nach, nur ihre Schießfertigkeit und Feuerdisziplin ließen manches zu wünschen übrig. Im Marokkofeldzug sollten sie sich bewährt haben, auch das nordafrikanische Klima schienen sie in den meisten Gegenden zu vertragen.

Über die Marokkaner lagen damals noch keine abschließenden Urteile vor. Es wurde aber im Generalstab nicht für zweifelhaft gehalten, daß

„auch aus Marokko brauchbare, den Arabertruppen Algeriens und Tunesiens ebenbürtige Soldaten entnommen werden könnten".

„Die günstigen Erfahrungen, die Frankreich bisher mit seinen Eingeborenentruppen gemacht hat, lassen eine fortschreitende Vermehrung mit Sicherheit erwarten", urteilte der Generalstab 1914. Es handelt sich hierbei zunächst nur um die Friedensstärke. Die Kriegsstärken werden nachher gesondert betrachtet.

Die hohe Friedensstärke der französischen Armee ermöglichte es nunmehr, sämtlichen Truppenteilen sehr starke Etats zu geben. Bei einem Vergleich mit den deutschen Etatsstärken wurde 1914 von uns das französische Infanterieregiment auf hohem Etat um mindestens 250 Mann stärker, dasjenige auf niedrigem Etat etwas schwächer als das deutsche berechnet.

Mit den Mannschaftsetatsstärken wurde gleichzeitig der Etat an Pferden beträchtlich erhöht. Die Erhöhung sollte bis zum Herbst 1914 durchgeführt werden. Der Bestand an Dienstpferden wurde dadurch auf rund 200 000 gebracht und übertraf die Zahl der Dienstpferde der deutschen Armee um 40 000. Es kam dies der Kavallerie und Artillerie erheblich zugute.

An die Aufstellung der geplanten Neuformationen konnte nunmehr herangegangen werden. Ein neues Armeekorps, das XXI., wurde an der deutschen Grenze aus einer der drei Divisionen des VII. Armeekorps und überzähligen Formationen anderer Armeekorps gebildet. Eine starke Vermehrung der schweren Artillerie, der Pioniere und der Verkehrstruppen wurde in Angriff genommen. Auch eine weitere Vermehrung der Eingeborenentruppen Nordafrikas wurde geplant.

Die Ausbildung der Truppe konnte infolge der längeren Dienstzeit des einzelnen Mannes und der hohen Etatsstärken sehr viel gründlicher betrieben werden. Die Übungsmunition wurde bei allen Waffen erhöht, die Truppenübungen wurden erweitert, starke Kredite für die Beschaffung weiterer Übungsplätze ausgeworfen. Die Regierung hatte der Kammer einen Gesetzentwurf zugehen lassen, wonach alle jungen Leute zwischen dem 16. und 20. Lebensjahr zur Teilnahme an der militärischen Jugendvorbereitung verpflichtet werden sollten. Die Oberaufsicht und Leitung sollte dem Kriegsminister zufallen.

Unser Generalstab faßte sein Urteil 1914 folgendermaßen zusammen: „Überblickt man die durchgreifenden Änderungen, die das französische Heerwesen in letzter Zeit erfahren hat, und die Reformen, die geplant sind, so muß man feststellen, daß Frankreich bedeutende Anstrengungen macht und dem Lande große Opfer auferlegt, um sich ein starkes Heer zu schaffen."

Die Opfer waren allerdings gewaltig. Die Ausgaben für das Heer wiesen schon 1913 vor Einführung der dreijährigen Dienstzeit gegen den Durchschnitt der Jahre 1907 bis 1911 eine Steigerung von über 100 Millionen Franken auf. Sie gingen nunmehr durch die hohe Friedensstärke und durch die vorgesehenen Reformen bedeutend in die Höhe. Die durch Einführung der dreijährigen Dienstzeit erforderlich gewordenen Mehrausgaben wurden an dauernden Kosten auf jährlich etwa 280 Millionen Franken, an einmaligen Ausgaben auf insgesamt etwa 655 Millionen Franken berechnet. Für Durchführung der übrigen Reformen (Vermehrung der Munitionsvorräte, Beschaffung schwerer Geschütze usw.) traten zu den einmaligen Kosten noch rund 755 Millionen Franken des „Besonderen Rüstungskredits". Außerdem sollten noch 416½ Millionen Franken für Rüstungszwecke in die ordentlichen Budgets der nächsten Jahre bis einschließlich 1919 eingestellt werden. Im ganzen würde dies 1171 Millionen Franken an Rüstungsausgaben betragen haben.

Die Belastung des Landes tritt klar hervor, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die französische Friedensstärke einschließlich Marine bis dahin 1,5 v. H., von nun ab 2,10 v. H. der Bevölkerung, die Ausgaben für das Heer in den letzten Jahren durchschnittlich 17,6 Mark, 1913 dagegen 26 Mark, 1914 sogar 33 Mark auf den Kopf der Bevölkerung betrugen.

In Deutschland betrug die Friedensstärke einschließlich Marine vor 1913 1,1, nach der Wehrvorlage von 1913 sollte sie 1,20 v. H. der Bevölkerung betragen. Die Ausgaben für das Heer beliefen sich bei uns in den letzten Jahren vor dem Kriege auf durchschnittlich 12,2 Mark, 1914 auf etwa 20 Mark auf den Kopf der Bevölkerung.

Wesentlich tiefer als die Steigerung der Heeresausgaben, die schließlich von dem wohlhabenden Lande ohne dauernde Schädigung getragen werden konnte, griff die Verlängerung der Dienstzeit in das wirtschaftliche Leben ein. Eine um mehr als 200 000 Mann erhöhte Friedensstärke mußte sich in dieser Beziehung erheblich fühlbar machen. Die für alle ausnahmslos gleiche dreijährige aktive Dienstzeit benachteiligte empfindlich die Ausbildung der jungen Leute, die durch Studien, Lehrjahre oder praktische Beschäftigung sich auf ihren zukünftigen Beruf vorbereiten mußten. Durch eine solche Unterbrechung der Ausbildung konnte es Frankreich erschwert werden, in dem wirtschaftlichen und geistigen Wettbewerb der Völker seinen Platz zu behaupten.

Vorstehende Darstellung beruht lediglich auf den vom Generalstab vor dem Kriege niedergelegten Angaben. Das Schlagwort „Militarismus", soweit es überhaupt anwendbar ist, gilt hiernach mit viel größerer Berechtigung für Frankreich als für Deutschland. Die Einführung der dreijährigen Dienstzeit hielten wir damals bereits für eine Maßnahme, die nicht auf

die Dauer durchführbar sei. Sie schien lediglich für die in nicht zu ferner Zeit im Bunde mit Rußland und England geplante Abrechnung mit Deutschland bestimmt zu sein. Diesen Gedanken hatten wir damals alle.

Eine nachträgliche Bestätigung bringen die erbeuteten belgischen Aktenstücke. Baron Guillaume, der Gesandte Belgiens in Paris, berichtete am 3. März 1913: „Ich bemerke täglich, wie die öffentliche Meinung in Frankreich alle Tage argwöhnischer und chauvinistischer wird. Man begegnet nur Leuten, die versichern, daß ein baldiger Krieg mit Deutschland gewiß, ja unvermeidlich sei." Ein Pariser Bericht vom 5. Mai 1913 behandelt das Erwachen des Nationalismus in Frankreich: „Zu wiederholten Malen hat man seit einem Jahr auf das Erwachen eines gewissen Chauvinismus in Frankreich hingewiesen, der schwere Gefahren mit sich bringen kann. Einige Zeitungen haben in dieser Hinsicht eine schädliche Richtung, zahlreiche Theater geben Stücke, die geeignet sind, die Gemüter zu erhitzen und die schon zu sehr zugespitzte Lage zu verschärfen. Es gibt keine Revue, keine Vorstellung in den Kaffeekonzerten, die sich nicht in diesem Sinne hervortut, und die stärksten chauvinistischen Stellen erregen den größten Beifall." Am 12. Juni 1913 wird mit Bezug auf die Einführung der dreijährigen Dienstzeit berichtet: „Es steht also nunmehr fest, daß in die französische Gesetzgebung Bestimmungen aufgenommen werden sollen, die das Land wahrscheinlich nicht lange ertragen kann. Die Lasten des neuen Gesetzes werden für die Bevölkerung so schwer, die Aufgaben, die es mit sich bringt, werden so ungeheuer sein, daß das Land bald protestieren wird, und Frankreich wird sich dann vor die Frage gestellt sehen, entweder zu entsagen, was es nicht wird ertragen können, oder in kürzester Zeit Krieg zu führen." Am 8. Mai 1914 berichtet Guillaume: „Unstreitig ist die französische Nation in diesen letzten Monaten chauvinistischer und selbstbewußter geworden. . . . . Eines der gefährlichsten Momente in der augenblicklichen Lage ist die Rückkehr Frankreichs zur dreijährigen Dienstzeit. Sie wurde von der Militärpartei leichtfertig durchgesetzt, aber das Land kann sie nicht ertragen. *Innerhalb von zwei Jahren wird man auf sie verzichten oder Krieg führen müssen.*"

Die *Kriegsstärke* der französischen Armee konnte auf Grund der gesammelten Nachrichten ziemlich genau berechnet werden.

Eine Zusammenstellung des Generalstabes vom Jahre 1911 ergab, daß die französische Kriegsstärke bis dahin ständig zugenommen hatte und die deutsche Kriegsstärke erreichte. Im Jahre 1909 betrug sie bei beiden Heeren (stehendes Heer und Beurlaubtenstand ohne Landsturm in Deutschland und ohne Reserve der Territorialarmee in Frankreich) rund 3 200 000 Mann. Es war dies auffallend, da die Zahl der männlichen Geburten in Frankreich stetig sank und die Stärke der jährlich zum Dienst

mit der Waffe eingestellten Kontingente dauernd geringer war als die entsprechenden deutschen Kontingente.

Das Anwachsen der französischen Kriegsstärke erklärte sich daraus, daß die jährlich ausgehobenen und in die Armee eintretenden Jahrgänge stärker waren als die gleichzeitig ausscheidenden ältesten Jahrgänge der Territorialarmee, die noch auf Grund älterer Wehrgesetze ausgehoben waren. Diese Gründe machten auch noch für 1912 eine geringe Zunahme der Kriegsstärke wahrscheinlich, während von 1913 ab ein Stillstand eintreten mußte. Der Höchststand der Kriegsstärke war dann erreicht, sie konnte sich aber noch einige Jahre annähernd auf dieser Höhe halten. Erst von etwa 1922 ab wurde mit einem stärkeren Sinken gerechnet. Eine größere Anspannung der Wehrkraft war nicht möglich, da jeder nur irgend Taugliche eingestellt wurde. Das Verhältnis der Ausgehobenen zu den Gemusterten einer Jahresklasse betrug 1908 83,37 v. H. gegenüber 53,7 v. H. in Deutschland. Eine wesentliche Verschiebung konnte zugunsten Frankreichs jedoch eintreten, wenn es sich entschloß, von der Werbung Eingeborener stärkeren Gebrauch zu machen oder gar an Stelle der Werbung die Aushebung und damit verbunden eine Reservepflicht einzuführen. Ausdrücklich wurde auf diese Möglichkeit vom Generalstab hingewiesen.

Daß in Deutschland trotz stärkerer jährlicher Rekrutenkontingente die Kriegsstärken nicht wesentlich höher waren als in Frankreich, erklärt sich aus der etwas längeren Gesamtdienstzeit der Franzosen. In Frankreich erfolgte das Ausscheiden aus der Territorialarmee (der deutschen Landwehr II entsprechend) am 1. Oktober, genau 19 Jahre nach dem Diensteintritt. Diese Dienstzeit wurde in Deutschland nicht ganz erreicht. Auf die Einzelheiten kann hier nicht näher eingegangen werden.

Wenn man die kriegsmäßige Stärke der im Mobilmachungsfalle aufzustellenden Formationen im Jahre 1909 verglich, so ergab sich folgendes Bild:

	Deutschland	Frankreich
Stärke der Feld-, Reserve- und Ersatztruppen .	2 232 605	2 341 187
Landwehrtruppen einschl. Ersatzformationen . .	490 146	782 758
Zusammen . .	2 722 751	3 123 945

Es ergab sich die auffallende Tatsache, daß Frankreich im ganzen mehr Mannschaften ins Feld stellte als Deutschland, obwohl es damals 25 Millionen Einwohner weniger zählte. Frankreich stellte 1909 8,2 v. H., Deutschland nur 5,5 v. H. seiner Bevölkerung ins Feld. So spannte Frankreich seine Wehrkraft an!

Allerdings behielt Deutschland nach Aufstellung seiner Kriegsformationen auf Grund des im ganzen verfügbaren Mannschaftsbestandes noch 775 000 ausgebildete Mannschaften übrig, Frankreich nur 87 000. Die

Zahl wurde in Deutschland voraussichtlich noch durch eine Anzahl bisher vorläufig zurückgestellter Mannschaften erhöht. Außerdem verfügte Deutschland noch über 838 000 wehrfähige, aber unausgebildete Ersatzreservisten, denen Frankreich nichts weiter gegenüberzustellen hatte.

Frankreich brauchte somit nach unserer Berechnung seinen verfügbaren Mannschaftsbestand zur Aufstellung des mobilen Heeres fast ganz auf. Wir deuteten dies dahin, daß Frankreich von vornherein so stark als möglich auftreten wollte. Die französische Presse betonte damals, daß von dem Ergebnis der ersten großen Schlacht der Ausgang des Krieges abhinge. An einen vierjährigen Krieg dachten weder wir noch die Franzosen.

Was hier kurz zusammengefaßt ist, bildet das Ergebnis umfangreicher und langwieriger Berechnungen, die damals im Generalstab angestellt worden waren. Das Ergebnis war so erstaunlich, daß das Kriegsministerium die Richtigkeit der für Frankreich angegebenen Zahlen anzweifelte. Sie müßten zu hoch sein. Es entstand im Jahre 1911 ein längerer Schriftverkehr hierüber. Der Generalstab verblieb aber bei seiner Ansicht.

In den nächsten Jahren schritt Frankreich auf dem betretenen Wege fort. Neben der Verlängerung der aktiven Dienstzeit von zwei auf drei Jahre wurde durch das Wehrgesetz vom 7. August 1913 die Dienstpflicht in der Territorialarmee (entsprechend unserer Landwehr II) und der Reserve der Territorialarmee (entsprechend unserem Landsturm) um je ein Jahr verlängert. Die französische Kriegsstärke wuchs dadurch um drei Jahrgänge, einen jüngeren Jahrgang, der durch die Einstellung der 20jährigen statt 21jährigen gewonnen wurde, und die beiden genannten Jahrgänge der Territorialarmee und deren Reserve. Die Erhöhung der Kriegsstärke durch die beiden alten Jahrgänge hatte nur einen bedingten Wert, der junge Jahrgang bedeutete aber eine wertvolle Verstärkung des im Kriegsfalle verfügbaren Mannschaftsbestandes. Die Stärke eines Jahrganges konnte man zu rund 250 000 Mann annehmen, wovon aber bei den zwei alten Jahrgängen die entsprechenden Verlustprozente für die Abgänge abzurechnen waren, die seit ihrer Einstellung bis jetzt entstanden waren. Der gesamte im Kriege verfügbare Mannschaftsbestand wurde 1914 auf 4 364 000 Mann berechnet. Der Senator Doumer gibt in dem erwähnten Bericht die Gesamtstärke der bei Kriegsausbruch zur Verfügung stehenden Mannschaften einschließlich der Offiziere auf 4 900 000 an.

Eine Verschiebung des Verhältnisses zwischen Deutschland und Frankreich mußte jedoch eintreten, nachdem Deutschland 1913 eine wesentliche Erhöhung seiner Friedensstärke vorgenommen hatte. Sie konnte sich aber nur langsam geltend machen. Erst wenn allmählich in Deutschland eine größere Anzahl der starken Rekrutenjahrgänge in den Beurlaubten-

stand übertrat, mußte die französische Kriegsstärke von der deutschen überholt werden. Auch bei dieser Gelegenheit wies der Generalstab im Jahre 1914 darauf hin, daß „als Ausgleich Frankreich noch eine weitere Verstärkung seiner Eingeborenentruppen bliebe".

Die Mobilmachung beurteilte der Generalstab im Jahre 1914 dahin, daß sie bei den französischen Feldtruppen infolge der höheren Friedensetats schneller als bisher vor sich gehen könne. Sie war gegen früher wesentlich vereinfacht worden. Um die Kriegsstärke zu erreichen, genügten nunmehr bei der Infanterie und Artillerie auf niedrigem Etat nach beendeter Rekrutenausbildung zwei (statt bisher drei) Jahrgänge der Reserve im Alter von 24 bis 25 Jahren. Die einfachere und schnellere Mobilmachung mußte sich besonders bei der Kavallerie und den Grenzschutztruppen geltend machen. Die Kavalleriedivisionen waren im Frieden schon auf Kriegsstärke, die Grenzschutztruppen annähernd. In den Grenzbezirken, in Frankreich östlich von der Linie Verdun—Besançon, in Deutschland westlich von der Linie Saarbrücken—Straßburg—Basel, waren untergebracht: in Frankreich rund 128 000, in Deutschland rund 92 000 Mann, mithin 36 000 weniger.

Da die Feldtruppen zu ihrer Ergänzung auf Kriegsstärke nunmehr eine Jahresklasse weniger brauchten, und da, wie bisher, elf Reservejahrgänge zur Verfügung standen, so war für die Aufstellung der Reservetruppen ein Jahrgang gewonnen. Es wurde berechnet, daß es nunmehr möglich sei, die Zahl der Reservedivisionen von 16 auf 20 zu erhöhen, während jedes Armeekorps außerdem wie bisher durch eine Reservebrigade verstärkt wurde. Ebenso war eine erhöhte Aufstellung von Territorialdivisionen zu erwarten.

Die Zusammenstellung des Generalstabs vom Februar 1914 ging davon aus, daß alle verfügbaren Kräfte gegen Deutschland ins Feld gestellt würden. Zur Abwehr gegen Italien werde man nur die unbedingt nötigen Truppen verwenden.

Schwer zu beurteilen war die Frage, wieviel Truppen im Kriegsfall aus Afrika herangezogen würden. Man nahm an: möglichst viele. Es kamen zunächst die Truppen mit französischem Ersatz (Zuaven, Chasseurs d'Afrique, Kolonialtruppen) dann die Arabertruppen Algeriens und Tuneſiens (Turkos und Spahis), späterhin voraussichtlich die marokkanischen Truppen und schließlich die Senegalneger in Betracht.

Die französischen Bestrebungen, durch afrikanische Truppen die Wehrkraft zu verstärken, waren seit langem im Generalstab beobachtet worden. Ein Aufsatz in den vom Großen Generalstab herausgegebenen Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde vom Jahre 1910 („Afrikanische Truppen als Verstärkung der französischen Wehrmacht")

wies nachdrücklich darauf hin. Schon 1907 hatte der Abgeordnete Messimy vorgeschlagen, durch Aushebung eine größere Anzahl von Araberregimentern in Algerien — außer den 20 000 dort vorhandenen Spahis und Turkos — aufzustellen, die im Kriegsfalle nach Europa übergeführt werden könnten. Algerien mit seiner fünf Millionen zählenden einheimischen Bevölkerung böte die Möglichkeit, 50 000 bis 100 000 Eingeborene nach und nach verfügbar zu machen. Im Jahre 1909 legte der damalige Oberstleutnant Mangin, ein im Kolonialdienst bewährter Offizier und Teilnehmer an der Expedition Marchands nach Faschoda, einen neuen, umfassenden Plan vor. Er empfahl, in erster Linie die Neger Westafrikas zur Wehrpflicht heranzuziehen. Besonders die im Senegalgebiet ansässigen Neger seien gute, treue und ausdauernde Soldaten. Mangin wies darauf hin, daß einzelne Bataillone dieser schwarzen Truppen sich schon bei den Kämpfen in Marokko bewährt hätten. Bis dahin hatte Frankreich in seinen gesamten westafrikanischen Besitzungen nur rund 16 000 Mann geworbener Negertruppen. Aus der 10 bis 12 Millionen zählenden Bevölkerung Westafrikas könne man ohne Schwierigkeit eine armeé noire von 70 000 bis 100 000 Eingeborenen in einigen Jahren aufbringen. Zu den im ganzen aufzustellenden 100 000 Negersoldaten würde dann eine mindestens gleich starke arabische Wehrmacht treten können, so daß man in einigen Jahren eine „afrikanische Armee" von 200 000 Mann zur Verfügung habe.

Die genannten Vorschläge zur Heranziehung der Eingeborenen Nord- und Westafrikas zum Heeresdienst wurden von der Regierung, allerdings mit Einschränkungen, als Grundlage zu Gesetzen und Versuchen angenommen. Der Generalstab urteilte 1910 in dem erwähnten Aufsatz: „Der Grundgedanke des Manginschen Planes, in West- und Nordafrika ein réservoir d'hommes zu schaffen, das die sinkende Heeresstärke des Mutterlandes je nach Bedarf wieder auszugleichen imstande ist, wird sicher verwirklicht werden."

Zunächst ging man indessen nur vorsichtig vor. 1912 wurde neben der Werbung eine beschränkte Aushebung in Algerien für die Araber und in Westafrika für die Senegalneger eingeführt. Neben der aktiven wurde auch eine Reservedienstpflicht eingeführt.

Die Verwendung von Marokkanern als regulären Soldaten im französischen Heeresdienst war in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg infolge der starken Kämpfe in Marokko noch in der ersten Entwicklung begriffen. Im Jahre 1913 befanden sich in Marokko etwa 7000 marokkanische Hilfstruppen und rund 3000 als Trainsoldaten tätige Marokkaner. 1914 schätzten wir die Zahl der Marokkaner auf 18 000. Man hoffte aber auf eine starke Steigerung. Sogar phantastische Zahlen wurden genannt.

Man sieht: die armée noire war im Werden. Alles war vorbereitet,

um sie nach großzügigen Plänen auszudehnen. Wir haben damit sicher gerechnet. Bestimmte Zahlen konnten wir damals nicht angeben. Daß nach einer solchen Vorbereitung im Laufe eines so unerwartet langen Feldzuges die armée noire eine solche Stärke erlangen konnte, wie es tatsächlich geschah, kann nicht wundernehmen.

Über die im Weltkriege tatsächlich erfolgte Heranziehung der Eingeborenen sind in den „Times" vom 6. September 1919 (Militär-Wochenblatt 1919, Nr. 37) nähere Angaben enthalten. Es wird darin bestätigt, daß ursprünglich keineswegs die Absicht bestand, außer dem in Nordafrika stehenden, aus Franzosen und Eingeborenen gemischten XIX. Armeekorps und dem aus Franzosen bestehenden Kolonialkorps Eingeborene aus Marokko und den übrigen Kolonien in dem Umfang heranzuziehen, wie es später geschah, weil die Aufstellung von Formationen erst in der ersten Entwicklung war. Nur aus Marokkanern wurde gleich zu Beginn eine Division gebildet und nach Frankreich gebracht, da man Marokko für gesichert hielt. Die Division nahm bereits an den Kämpfen an der Marne unter dem General Foch teil. Die lange Kriegsdauer und der unerwartet starke Verbrauch der Reserven zwang aber die französische Regierung im weiteren Verlaufe, immer höhere Ansprüche an die Kolonien zu stellen und immer mehr Truppen daraus zum Dienst heranzuziehen, obwohl sie dafür gar nicht vorbereitet waren. Besonders im Frühjahr 1917 war die Ersatzlage in Frankreich schwierig. Die Depots waren leer, man mußte die Rekruten vorzeitig einstellen, die Divisionen waren bereits auf drei Regimenter, die Bataillone auf drei Kompagnien heruntergesetzt. So mußte man auf die Eingeborenen zurückgreifen und die Farbigen regiments- und bataillonsweise in die Divisionen einschieben.

Daß an Eingeborenen in den Kolonien eine fast unerschöpfliche Quelle zur Verfügung stand, ergibt sich aus der Tatsache, daß Frankreich 1914 rund 537 000 qkm mit 39 Millionen Einwohnern zählte, sein Kolonial- und Protektoratgebiet aber insgesamt rund 4 600 000 qkm mit 52 Millionen Einwohnern. Es kamen für die Heranziehung von Mannschaften außer Algerien und Tunis hauptsächlich Ostafrika, Westafrika, Äquatorialafrika, Marokko und Indochina in Betracht.

Im ganzen stellten im Verlauf des Krieges:

West- und Äquatorialafrika	181 512	Mann,
Indochina	48 922	"
Madagaskar	41 355	"
Somali und Pacific-Küste	3 501	"
Algerien	177 800	"
Tunis	54 000	"
Marokko	37 800	"
Im ganzen	544 890	Mann.

Hierzu treten noch 221 668 Mann als Arbeitstruppen, so daß die Gesamtleistung der Kolonien 766 558 Mann beträgt.

Nach den Angaben der „Times" haben sich die Farbigen als ausgezeichnete Soldaten bewährt und wurden von den französischen Führern hoch eingeschätzt. Am besten waren sie für den Angriff zu verwenden. Entsprechend der außerordentlich starken Verwendung in allen Kämpfen waren die Verluste: 115 000 Eingeborene fielen, was nach Angabe der „Times" den Gesamtverlusten der Vereinigten Staaten und Belgiens entspricht.

Nach den sonstigen uns bekannten Nachrichten haben sich die auf die große schwarze Armee gesetzten Hoffnungen nicht ganz erfüllt. Den besten Ersatz lieferten die Araber Nordafrikas, Algerier, Tunesier und Marokkaner. Sie zeigten sich gegenüber dem europäischen Klima als widerstandsfähig und konnten auch im Winter an der Front belassen werden. Die Masse der farbigen Truppen stellten die Senegalesen, unter welchem Namen die Neger der west- und zentralafrikanischen Kolonien zusammengefaßt wurden. Sie mußten vom Oktober bis April nach Südfrankreich und Nordafrika zurückgezogen werden.

Jedenfalls steht fest, daß für die Fortführung des Krieges auf die Dauer der außerordentlich starke Einsatz der schwarzen Truppen für Frankreich von großer Bedeutung wurde. Sie wurden in keiner Weise geschont. Der französische Ersatz reichte für einen solchen Krieg nicht aus.

Wie erwähnt, hatten wir angenommen (S. 16), daß Frankreich bei der Mobilmachung durch Aufstellung seiner Kriegsformationen den Beurlaubtenstand zum größten Teil aufbrauchen würde. Unser Operationsplan rechnete damit.

Anfang 1918 standen dem französischen Kriegsminister 32 Jahrgänge zur Verfügung. Die einmal einberufenen Klassen wurden im Kriege ohne Rücksicht auf die Beendigung der Wehrpflicht unter den Fahnen behalten, die Rekrutenjahrgänge vorzeitig einberufen. Innerhalb der einzelnen Jahresklassen erreichte man die äußerste Ausnutzung der Wehrkraft des Landes durch oft wiederholte Nachmusterung solcher Leute, die früher als felddienstunfähig erklärt waren, und durch strenge Heranziehung aller Felddienstfähigen zur Verwendung in der fechtenden Truppe. Ihre Ablösung aus der Etappe, den Betrieben usw. wurde ermöglicht durch die im Kriege bedeutend ausgedehnte Heranziehung Felddienstuntauglicher zum militärischen Hilfsdienst sowie durch Einstellung von Kriegsbeschädigten, nicht mehr Dienstpflichtigen und Frauen. Die Anforderungen an die körperliche Tauglichkeit wurden durch Gesetz im Jahre 1916 herabgesetzt.

Trotzdem mußte man sich im zweiten Halbjahr 1916 entschließen, 52 Reserveregimenter auf die übrigen aufzuteilen, die dadurch von zwei auf drei Bataillone gebracht werden konnten. Die bedeutenden Verluste bei

Verdun und an der Somme führten dazu, die Stärke der Bataillone von vier auf drei Kompagnien herabzusetzen. Durch Einstellung zahlreicher Schnellfeuerwaffen suchte man den Ausfall an Menschen zu decken. Die Divisionen wurden von der ursprünglichen Stärke von zwölf Bataillonen auf drei Regimenter mit im ganzen neun Bataillonen herabgesetzt. Die erneuten schweren Verluste der Aisne-Champagne-Schlacht im Jahre 1917 hatten völlige Auflösung zahlreicher Truppenteile zur Folge. Anfang 1918 war bekannt, daß 41 Infanterieregimenter und drei Jägerbataillone aufgelöst worden waren. Auch die Territorialdivisionen waren 1917 größtenteils aufgelöst worden. Die schwierige Ersatzlage hat erheblich dazu beigetragen, daß nach dem Scheitern des Durchbruchsversuches im April und Mai 1917 große Durchbruchsangriffe für den Rest des Jahres nicht mehr unternommen wurden, sondern nur begrenzte Angriffe.

Ausbildung und Taktik.

Die Ausbildung und die Taktik der französischen Armee wurden im Generalstabe aufmerksam verfolgt. Die Vierteljahrshefte brachten fortlaufend Aufsätze über die herrschenden taktischen Ansichten, die größeren Truppenübungen, die Ausbildungsvorschriften sowie über Material und Technik. Es kann hier keine zusammenhängende Darstellung hierüber gegeben werden. Nur einige Punkte, die von besonderer Bedeutung für die Einschätzung der Armee waren oder Gegenstand strittiger Ansichten bildeten, seien hervorgehoben.

Es herrschte in Frankreich die Neigung, *aus der Tiefe zu operieren und zu fechten.*

Eine Armee sollte mit starker Tiefengliederung und in verhältnismäßig schmaler Front gegen den Feind vorgeführt werden. Durch den Kampf vorausgesandter Heeresteile hoffte man sichere Nachrichten über die Maßnahmen des Feindes zu erhalten. Danach sollten die Hauptkräfte planmäßig dort eingesetzt werden, wo der schwache Punkt des Gegners erkannt war („manövrieren").

Auffallend war die Gliederung nach der Tiefe besonders in der Verteidigung. Grundsätzlich gliederte sich der Verteidiger in mehrere Linien hintereinander. Vorgeschobene bewegliche Detachements sollten den Feind und seine Absichten feststellen. Vor der Hauptkampfstellung lagen vorgeschobene Stellungen, die in der Regel hartnäckig, aber doch nicht bis zur Entscheidung, zu verteidigen waren. Das Zurückgehen auf die Hauptkampfstellung hielt man auch nach hartnäckigem Kampf für möglich. Eine starke Hauptreserve, hinter der Hauptkampfstellung zurückgehalten, wurde zum entscheidenden Gegenstoß bereitgehalten. Das Reglement kannte auch einen mit einer Rückwärtsbewegung verbundenen Gegenangriff (manœuvre de

retraite). Hierbei hatten die zuerst eingesetzten Kräfte das Gefecht rechtzeitig abzubrechen und den Feind in ein Gelände zu locken, das der Verteidiger vorher erkundet hatte. Dort sollte der durch den Anmarsch ermüdete Angreifer überraschend von den frischen Truppen angefallen werden. Aufnahmestellungen wurden nach der Tiefe vorbereitet, wenn ein Zurückweichen der Gesamtkräfte beabsichtigt war. Die Franzosen stellten sich in diesem Fall gern in mehreren Treffen hintereinander auf und gingen dann sprungweise zurück.

Durchweg erkennt man überall denselben Grundgedanken des kunstvollen Manövrierens. Man vermied frühzeitige Entfaltung. Hinter einem breiten Schleier von Vortruppen warteten die massierten Hauptkräfte auf die Gelegenheit zum überraschenden Angriff. Dieser Grundgedanke beherrschte sowohl die erste Bereitstellung des Heeres wie die Bewegungen im Armeeverbande und die Gefechtsführung im Großen wie im Kleinen.

Ausdrücklich stellte man sich damit in Gegensatz zu dem deutschen „brutalen" Verfahren, das man sich folgendermaßen vorstellte: Grundsätzliche Umfassung, Vormarsch in breiter Front ohne Tiefengliederung, höchstens mit Staffeln hinter den Flügeln, in der Schlacht gleichzeitiger Einsatz der Kräfte ohne starke Reserven.

Kurz vor dem Feldzug schien sich in den offiziellen französischen Vorschriften ein Umschwung anzubahnen, aber für die Praxis kam er noch nicht in Betracht.

Es ist interessant zu vergleichen, inwieweit wir uns über die Franzosen, inwieweit sich die Franzosen über uns getäuscht haben.

Unser Vormarsch durch Belgien und Frankreich im August und Anfang September 1914 schien den Ansichten zu entsprechen, die sich die Franzosen von unserem operativen Verfahren gebildet hatten: Vormarsch in breiter Front mit der deutlichen Absicht der Umfassung des linken französischen Flügels. Leider behielten die Franzosen auch darin recht, daß nur geringe Reserven folgten. Unsere Reserven auf dem rechten Flügel waren von vornherein zu gering, sie schmolzen weiter hin, als zwei Armeekorps nach dem Osten befördert und je ein Armeekorps vor Antwerpen und Maubeuge verwendet wurden. Der linke deutsche Heeresflügel legte sich vor der Moselfront oberhalb Toul fest. Wir gaben den Franzosen Gelegenheit, zu „manövrieren" und das geschilderte Verfahren auszuführen. Das manœuvre de retraite begann, nachdem die Kämpfe unserer Armeen überall erfolgreich gewesen waren. Planmäßig setzte Joffre das französische Heer durch einen Rückmarsch vom Feinde ab und fand dann Gelegenheit, zum überraschenden Angriff gegen den nachdrängenden Feind überzugehen.

Das Bild, das wir uns Ende August und Anfang September vom Feinde machten, traf nicht zu. Bei der auf dem rechten Flügel befindlichen 1. Armee, deren Verhältnisse mir genauer bekannt sind, hatten wir es bis dahin hauptsächlich mit Engländern zu tun, die nach heftigen Kämpfen zurückgeworfen waren. Von der Nachbararmee gingen Mitteilungen ein, wonach die vor ihr befindlichen Franzosen „entscheidend" geschlagen waren. Der Feind „flutete in voller Auflösung auch südlich der Marne zurück" (3. September). Wir bei der 1. Armee und auch die Oberste Heeresleitung kamen zu der Ansicht, daß der erstrebte entscheidende Sieg über die Franzosen errungen sei. Die Oberste Heeresleitung faßte den Entschluß, den Feind von Paris abzudrängen und mit dem rechten Heeresflügel östlich an Paris vorbei links einzuschwenken. Die 1. Armee sollte dabei zum Schutz der Heeresflanke gestaffelt folgen. Diese Armee glaubte ihren Vorsprung vor der links neben ihr etwas zurückgebliebenen 2. Armee benutzen zu müssen, um unter gleichzeitiger Deckung gegen Paris und unter weiterer Verfolgung der Engländer, durch einen kurzen Vorstoß mit der Mitte und dem linken Flügel den linken Flügel der „zurückflutenden" Franzosen noch zu fassen und nach Südosten abzudrängen, ehe er nach Süden entkam. Es war ein Augenblick höchster dramatischer Spannung. Da erfolgte der große planmäßige französische Gegenangriff. Verstärkungen von der oberen Mosel, wo unsere Angriffe keinen Erfolg haben konnten, wurden von den Franzosen mit der Bahn nach der Gegend von Paris herangeführt, um unsere rechte Heeresflanke anzugreifen. Die neugebildete 6. Armee (Maunoury) war dazu bestimmt.

Ich erinnere mich, daß uns bei der 1. Armee vorher schon Zweifel kamen, ob die Auffassung vom „zurückflutenden" Feinde zutreffend sei. Es wurde von einem Offizier gemeldet, daß er eine zurückmarschierende französische Kolonne bei Château-Thierry beobachtet habe, die singend ihre Straße dahergezogen sei. Es waren aber schon alle befohlenen Bewegungen im Gange.

Der geplante Flankenangriff gelang Joffre nicht so, wie er gedacht hatte. Dem mit der Flankendeckung gegen Paris von der 1. Armee beauftragten IV. Reservekorps (General v. Gronau) wurden am 4. September bei Dammartin (nordöstlich von Paris) und südlich feindliche Kräfte gemeldet. Am 5. wurde der Vormarsch feindlicher Kolonnen aus Gegend St. Mard und südlich festgestellt. Der kommandierende General entschloß sich zum Angriff, ein kühner und folgenschwerer, aber zweifellos der einzig richtige Entschluß. So wurde die Absicht des französischen Flankenangriffs rechtzeitig erkannt, ehe der Angriff beginnen sollte. Das Oberkommando der 1. Armee konnte seine Maßnahmen treffen.

Das breite Vorgehen der Deutschen ohne genügende Reserven war

zwar ähnlich dem Bilde verlaufen, das sich die Franzosen von dem operativen Verfahren der Deutschen gemacht hatten. Es war aber auch nach deutschen Begriffen nicht richtig und bedeutete ein folgenschweres Abweichen vom ursprünglichen Feldzugsplan und von dem im Generalstab stets vertretenen operativen Verfahren. Hier liegen Fehler in der Ausführung vor. Es wird dies später ausführlich erörtert werden.

Im Verlauf des Krieges, als der Stellungskrieg Platz griff, trat das deutsche und französische Verteidigungsverfahren in scharfen Gegensatz. Unser Reglement stand auf dem Standpunkt, daß grundsätzlich nur eine Stellung auszuwählen und zu befestigen sei. Gegen vorgeschobene und rückwärtige Stellungen bestanden Bedenken.

Die französischen Grundsätze waren zwar auch auf eine solche Art des Stellungskrieges nicht berechnet, wie er wirklich eintrat. Immerhin erleichterten sie aber den Franzosen die Verteidigung, während unser Verfahren sich als zu starr erwies. Das unbedingte Festhalten einer einzigen Linie verleitete zu einer zu starken Besetzung, die ein Opfer der gewaltig gesteigerten Artilleriewirkung wurde. Der Versuch, durch Verstärkung der Verteidigungsanlagen und Vertiefung der Unterstände die Stellungen haltbarer zu machen, mißlang. Die Unterstände erwiesen sich als Fallen, aus denen die Mannschaften beim Angriff des Feindes nicht rechtzeitig herauskommen konnten. Wir mußten allmählich zu einer weniger starren Verteidigung mit dünner vorderster Linie und größerer Tiefengliederung übergehen.

Die einzelnen Waffen.

Über die einzelnen Waffengattungen wurde im Generalstab vor dem Kriege folgendermaßen geurteilt:

Die französische Infanterie hielten wir für gut. Lebendig, beweglich, intelligent und frisch, zeigte sich der Infanterist geschickt im Gelände und im Stellungskrieg, er wußte sich selbst zu helfen, auch ohne daß viel befohlen wurde. Seine Marschleistungen waren gut, wenn auch die Marschordnung nicht immer unseren Anforderungen entsprach. Die Bewegungen größerer Infanteriekörper im Gelände vollzogen sich auffallend ruhig und lautlos.

Der französischen Kavallerie gegenüber glaubten wir die unsrige überlegen. Es trat dies auch zu Beginn des Feldzuges zutage, im Verlauf des Stellungskrieges rückte allerdings die Kavallerie in den Hintergrund.

Eine viel umstrittene Frage bildete in den Jahren vor dem Kriege die taktische Verwendung der französischen Artillerie.

In zahlreichen Denkschriften und in Aufsätzen der Vierteljahrshefte beschäftigte sich der Generalstab mit der Entwicklung der Ansichten über die Verwendung der Artillerie in Frankreich. Er schilderte den Streit der

Meinungen zwischen den Anhängern des bedeutenden Artilleriegenerals Percin, der den Artilleriekampf für aussichtslos und deshalb die unmittelbare Unterstützung der Infanterie für die Hauptaufgabe der Artillerie hielt, und seinen Gegnern, die ein Niederkämpfen der feindlichen Artillerie forderten und die in Percins Verfahren liegende Gefahr der Zersplitterung der Artillerie betonten. Das Reglement von 1910 ließ ziemlichen Spielraum.

Percin ging damals noch davon aus, daß Schutzschilde und die grundsätzlich einzunehmenden verdeckten Stellungen die Artillerie unverwundbar machten. Eine Entscheidung im Artilleriekampf war daher nicht mehr zu erreichen. Die Hauptaufgabe der Artillerie war die unmittelbare Unterstützung der Infanterie. Infanteriebatterien, denen diese wichtige Aufgabe zufiel, bekämpften die feindliche Infanterie von vornherein, Konterbatterien traten gegen die feindliche Artillerie erst in Tätigkeit, wenn diese die eigenen Infanteriebatterien unter Feuer nahm. Den Artilleriekampf nahm man nur in dem Umfang in den Kauf, als es nötig war, den eigenen Batterien die Freiheit des Handelns zu sichern. Der Einsatz der Artillerie sollte sparsam erfolgen, entbehrliche Batterien stets wieder aus dem Feuer gezogen werden. Das Reglement hielt den Artilleriekampf nicht für entscheidend, empfahl aber doch, vernichtende Wirkung da zu erstreben, wo es ohne übertriebenen Munitionsaufwand möglich war. Größter Wert wurde auf schärfste Verbindung zwischen Artillerie und Infanterie gelegt. Percin wollte die Artillerie im Gefecht nicht nach Infanterieverbänden, sondern an Gefechtsgruppen verteilen.

Die Gegner Percins richteten sich gegen den Verzicht auf die Entscheidung im Artilleriekampf und gegen die von ihm geplante grundsätzliche Unterstellung unter die Infanterie. Das Niederkämpfen der feindlichen Artillerie sei doch möglich und sei die Vorbedingung für den Erfolg des Infanterieangriffs. Man stützte sich dabei auf die Fortschritte des Flugwesens, die die Erkundung und Beobachtung gegen die feindliche verdeckt stehende Artillerie ermöglichten. Einheitlicher Einsatz der Artillerie sei daher zu erstreben, Percins Verfahren führe zur Zersplitterung der Artillerie. Der General Joffre, damals Chef des französischen Generalstabes, sprach sich in seinen Bemerkungen zu den Manövern 1911 scharf gegen die Zersplitterung der Artillerie und für eine einheitliche Verwendung der großen Artillerieverbände aus. Um den Kampf gegen verdeckte Ziele und um eine Ausnutzung verdeckter Stellungen durch die eigenen Batterien zu erleichtern, wurde die Feldkanone zum Schießen mit stark gekrümmter Flugbahn eingerichtet. Zum Vernichtungskampf gegen die feindliche Artillerie wurde die schwere Artillerie erheblich ausgebaut. Immerhin fehlte den neuen taktischen Anschauungen noch der klare Ausdruck im neuen

Reglement. In der Praxis gewannen sie aber immer mehr die Herrschaft, je mehr die Flugzeuge beim Schießen der Artillerie verwendet wurden. Erst kurz vor dem Kriege wurden in das Exerzierreglement für die Feldartillerie Bestimmungen für die Mitwirkung der Flieger beim Schießen gegen verdeckte Artillerie aufgenommen. Gleichzeitig fand die Änderung in den Anschauungen über die Verwendung der Artillerie in Deckblättern zum Reglement ihren Ausdruck. Seitdem durch die Fortschritte des Flugwesens die Niederkämpfung verdeckter Batterien möglich erschien, neigte man im Reglement wiederum dazu, die Entscheidung im Artilleriekampf zu suchen.

Die französische Artillerie war die Elitewaffe. Sie hat den Ruf, den sie im Frieden besaß, im Kriege aufrechterhalten. Die Franzosen, die in technischer Beziehung stets für sehr geschickt galten, haben nicht nur das Rohrrücklaufgeschütz mit Schutzschild erfunden, sondern auch in geistvoller Weise aus dem neuen Gerät alle Folgerungen für die Verwendung der Artillerie im Gefecht gezogen. Hervorragende Artilleristen wiesen der Waffe neue Wege und sorgten dafür, daß sie sich der steigenden Entwicklung der Technik frühzeitig anpaßte. Wir sind den Franzosen in bezug auf die Herstellung des Materials wie auch auf die daraus zu ziehenden taktischen Folgerungen nur zögernd gefolgt. Die Einführung des Rohrrücklaufgeschützes, die verdeckte Aufstellung als Regel, der Verzicht auf die Massenverwendung und das Artillerieduell zum Zwecke des Niederkämpfens der feindlichen Artillerie, die enge Verbindung zwischen Infanterie und Artillerie und vieles andere konnte sich bei uns nur allmählich durchsetzen. Die jungen Artilleristen in der Armee waren vielfach für die französischen Gedanken eingenommen, die reglementarischen Bestimmungen folgten nur langsam nach. Der Große Generalstab war bemüht, die Kenntnis der französischen Artillerietaktik in der Armee zu verbreiten, und wies eindringlich auf diejenigen Punkte hin, die für uns besonders beachtenswert erschienen.

Als dann in den letzten Jahren vor dem Kriege die Verwendung der Flugzeuge beim Schießen der Artillerie eine ungeahnte Bedeutung gewann und einen Umschwung in den Ansichten über die Verwendung der Artillerie im Gefecht hervorrief, trat der Generalstab entschieden hierfür ein.

In allen diesen Fragen herrschte seit Einführung des Rohrrücklaufgeschützes ein sehr reger Verkehr und Meinungsaustausch des Großen Generalstabes mit den beteiligten Dienststellen in unserer Armee. Der Verlauf des Feldzuges hat wohl bestätigt, daß wir von der französischen Artillerie manches lernen konnten.

Das Material der Feldartillerie in Deutschland und Frankreich hielten wir vor dem Kriege für etwa gleichwertig, Vorzüge der französischen Feldkanone schienen durch Nachteile gegenüber unserem Geschütz ausgeglichen

zu sein. Das Kaliber war annähernd gleich, in Deutschland 7,7, in Frankreich 7,5 cm. Das französische Feldgeschütz war dem deutschen ballistisch überlegen, seine Anfangsgeschwindigkeit betrug 529 m gegenüber 465 m beim deutschen Geschütz, seine Schußweite war beträchtlich größer. Die unabhängige Visierlinie hielten wir für einen Vorzug der Franzosen, da sie ein wesentlich schnelleres Richten ermöglichte. Demgegenüber war das Gewicht des deutschen Geschützes, besonders des abgeprotzten Geschützes, geringer. Das französische Geschütz mußte vor dem ersten Schuß durch Hemmschuhe festgestellt weden. Es bestätigte sich im Kriege die alte Erfahrung aller Feldzüge: vor dem Kriege wünscht man ein bewegliches Geschütz, im Kriege ist die ballistische Leistung wichtiger als das leichte Gewicht. Der Vorteil des weittragenden französischen Geschützes machte sich für uns recht nachteilig bemerkbar.

Die schwere Artillerie der Franzosen befand sich 1914 erst im Anfang der Entwicklung. Die 155-mm-Rimailhohaubitze 1904 war veraltet, das Ersatzgeschütz noch nicht geliefert, eine neue 105-mm-Kanone erst zum Teil ausgegeben. Die ganze schwere Artillerie mußte erst im Kriege ausgebaut werden.

Im Flugwesen waren die Franzosen von vornherein auf dem richtigen Wege. Auch in dieser Hinsicht mahnte unser Generalstab dauernd. „Unsere Zukunft liegt in der Luft", lautete das französische Schlagwort, auf die „fünfte Waffe" setzten die Franzosen die größte Hoffnung. Von den Luftschiffen versprachen sie sich nichts, seitdem das Flugzeug seinen Aufschwung nahm. Kein Opfer scheuten sie, um sich ihren Vorsprung auf diesem Gebiete zu erhalten. Immer wieder drängte die öffentliche Meinung die Regierung zu neuen Ausgaben für das Flugwesen.

Der Große Generalstab faßte sein Urteil in einer für die Armee bestimmten Zusammenstellung im Jahre 1912 dahin zusammen: „Im Flugwesen steht Frankreich an der Spitze."

Noch auf einen anderen wichtigen Punkt glaubte der Generalstab dringend die Aufmerksamkeit unserer Armee hinlenken zu müssen. Schon das französische Wehrgesetz von 1905 erstrebte gleichzeitig mit der Einführung der zweijährigen Dienstzeit eine erheblich bessere Ausbildung der Reserveoffiziere. Jeder Taugliche mußte nunmehr zwei Jahre dienen, auch diejenigen, die infolge ihrer höheren Bildungsstufe bisher nur zu einjähriger Dienstzeit verpflichtet waren. Diese konnten nach bestandener Prüfung im Laufe des zweiten Dienstjahres zu Unteroffizieren und Offizieren der Reserve besonders ausgebildet und befördert werden. Noch gründlicher wurde die Ausbildung, als 1913 die dreijährige Dienstzeit eingeführt wurde. Die Reserveoffizieranwärter mußten das erste Jahr in der Front dienen, sollten dann ein volles Jahr besonders ausgebildet

werden, schließlich das dritte Dienstjahr als Reserveoffizieraspiranten (etwa Fähnrich) und Reserveoffiziere ableisten. Auf die Dauer mußte Frankreich einen außerordentlichen Vorsprung in der Ausbildung der Reserveoffiziere bekommen. Es war dies von schwerwiegender Bedeutung. Der Generalstab ließ dem Kriegsministerium gegenüber keinen Zweifel darüber. Der General v. Moltke sprach oft mit mir darüber. Ich konnte mich nur entschieden gegen die ganze Einrichtung unserer Einjährig-Freiwilligen aussprechen, wir hätten über kurz oder lang damit brechen müssen.

Hand in Hand damit ging das Bestreben der Franzosen, den Wert ihrer Reservetruppen zu steigern. Soweit möglich, sollten sie den aktiven Truppenteilen ebenbürtig gemacht werden, um von vornherein im Felde neben ihnen auftreten zu können. Im Februar 1914 führte unser Generalstab darüber folgendes aus: Jedem französischen Armeekorps wurde ein Divisionsgeneral zugeteilt, der im Kriege die Führung einer Reservedivision zu übernehmen, im Frieden die Ausbildung der Reserveformationen zu leiten hatte. Ihm war bereits im Frieden ein Stab von zwei Offizieren (darunter der für die Reservedivision bestimmte Generalstabsoffizier) unterstellt. Die im Kriege zu den Reservedivisionen tretenden Unterführer bis einschließlich der Bataillons- und Abteilungskommandeure konnten fast ausschließlich dem aktiven Dienststande, der entsprechend stark war, entnommen werden. Auch die größere Zahl der Kompagnie- und Batteriechefs waren voraussichtlich aktive Offiziere. Ganz besonders mußte hervorgehoben werden, daß Frankreich nunmehr, wie erwähnt, über ein gut ausgebildetes, zahlreiches Reserveoffizierkorps verfügen würde, dessen Wert noch steigen mußte, seitdem auch die Reserveoffizieranwärter zu dreijähriger aktiver Dienstzeit verpflichtet waren. „Frankreich gewinnt in dieser Hinsicht unzweifelhaft einen großen Vorsprung." Es war zu erwarten, daß sich auch bei den Mannschaften demnächst die während der aktiven Dienstzeit genossene bessere Ausbildung bemerkbar machen würde. Streng wurde durchgeführt, daß jeder Mann die gesetzlichen Übungen in der Reserve (eine von 23, eine von 17 Tagen) und in der Territorialarmee ableistete. Deutschland stand hinter Frankreich in der Zahl der jährlich eingezogenen Übungsmannschaften, der gesamten Übungstage und der aufgestellten Reserveformationen erheblich zurück. Erstmals 1913 wurden in Deutschland Übungen des Beurlaubtenstandes in gleichem Umfang abgehalten wie in Frankreich.

Sämtliche Reserveregimenter übten in Frankreich alle zwei Jahre in ihrer für den Krieg vorgesehenen Zusammensetzung 17 Tage auf Truppenübungsplätzen. Auch größere Reserveverbände wurden zusammengefaßt. 1914 sollten eine Reservedivision und andere Reserveformationen an größeren Manövern teilnehmen. Bemerkenswert war, daß die als Kommandeure der

Reservedivisionen in Aussicht genommenen Generale jährlich siebentägige Übungsritte zu leiten hatten, an denen die für die betreffenden Reserveformationen bestimmten Brigade- und Regimentskommandeure mit ihren Stäben teilnahmen.

Die Bedeutung dieser Maßnahmen wird nach dem Weltkrieg jedem klar sein. Der Generalstab hat sie gewiß nicht unterschätzt, vielmehr immer gemahnt und gefordert. Fordern war allerdings leichter als bewilligen. Das aber war nicht unsere Sache. Hierüber macht man sich vielfach falsche Begriffe; die Machtbefugnisse des Generalstabes im Frieden werden meist überschätzt. So kam es, daß wir in manchen Dingen den Franzosen allmählich nachhinkten, in manchen zurückblieben.

Gesamturteil.

Alles zielte in Frankreich in den letzten Jahren auf die größte Steigerung der Kriegsbereitschaft hin. Der Ausbildung der Offiziere in allen Fragen des Großen Krieges wandte man besondere Aufmerksamkeit zu. Die für den Kriegsfall vorgesehenen Armeeführer leiteten jährlich Armee-Generalstabsreisen, deren Umfang erweitert wurde. In allen Armeekorps fanden große operative Kriegsspiele statt. Eine Anzahl besonders befähigter Stabsoffiziere erhielt seit 1912 eine besondere Ausbildung für die höhere Truppenführung. Verwaltungs-Generalstabsreisen fanden wie bei uns statt.

Am deutlichsten sprachen sich die Fortschritte der Armee in den jährlichen großen Manövern aus, die unseren Kaisermanövern entsprachen. Auf Grund aller hier vorliegenden Nachrichten wurden sie im Großen Generalstab sorgfältig bearbeitet. Die Bearbeitungen wurden dem ganzen Heere zugängig gemacht. Es war offensichtlich, wie in den letzten Jahren vor dem Kriege die Kriegsmäßigkeit der Anlage und Leitung sowie die Gewandtheit der höheren Führer zunahmen.

Der Generalstab faßte sein Urteil über die französische Armee in den letzten Jahren vor dem Kriege wie folgt zusammen:

Das neue Wehrgesetz hat dem Heere im Frieden und im Kriege eine bedeutende zahlenmäßige Verstärkung und die Möglichkeit gebracht, den organisatorischen Ausbau der Feld- und Reservetruppen zu vollenden. Die durchgeführten oder in Aussicht genommenen Reformen sind durchaus geeignet, den inneren Wert des Heeres zu steigern.

„Der Franzose ist ein intelligenter, gewandter, von glühender Vaterlandsliebe beseelter Soldat, der leicht zu begeistern und zu großen Leistungen fortzureißen ist.

Die Offiziere sind größtenteils diensteifrig, anspruchslos und strebsam. Für die wissenschaftliche und praktische Vorbildung geschieht neuerdings

sehr viel. Das Offizierkorps ist zwar in seinem Ersatz nicht einheitlich. Aber es ist anzunehmen, daß im Kriege die sozialen, politischen und religiösen Gegensätze zurücktreten werden."

Zum Schluß wurde die französische Armee als „eine der besten Europas, als ein Gegner, der keineswegs unterschätzt werden darf", bezeichnet.

Ich will hierbei jedoch einen Vorbehalt nicht unterschlagen, den der Generalstab für nötig hielt. Die Nachhaltigkeit und Zähigkeit des französischen Soldaten wurden nicht ebenso hoch eingeschätzt. Der Franzose sei nervös, seine Stimmung schlage leicht um. Einem hervorragenden Führer, der sein Vertrauen genieße, ordne sich der Franzose willig unter. Es wurde bezweifelt, ob bei Rückschlägen seine Disziplin standhalte.

Man könnte nach dem Verlauf des Feldzuges im Zweifel sein, ob der Generalstab hiermit Recht hatte. Die französische Armee hat im Kriege eine erstaunliche Widerstandskraft bewiesen. Es ist aber doch zu bedenken, daß der überraschende Ausgang der Marneschlacht einen nachhaltigen Umschwung in Frankreich hervorgerufen hat. Der schwerste Nachteil dieser Schlacht für Deutschland war der Stoß, den sein militärisches Ansehen erlitt. In der Folge hat die mächtige Hilfe Englands zu Lande und besonders zur See, die Hoffnung auf die Abschnürung Deutschlands und schließlich auf die amerikanische Hilfe die Siegeszuversicht aufrechterhalten und Frankreich auch über schwierige Lagen hinweggeholfen. Die starke Hand Clemenceaus tat das Weitere dazu, um entstehenden Kleinmut niederzuhalten.

Rückschläge in der Stimmung sind aber doch eingetreten, der schwerste 1917. Im Frühjahr dieses Jahres sollte das französische Heer unter Führung des Generals Nivelle den entscheidenden Durchbruch durch die deutschen Linien erzwingen. Eine neue Angriffsvorschrift wurde herausgegeben, die für den Angriff bestimmten Armeekorps wurden den Winter hindurch planmäßig für ihre Aufgabe vorgebildet. Der große Durchbruchsversuch scheiterte am 16. und 17. April 1917 an der Aisne und in der westlichen Champagne ebenso wie Anfang Mai 1917. Man hatte die größten Hoffnungen auf diese Angriffe gesetzt, dem Rückschlag war die Moral nicht gewachsen. Bekanntlich kam es zu schweren Meutereien bei zahlreichen Divisionen. Für den Rest des Jahres mußte man, allerdings zum Teil auch wegen der Ersatzlage (S. 21), von großen Angriffen absehen. Der General Nivelle machte dem vorsichtigeren Pétain Platz. Durch Gewährung von Ruhe, Urlaub, erhöhter Löhnung und besserer Beköstigung sowie durch patriotische Belehrung suchte man die gesunkene Stimmung wieder zu heben.

Die Ergebnisse der Bearbeitung der fremden Armeen wurden vom Generalstab — abgesehen von den an das Kriegsministerium und die

sonstigen beteiligten Behörden gerichteten Denkschriften, Forderungen und Anregungen — in knappen Zusammenstellungen und in den Aufsätzen der weitverbreiteten Vierteljahrshefte der Armee fortlaufend zugängig gemacht.

Wieweit alles gelesen wurde, steht dahin.

Anderslautende Urteile über die französische Armee wurden vielfach in der Armee laut. Sie gingen meist von Offizieren aus, die ihren Urlaub in Frankreich zugebracht und die Gelegenheit wahrgenommen hatten, hier und da Truppen in der Garnison oder bei Übungen zu sehen. Die Urteile waren meist einseitig. Die Berichte, die dem Generalstab darüber zugingen, erregten häufig Kopfschütteln. Gelegentliche Beobachtungen gaben Veranlassung zu vorschnellen und verallgemeinernden Urteilen. Häufig hieß es darin, daß die französische Disziplin mangelhaft sei. Die Haltung des Soldaten auf der Straße, sein Verkehr mit den Vorgesetzten gaben meist die Veranlassung zu solchen Urteilen.

Die Disziplin galt allerdings auch bei uns im Generalstab nicht als die stärkste Seite der französischen Armee. Sie bildete schon einen sehr wunden Punkt in der Armee des ersten Kaiserreichs. Über den französischen Soldaten von 1870 sagte der französische Schriftsteller Lehautcourt: „Der französische Troupier wird freudig Entbehrungen und Anstrengungen ertragen, deren Notwendigkeit er einsieht und solange er an einen Erfolg glaubt. Dagegen wird er widersetzlich, skeptisch und geneigt „Verrat!" zu schreien, wenn man ihm Anstrengungen abverlangt, deren Zweck er nicht begreift. Er bildet ein empfindliches Element, ebenso schnell zur Niedergeschlagenheit wie zur Begeisterung empfänglich, das in der Hand eines Künstlers viel leisten, aber in der eines Stümpers alsbald zerbrechen wird." (Frhr. v. Freytag, Die Grundbedingungen kriegerischen Erfolges, S. 140 und 169.)

Trotzdem durfte man nicht lediglich nach äußeren Anzeichen von Disziplinlosigkeit sprechen. Die Disziplin äußerte sich in der französischen Armee in anderen Formen als bei uns. Es ist nicht angängig, an jede fremde Armee lediglich den deutschen Maßstab anzulegen und für minderwertig zu erklären, was von ihm abweicht. Die Armee ist kein Ding an sich, sie will aus dem ganzen Volke heraus verstanden werden. Sie entspricht der nationalen Eigentümlichkeiten, dem Volkscharakter, der ganzen historischen Entwicklung. Was für eine Armee paßt, paßt für die andere nicht. Wer eine fremde Armee beurteilen will, muß das ganze Land, das ganze Volk zuvor studieren. Eine kurze Beobachtung, einige Wochen Urlaub genügen dafür nicht. Es ist nicht leicht, sich ein zutreffendes Bild von einer fremden Armee zu machen.

Der französische Soldat ließ sich in der Form gehen. Im Verkehr mit dem Vorgesetzten war er ziemlich frei. Aber die Disziplin wurde streng

gehandhabt. Die Disziplinarstrafen waren sehr scharf, alle Vorgesetzten (außer den Obergefreiten), nicht nur die Offiziere wie bei uns, hatten Disziplinarstrafgewalt. Die Militärgerichtsbarkeit verfolgte nicht nur die militärischen, sondern auch die gemeinen Vergehen und Verbrechen aller Militärpersonen. Juristen wirkten beim Militärgerichtsverfahren nicht mit. Die französische Militärstrafgesetzgebung stammte aus dem Jahre 1857 und enthielt sehr scharfe Bestimmungen.

Im Kriege wurde die Disziplin mit scharfen Strafen aufrechterhalten. In der französischen wie in der englischen Armee scheute man sich nicht, zu erschießen. Der Krieg ist nun einmal ein „gewaltsam Handwerk". Clemenceau hielt mit eiserner Faust jede Friedensregung nieder. Je länger der Krieg dauert, desto schärfer muß die Disziplin gehandhabt werden. Von dieser alten Kriegserfahrung gingen die Franzosen und Engländer aus. Bei uns verfuhr man umgekehrt. Fortgesetzt wurde eine Milderung der Strafen erstrebt und schließlich auch erreicht.

Aufmarsch und operative Absichten.

Über den Aufmarsch und die operativen Absichten der Franzosen stand uns sicheres Material natürlich nicht zur Verfügung. Als Unterlagen konnten nur Äußerungen namhafter Militärschriftsteller, Pressenachrichten, die Verhandlungen in Kammer und Senat und dergleichen benutzt werden. Naturgemäß ließen sich aus einem einzelnen Buch, einem einzelnen Aufsatz keine sicheren Schlüsse ziehen. Es wurde aber in Frankreich viel über Operationen geschrieben. Die Vlissinger Frage, die politische Spannung im Jahre 1911, die Klagen über das Luxemburger Loch 1913 gaben Anlaß zu eingehenden Erörterungen solcher Fragen. Wir mußten versuchen, aus der Gesamtheit dieses reichen Materials die zur Zeit herrschenden Ansichten und Strömungen zu erkennen. Besonders unter den Militärschriftstellern befand sich eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten, so der verstorbene General Langlois, General Bonnal, früher Direktor der Kriegsakademie, sein Nachfolger General Foch, sowie eine Anzahl jüngerer, beachtenswerter Offiziere, wie Mordacq und andere. Auch die englische und belgische Militärliteratur, die in auffallend enger Fühlung mit der französischen stand, bildete eine wertvolle Ergänzung.

Man war in Frankreich davon überzeugt, daß die Lage Deutschland zwinge, eine rasche Entscheidung gegen Frankreich herbeizuführen. In einem Kriege gegen zwei Fronten sei ein defensives Verhalten Deutschlands gegenüber Frankreich ausgeschlossen. „Die Deutschen wissen genau, daß die Mobilmachung der Russen nur sehr langsam vonstatten gehen wird", schrieb Langlois 1911. „Sie werden daher an der Weichsel nur schwache Kräfte zurücklassen und sich mit allem auf Frankreich stürzen, um hier rasch eine

Entscheidung herbeizuführen." Man nahm an, daß Deutschland nur zwei bis drei oder auch vier Korps an seiner Ostgrenze belassen würde. Gegen Frankreich verfüge es somit über 20 bis 22 Armeekorps.

Wie sollten sich die Franzosen demgegenüber verhalten? Soweit zu erkennen, wechselten die Ansichten hierüber in Frankreich je nach der militärischen und politischen Lage.

Noch 1906 schrieb Bonnal („La prochaine guerre"): „Alles, was man über die Versammlung der französischen Armee sagen kann, ist, daß die fast gewisse Offensive der Deutschen uns dazu zwingt, zunächst eine defensive Haltung einzunehmen." Allmählich aber trat eine Schwenkung ein. Langlois brachte seinen Unwillen über den Defensivgeist in der Kammer zum Ausdruck. In der „Opinion" schrieb er 1911, Frankreich müsse einen offensiven Krieg vorbereiten. „Wir sprechen zuviel von der Defensive. C'est déprimant." In der „France militaire" wurde 1911 ausgeführt: „Wir haben den großen Fehler gemacht, seit 1870 aller Welt zu verkünden, daß sich Frankreich begnügen würde, den Angriff Deutschlands abzuwarten." Eine starke Gegenströmung machte sich seit 1911 in der öffentlichen Meinung bemerkbar. Die überraschenden Erfolge der französischen Flieger, die Hoffnung auf die Unterstützung durch die Engländer und auf ein neutrales Verhalten der Italiener gaben den Franzosen größere Sicherheit. Sie hielten sich den Deutschen zahlenmäßig für gewachsen und glaubten sie in der Ausnützung der Technik und in der Ausbildung der Truppen zu übertreffen. Besonders scharf kam diese Meinung während der politischen Spannung 1911 zum Ausdruck. Planmäßig wurde das deutsche Heer herabgesetzt. Der französische Offensivgeist wurde sehr laut in der Presse, in der Militärliteratur und im Parlament betont. Auch der Kriegsminister und andere Vertreter der Regierung führten das Wort Offensive im Munde. Es erschienen die bekannten Schriften des Obersten Boucher „La France victorieuse" und „L'Offensive contre l'Allemagne", in denen er mit dem Gewicht eines ehemaligen Chefs der Operationsabteilung im Großen Generalstabe nachzuweisen suchte, daß Frankreich Deutschland überlegen sei.

Es fragte sich, wie die Offensive zu führen war. Sollte sie von vornherein eintreten und in welcher Richtung, oder sollte man sich zunächst bereitstellen, um einen günstigen Augenblick zum Angriff zu erfassen?

Boucher sprach von einer sofortigen Offensive nach Lothringen hinein.

Häufiger trat zunächst noch die andere Ansicht hervor, sich zum Angriff bereitzustellen. Allerdings war damit der Mißstand verknüpft, daß die Deckungstruppen zunächst zurückgedrückt werden konnten. Das müsse in den Kauf genommen werden. Der Major Mordacq wies 1911 in der „Revue militaire générale" besonders darauf hin, daß die

Franzosen in den einleitenden Kämpfen unter Umständen zurückgedrückt werden könnten. Das französische Volk müsse sich mit diesem Gedanken vertraut machen. Langlois hob diesen Gedanken ebenfalls hervor und erweiterte ihn dahin, daß die Franzosen die Entscheidung möglichst lange hinausschieben sollten, bis die Engländer und möglichst alle Truppen aus Nordafrika auf dem Kriegsschauplatz eingetroffen wären. Auch in anderen Aufsätzen, so in der „Nouvelle revue" im Januar 1912, trat das Bestreben hervor, die öffentliche Meinung darauf vorzubereiten, daß die Armee sich zunächst abwartend verhalten müßte, und daß die geplanten Operationen ein vorübergehendes Räumen französischen Gebietes nötig machen würden.

Wenn man auch für die erste Bereitstellung eine Unterstützung an dem französischen Befestigungssystem fand, so wollte man sich doch keineswegs daran anklammern. „Das Festlegen in einer Verteidigungsstellung muß letzten Endes zur Vernichtung führen. Eine derartige Operation ist daher aus unseren Erwägungen von vornherein auszuschalten", schrieb Oberst Grouard 1911. Es handelte sich vielmehr um eine große Bereitstellung zum Angriff. Im „Journal des sciences militaires" 1912 wurde dies klar ausgesprochen: „Der Vorteil unseres Planes besteht darin, zu Anfang alle Kräfte in einer Zentralstellung zu versammeln. Sobald wir aber Nachrichten über die feindlichen Maßnahmen haben, werden wir unserseits zu energischster Offensive übergehen und, hier oder dort, die enormen Massen unserer Gegenangriffe einsetzen." Bonnal bezeichnete es im „Gaulois" 1911 als Aufgabe des französischen Heerführers: „Prendre une offensive endiablée au moment opportun et avec de grandes forces."

Hierbei wirkte offenbar das operative und taktische Verfahren der Franzosen, wie es S. 21 geschildert ist, mit. Das Operieren und Fechten aus der Tiefe, das „Manövrieren" mit starken, rückwärts bereitgehaltenen Massen im günstigen Augenblick gegenüber einem in breiter Entwicklung vorgehenden Feind tritt deutlich hervor. Mordacq sprach in „Politique et stratégie" seine Ansicht dahin aus, daß die Deutschen in breiter Front (sur un front énorme) zum Angriff vorgehen würden. Getreu der deutschen Umfassungsmethode würden sie den Hauptstoß gegen den französischen linken Flügel richten. Der strategische Aufmarsch der Deutschen lasse ein Manöver nicht zu, sondern nur „la poussée brutale droit devant soi sans tenir le moindre compte des mouvements de l'adversaire." Die Franzosen könnten sich unter keinen Umständen einer solchen strategischen Auffassung anschließen. Man habe sich in Frankreich immer mehr von dem Gedanken freigemacht, daß man zu Beginn des Krieges die Armeen nebeneinander aufmarschieren lasse. Im Gegenteil, man strebe nicht danach, die Armeen dicht zu versammeln, sondern suche sie, um operieren zu können, so zu gliedern, daß zwischen der Hauptgruppe und den

Flügelarmeen beträchtliche strategische Zwischenräume blieben. „Das 20. Jahrhundert hat in die Hände des modernen Oberbefehlshabers die gewaltigen Mittel gelegt, die ihm zu manövrieren erlauben, trotz der ungeheuren Stärke und Frontbreite der heutigen Heere. Es sind dies die Eisenbahnen. Gut angewandt, erlauben sie einen wesentlichen Faktor des Sieges zu benutzen: die Überraschung. Mit Hilfe der Bahnen kann man eine oder zwei Armeen hinten zurückhalten und sie überraschend zur Schlacht dorthin werfen, wo der Hauptstoß geführt werden soll." Aus diesem Grunde würden die französischen Kräfte während der Vorbereitung des strategischen Manövers sehr tief gestaffelt sein.

Ähnlich wurde in einer Studie in der „Revue militaire générale" 1910 und 1911 folgendes entwickelt: „Die Deutschen gehen bei ihren Operationen von einer vorgefaßten Meinung (une idée préconçue) aus. Ohne über die Stärke und Maßnahmen des Gegners unterrichtet zu sein, setzen sie ihre Kolonnen zu einer weit ausholenden Umfassung an, alle Korps von vornherein nebeneinander. Damit gibt der oberste Führer seine Truppen aus der Hand. Hat er sich in seinen Annahmen über den Feind geirrt, so ist es außerordentlich schwierig, die in falscher Richtung eingesetzten Kräfte rechtzeitig anders zu verwenden. Das ganze Verfahren der Deutschen ist zu brutal und führt ins Ungewisse. Besser ist es, abzuwarten, bis sich die Lage geklärt hat, um dann an einem Punkte, der auf Grund der über den Feind gewonnenen Ansicht gewählt wird, die versammelten Kräfte zum entscheidenden Gegenstoß einzusetzen."

Freilich verkannte man an einzelnen Stellen auch in Frankreich die Schwierigkeiten eines solchen operativen Verfahrens nicht. „Es könnten die Franzosen leicht auch in der Schlacht zur Defensive gezwungen werden", meinte die „France militaire". Selbst Bonnal, der hauptsächlichste Vertreter des Gegenangriffs, gab zu, er verlange am meisten „esprit". Man müsse rechtzeitig über die Operationen des Gegners unterrichtet sein. Täusche man sich, so sei alles verloren. Auch Oberst Grouard hob die Schwierigkeit hervor, den richtigen Zeitpunkt und die richtige Stelle zum Gegenangriff zu finden.

Demgegenüber glaubten die Franzosen später eine wesentliche Bestärkung ihrer operativen Ansichten durch die überraschende Entwicklung der modernen Erkundungsmittel zu erfahren. Auf Grund der großen Erfolge der Flieger hofften sie mehr als früher darauf rechnen zu können, rechtzeitig Meldungen über den Feind zu erhalten. Man erwartete, daß sowohl der Anmarsch der deutschen Armee, als auch ihre Ziele durch Flieger vollkommen erkannt würden, während es anderseits möglich sei, die Aufstellung der zum Gegenstoß bestimmten Heeresteile, solange sie noch nicht in der Bewegung seien, dem Einblick der deutschen Luftaufklärung zu

entziehen. Wir werden später sehen, daß die Franzosen sich in dieser Erwartung getäuscht haben. Die Ausdehnung und Stärke unseres rechten Flügels erkannten sie im August 1914 erst, als es zu spät war.

Seit 1913 aber wurde die Offensive in Frankreich wesentlich schärfer betont. Während der Erörterungen über das „Luxemburger Loch" im Sommer 1913 erschienen zahlreiche Aufsätze in der Presse und Literatur von Lacroix, Maitrot, Coupillaud, Mordacq u. a., die betonten, man müsse frühzeitig zur Gegenoffensive schreiten.

Jetzt trat auch der Gedanke der sofortigen strategischen Offensive hervor. Der Verfasser des 1913 erschienenen Buches „Les ailes de la victoire" sagte, der französische Kriegsplan sei auf der sofortigen Offensive auf der ganzen Front aufgebaut. Die Entscheidungsschlacht nahm er in Belgien an. Die im Februar 1914 erschienene „Anleitung für die höhere Truppenführung" wies auf die kriegerische Vergangenheit Frankreichs hin und betonte die Notwendigkeit, auf dem Hauptkriegsschauplatz die strategische Offensive zu ergreifen.

Die Presse führte hierzu folgendes aus:

Durch die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit sei Frankreich mehr als bisher zur Offensive befähigt. Auch entspreche sie mehr dem Volkscharakter und sei der gesteigerten Leistungsfähigkeit des Heeres angemessener. Der Hilfe der Engländer war man sicher, sie konnte nur auf dem linken Flügel der Franzosen eintreten. Daß Belgien der Schauplatz von Operationen werden würde, wurde allgemein angenommen. Man rechnete in Frankreich mit der belgischen Hilfe. Das Verhältnis zu Italien gestaltete sich immer freundlicher.

Auf diese verschiedenen Punkte muß im einzelnen näher eingegangen werden.

Die Bedeutung der Einführung der dreijährigen Dienstzeit im Jahre 1913 sowie der übrigen damit verknüpften Reformen für die Wehrkraft Frankreichs ist S. 9 ff. hervorgehoben. Die sich daraus ergebenden Stärkeverhältnisse berechtigten die Franzosen zweifellos, den Gedanken der unmittelbaren strategischen Offensive an Stelle des abwartenden Verhaltens und Gegenangriffs zu fassen.

Von wesentlicher Bedeutung war das Verhältnis zu Italien. Bei dem Besuche des Königs Viktor Emanuel in Frankreich im Herbst 1903 sagte der König in seinem Trinkspruch: „Mit Recht sieht Frankreich meine Gegenwart als ein natürliches Ergebnis des zwischen unseren beiden Ländern glücklich vollendeten Werkes der Annäherung an." Man schien in Frankreich überzeugt zu sein, daß die Italiener nichts Ernstliches unternehmen würden, ehe nicht die ersten Kämpfe gezeigt haben würden, auf wessen Seite der Erfolg und damit der Platz Italiens sei. In der fran-

zösischen Literatur und in der Tagespresse rechnete man damit, daß Italien sich zu Beginn des Krieges abwartend verhalten würde. „Italien wird abwarten und sich dem Sieger anschließen", schrieb der General Maitrot Ende 1911.

Verschiedene Maßnahmen der französischen Regierung konnten in demselben Sinne gedeutet werden. In früheren Jahren hatte man in Korsika dauernd Vorräte an Getreide bereitgehalten, die zur Ernährung der Bevölkerung im Kriege dienen sollten. Die hierfür im Budget ausgeworfenen Summen wurden allmählich verringert und fielen von 1910 ab weg. Die politische Lage gestatte dies, bemerkte der Berichterstatter zum Budget. Die seit langen Jahren auch im Winter in Blockhäusern in den Alpen zum Schutz gegen Italien auf 2000 bis 3000 m Höhe überwinternden Alpenposten in Stärke von Zügen oder Halbzügen wurden seit dem Winter 1911/12 eingezogen. In mehreren Zeitungen wurde ausdrücklich darauf hingewiesen, daß diese Maßnahme auf die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Frankreich und Italien zurückzuführen sei. Einzelne Regimenter, die besonders für den Krieg in den Alpen ausgerüstet waren, wurden von der Alpengrenze nach den Vogesen verlegt.

Es entstanden daher in unserem Generalstab Zweifel, ob die französische „Alpenarmee" noch wie früher an der Alpengrenze aufmarschieren würde. Zu ihr zählten das XIV. und XV. Armeekorps, voraussichtlich nebst den dazugehörigen Reserve- und Territorialformationen. In der Presse war bisweilen schon der Gedanke zum Ausdruck gekommen, mindestens einen Teil dieser aktiven Kräfte von vornherein gegen Deutschland zu verwenden. Ende 1910 wurde in einem noch öfter zu erwähnenden Aufsatz der „Revue militaire générale" („La doctrine de défense nationale") folgendes ausgeführt: Die Franzosen müßten zwar Kräfte an der Alpengrenze zurücklassen. Diese Kräfte könnten aber schwach sein und lediglich aus Formationen zweiter Linie bestehen, wenn Frankreich entschlossen sei, gegen Deutschland rasch die Entscheidung herbeizuführen. Auch sonst wurde in der Presse und Militärliteratur allgemein die Ansicht geäußert, daß an der Alpengrenze ein système de surveillance, aus Alpenjägern, Reserve- und Territorialformationen bestehend, genüge. Das XIV. und XV. Armeekorps könnten von vornherein gegen Deutschland eingesetzt werden. Einzelne Stimmen traten sogar dafür ein, auch die Alpenjäger und die anscheinend auch für die Alpengrenze bestimmte 2. Kolonialdivision dort fortzuziehen. Mehrere organisatorische Änderungen, z. B. in der Ausstattung mit Artillerie, sprachen dafür, daß die für die Verwendung in der Alpenarmee besonders organisierten Armeekorps XIV und XV jetzt auf dem Hauptkriegsschauplatz in normaler Gliederung verwendet würden. Die französischen Befestigungen an der italienischen Grenze wurden

seit 1913 weiter ausgebaut. Die Ost- und Nordfront von Nizza wurden verstärkt. In der Gegend des Mont Cenis und des Kleinen St. Bernhard wurden alte Befestigungen erneuert und neue angelegt. Es bedeutete dies aber das Gegenteil einer Verschärfung der Lage gegenüber Italien. Die ausgesprochene Absicht war, „mehr Truppen von vornherein gegen Deutschland verwenden zu können".

So nahm der deutsche Generalstab das XIV. und XV. Armeekorps in den letzten Jahren vor dem Kriege im Aufmarsch gegen Deutschland an. Der Graf Schlieffen war schon dieser Ansicht gewesen. Er hielt dies für die einzig richtige Maßnahme der Franzosen. Gegen Italien würden danach voraussichtlich außer den Reserve- und Territorialtruppen der beiden Korpsbezirke die Alpenjäger und vermutlich die 2. Kolonialdivision zur Sicherung der Küste verblieben sein. „Hiervon wird aber", hieß es in unserer Zusammenstellung, „nach Klärung der politischen Lage wahrscheinlich der größte Teil auch gegen Deutschland verwendet werden." Diese Klärung trat bekanntlich im August 1914 sehr bald ein.

Es wurde bei uns auch damit gerechnet, daß das in Nordafrika stehende XIX. Armeekorps im Aufmarsch gegen Deutschland so rechtzeitig eintreffen würde, daß es bei den Entscheidungskämpfen mitwirken könnte. Eine Gefährdung des Seetransportes nach Marseille durch die österreichische oder gar italienische Flotte war nicht hoch einzuschätzen. Auch lag in der Schnelligkeit des Transportes eine gewisse Gewähr für seine Sicherheit. Die rechtzeitige Bereitstellung der Transportmittel schien gut vorbereitet zu sein.

Von ausschlaggebender Bedeutung für die Verschärfung des französischen Angriffsgeistes war die Mitwirkung der Belgier und Engländer.

In Belgien war durch das Wehrgesetz von 1913 die allgemeine Dienstpflicht eingeführt worden. Die Kriegsstärke des belgischen Heeres sollte in den nächsten Jahren auf rund 340 000 Mann (ohne Ersatztruppen) erhöht, also gegen den bisherigen Stand nahezu verdoppelt werden. Es fiel also beträchtlich in die Wagschale, wenn die französische Heeresleitung damit rechnen konnte, die Belgier auf ihrer Seite zu finden. Der „Temps" hatte schon im Oktober 1911 auf die Verteidigungsvorbereitungen hingewiesen, die Belgien in den Maasfestungen Lüttich—Huy—Namur auf Grund der Kriegsgefahr im Sommer 1911 getroffen hatte. Man nahm offenbar an, daß sie gegen die Deutschen und zugunsten der Franzosen angeordnet worden seien.

Es war bekannt, daß die gebildeten Kreise Belgiens unter französischem Einfluß standen. Er war infolge der Sprachgemeinschaft, der Tätigkeit der Presse sowie des Gegensatzes zu Deutschland dauernd im

Wachsen begriffen. Die Franzosen förderten diese Bewegung in der Erwartung, daß sich Belgien im Kriegsfall gegen Deutschland wenden würde.

Im Herbst 1912 wurde eine Erkundungsreise des französischen Generalstabes auf belgischem Gebiet dadurch bekannt, daß der Oberstleutnant Picard unerwünschterweise in Namur erkrankte.

Nach der schon erwähnten Studie „La doctrine de défense nationale" in der „Revue militaire générale" vom Jahre 1910/11 hatten die Franzosen einen sorgfältigen Nachrichtendienst in Belgien und Luxemburg für den Kriegsfall eingerichtet. Agenten und Offiziere in Zivil wollte man hierzu verwenden. Ihre erste Aufgabe sei, die Versammlung von Truppen an der belgischen Grenze festzustellen. Demnächst würden sie in Kraftwagen die durch Belgien führenden Straßen beobachten. Ohne Einverständnis der Belgier schien uns dies nicht durchführbar.

Während der politischen Spannung 1911 hatte offenbar ein eingehender Meinungsaustausch über eine englische Landung zwischen dem französischen und englischen Generalstabe stattgefunden.

Der englische Generalstab hatte geheime militärische Handbücher über Belgiens Wege und Flüsse herausgegeben. Das Material dafür wurde, wie die Bemerkungen bei den einzelnen Abschnitten besagten, seit 1909 durch Erkundungen gesammelt, der erste Teil erschien 1912. Die Handbücher enthielten die genauesten Angaben über das rollende Material, über Schleusen, Brücken, Belegungsfähigkeit, die ohne die Benutzung amtlichen belgischen Materials kaum zu beschaffen waren.

Das „Journal de Bruxelles" schrieb im Februar 1913, daß England und Frankreich entschlossen seien, die Neutralität Belgiens nicht zu achten. Im Februar 1914 sprach es von Maßnahmen der Franzosen an der Nordgrenze zur Unterstützung der Belgier.

1913 unternahmen seit Mai französische Militärflieger und das in Maubeuge untergebrachte französische Luftschiff öfters Erkundungsflüge über belgisches Gebiet. Augenscheinlich geschah dies im Einvernehmen mit der belgischen Regierung, denn ein Einspruch ist von ihr nicht erfolgt. Englische Seeoffiziere erkundeten eingehend die belgische Küste und die Insel Walcheren.

Die „Chronique" vom November 1912 sprach von gemeinsamem Handeln der englischen, französischen und belgischen Armee. General Ducarne, ehemals Chef des belgischen Generalstabes, sagte 1912 („Doctrine stratégique"), daß zwischen dem belgischen und englischen Generalstabe wahrscheinlich Abmachungen getroffen seien.

Am 12. Dezember 1909 versicherte der belgische Minister des Äußeren, de Favereau, gelegentlich der Beratung des neuen Militärgesetzes im Senat, er sei auf Grund diplomatischer Aktenstücke, die ihm während seiner Amts-

dauer (1906 bis 1909) zu Gesicht gekommen seien, zu der festen Überzeugung gelangt, daß der belgische Neutralitätsvertrag derzeit „ein ganz wertloses Stück Papier" darstelle. Der Ausbruch eines neuen deutsch-französischen Krieges bilde eine ernsthafte Bedrohung der belgischen Neutralität, und zwar von seiten Frankreichs, weil dieses ein großes militärisches Interesse daran habe, seine Truppen durch Belgien an das deutsche Gebiet gelangen zu lassen. In einem solchen Falle käme von den Großmächten, die den belgischen Neutralitätsvertrag unterzeichnet hätten, ausschließlich England in Betracht. England, das im Jahre 1870 die belgische Neutralität schützte, würde diesmal infolge seiner Freundschaft mit Frankreich und seines Hasses gegen Deutschland diese Rolle um so weniger übernehmen, als es nichts werde hindern wollen, was Deutschland in Gefahr bringen könne. de Favereau empfahl daher, den Neutralitätsvertrag zu kündigen und ein offenes Bündnis mit einer benachbarten Großmacht zur Sicherung der Selbständigkeit zu schließen.

In einer gegen den Willen der belgischen Regierung veröffentlichten Schlußaufgabe der belgischen Kriegsakademie 1913 fand sich der Satz: „Der französische Oberbefehlshaber fordert gemäß der getroffenen Abmachungen das belgische Oberkommando auf, mit ihm zusammen gegen die deutsche Armee zu operieren."

Wir hatten auf Grund dieser Nachrichten im Generalstab immer mehr die Überzeugung gewonnen, daß die belgische Neutralität von den Belgiern längst aufgegeben sei.

Wie recht wir damit hatten, ist nachträglich durch das im Kriege in den Archiven des belgischen Generalstabes vorgefundene Material bestätigt worden. Die Akten tragen die Aufschrift: „Conventions anglo-belges". Sie beweisen, daß insbesondere der Feldzug in Belgien seit langen Jahren mit peinlichster Genauigkeit vorbereitet war.

Schon im Jahre 1906 hatten eingehende Verhandlungen zwischen dem belgischen Generalstabschef Ducarne und dem englischen Militärattaché in Brüssel, Barnardiston, stattgefunden, bei denen Stärke und Zusammensetzung der englischen Hilfstruppen festgelegt, ihre Überführung mit der Eisenbahn durch Frankreich nach Belgien, Unterkunft, Verpflegung und ärztliche Versorgung bis ins einzelne vereinbart wurden. Oberstleutnant Barnardiston hatte damals eine Unterstützung Belgiens durch 100 000 Engländer in Aussicht gestellt, allerdings — wie zugegeben werden muß — für den Fall eines Angriffs auf die belgische Neutralität. Der Einmarsch der Engländer sollte erst nach der Verletzung der belgischen Neutralität durch die Deutschen stattfinden. General Ducarne teilte dem Engländer die bis zum Eintreffen der englischen Armee beabsichtigten belgischen Maßnahmen mit: Namur und Lüttich seien gegen einen Handstreich gesichert, in vier

Tagen sei die belgische Feldarmee in Stärke von 100 000 Mann bereit, um die Bewegungen des Feindes zu hindern; sie würde nicht sofort ihre Zuflucht in Antwerpen nehmen. In demselben Jahre machte der englische Generalstabschef Grearson bei Gelegenheit der französischen Manöver in Compiègne dem General Ducarne die Mitteilung, daß infolge der Reorganisation der Armee die Engländer ein stärkeres Expeditionskorps (150 000 Mann) in kürzerer Frist als bisher landen würden.

Erbeutete, vom englischen Generalstab gedruckte Kriegskarten des belgischen Kriegsschauplatzes und das bereits erwähnte sehr eingehende militärgeographische Handbuch über Belgien erhärteten des weiteren, mit welcher Sorgfalt die englische Heeresleitung sich für den Feldzug in Belgien vorbereitete.

Eine bezeichnende Unterredung über diesen Gegenstand fand am 23. April 1912 zwischen dem belgischen Chef des Generalstabes Jungbluth, dem Nachfolger des Generals Ducarne, und dem englischen Militärattaché, Oberstleutnant Bridges, statt. Der Engländer behauptete hierbei, die englische Regierung würde auf Grund der letzten Ereignisse (gemeint ist die Spannung in der Marokkofrage von 1911) ihre Truppen selbst dann in Belgien gelandet haben, wenn Belgien keine Hilfe verlangt habe. Er begründete dies damit, daß die Belgier nicht imstande wären, die Deutschen am Einmarsch zu hindern. 6 Infanteriedivisionen und 8 Kavalleriebrigaden, im ganzen 160 000 Mann, seien jetzt zur Landung bestimmt.

Über die tatsächlichen französisch-englischen Abmachungen hat Marschall Joffre kürzlich genauere Angaben gemacht (S. 51).

Freilich handelt es sich nicht um eine Militärkonvention, sondern um vertrauliche Besprechungen und Vereinbarungen. Die Mitteilungen, insbesondere die von belgischer Seite den Engländern gemachte Angabe der im Kriegsfalle geplanten militärischen Maßnahmen fallen aber zweifellos aus dem Rahmen der Neutralität völlig heraus. Ein Bericht des früheren belgischen Gesandten in Berlin, Baron Greindl, weist nachdrücklich darauf hin, welche schweren Gefahren für die Neutralität Belgiens daraus erwüchsen, daß es sich mit seinen militärischen Maßnahmen lediglich auf den Fall einrichte, an der Seite der Westmächte zu marschieren.

Es handelte sich für unseren Generalstab vor dem Kriege darum, zu erkennen, wie sich das Zusammenwirken der Franzosen, Engländer und Belgier im Kriegsfall voraussichtlich gestalten würde. In der französischen Presse wurde dieses Zusammenwirken offen erörtert. Man dürfe die Belgier nicht sich selbst überlassen, so hieß es; sie wären sonst nicht imstande, tatkräftigen Widerstand zu leisten. Schrittweise ging man weiter. Es sei nötig, daß die Franzosen und Engländer in diesen Kampf rechtzeitig eingriffen. Hierzu müßten sie bis an die Maas vor-

gehen. Die Maas nördlich Givet, nicht die politische Grenze, sei überhaupt die natürliche Fortsetzung der französischen Front über Verdun hinaus nach Norden! Namurs müsse man sich durch einen Handstreich bemächtigen. Schon in Zeiten politischer Spannung müsse man sich darauf vorbereiten. („Armée moderne" 1912, „Spectateur militaire" 1913, „Echo de Paris" 1911.) Namur sei der notwendige Stützpunkt für den linken Flügel der Franzosen, das Bindeglied zwischen ihnen und den Engländern. Von diesen nahm man anscheinend an, daß sie in Dünkirchen, Calais und Boulogne landen und mit der Bahn nach der Maas befördert würden. Während sie, so hieß es, auf Lüttich vorgingen, müsse der französische linke Flügel gegen die Maaslinie Givet—Namur vordringen. Brächen die Deutschen in Belgien ein, so sei man in der Lage, ihre Absicht der Umfassung des französischen Flügels zu vereiteln. Man war sich darüber klar, daß ein Vorgehen auf Namur ein Vorgehen der Deutschen nach Lüttich herbeiführen würde. Vielfach wurde allerdings als ebenso selbstverständlich angenommen, daß die Deutschen von vornherein Lüttich, wie die Franzosen Namur besetzen würden.

Welche französischen Kräfte zum Vorgehen an die belgische Maas bestimmt waren, etwa hinter dem linken Flügel gestaffelte Reservedivisionen und das I. oder auch das II. Armeekorps, war nicht mit Bestimmtheit zu ersehen. Wir hielten es für das Wahrscheinlichste, daß das I. Armeekorps dazu vorgesehen war. Im „Echo de Paris" 1911 wurde das II. Armeekorps genannt, das auf Friedensfuß sofort Namur besetzen solle, demnächst aber auf 50 000 bis 100 000 Mann verstärkt würde. Jedenfalls war auch nach dem „Journal des sciences militaires" 1912 damit zu rechnen, daß sich auf dem äußersten linken Flügel „viel Kavallerie, fast die ganze französische Kavallerie" befinden würde. Wir mußten annehmen, daß sie dazu bestimmt war, nach Belgien und Luxemburg vorzugehen.

Von dem Aufmarsch und den ersten operativen Absichten der Franzosen machten wir uns im übrigen vor dem Kriege folgendes Bild:

Die Hauptmasse nahmen wir im Raum Chaumont—Neufchâteau—Bar le Duc—Ste. Menehould—Châlons s. M. an, schwächere Armeen und Gruppen von Reservedivisionen auf den Flügeln, durch größere Zwischenräume von der Hauptgruppe getrennt. Vor der Front fünf Armeekorps im Grenzschutz von Belfort bis Givet, dabei die zehn Kavalleriedivisionen, von denen der größte Teil auf dem linken Flügel sich befand.

Es war ungewiß, ob die französischen Kräfte gegen Deutschland in fünf oder sechs Armeen gegliedert waren, wahrscheinlich aber in fünf. Das XIV. und XV. Armeekorps, bisher an der Alpengrenze gegen Italien, wurden von vornherein im Aufmarsch gegen Deutschland auf dem linken französischen Flügel vermutet. Auch das rechtzeitige Eintreffen des nord-

afrikanischen XIX. Armeekorps im Aufmarsch gegen Deutschland wurde angenommen.

Die Reservedivisionen, deren Zahl wir auf 20 schätzten, vermuteten wir in einzelne Gruppen zusammengezogen, vielleicht zum Teil auch auf die Armeen verteilt.

Der Grenzschutz war gegen früher verstärkt. Mit der Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit war das XXI. Armeekorps neu gebildet worden. Gleichzeitig wurde das II. Armeekorps an die Grenze vorverlegt und übernahm einen Teil des bisher dem VI. Armeekorps zugewiesenen Grenzgebietes.

Die Gruppierung der französischen Kräfte dachten wir uns im einzelnen etwa folgendermaßen:

Je eine Armee von vier bis fünf Armeekorps bei Epinal, Toul und Vouziers-Rethel.

Zwischen den Armeen von Toul und Vouziers-Rethel vielleicht das VI. Armeekorps an der mittleren Maas bei St. Mihiel—Verdun.

Etwa bei Maubeuge die zum Vorgehen gegen die Linie Givet—Namur bestimmte Gruppe (ein bis zwei Armeekorps und eine Anzahl Reservedivisionen).

Die Hauptmasse (armée de manœuvre), vielleicht in zwei Armeen gegliedert, in dem genannten Raum in und westlich der Linie Neufchâteau —Ste. Menehould, etwa sieben Armeekorps oder mehr.

Je eine Gruppe von vier bis sechs Reservedivisionen auf dem rechten Flügel bei Lure—Vesoul und gestaffelt hinter dem linken Flügel bei Laon —La Fère. Die Verwendung der anderen Reservedivisionen war unbekannt.

Die Alpenarmee, nur aus wenigen Territorialformationen bestehend. Von den zur Alpenarmee gehörenden Alpenjägern, Reservedivisionen und der 2. Kolonialdivision wurde angenommen, daß sie „nach Klärung der politischen Lage gegen Deutschland verwendet würden".

Etwa am 13. Mobilmachungstag konnten nach unserer Annahme die Feld- und Reservetruppen operationsbereit sein.

Die Gesamtstärke des Feldheeres wurde auf 22 Armeekorps mit 46 Infanteriedivisionen, 10 Kavalleriedivisionen, 20½ Reservedivisionen, 4 Festungsdivisionen (Hauptreserven der großen Festungen, aus Feld- und Reservetruppen zusammengesetzt), 12 oder mehr Territorialdivisionen angenommen, mit einer Gesamtstärke von:

Feldtruppen	2 150 000	Mann
Besatzungstruppen . . .	510 000	=
Ersatztruppen	690 000	=
Landsturm	760 000	=

Dabei konnten noch beträchtliche Besatzungstruppen in Nordafrika und Korsika belassen werden (einschließlich der eingeborenen Truppen 115 000 Mann in Nordafrika, 12 000 in Korsika). Einschließlich dieser Truppen betrug die Gesamtstärke rund 3 200 000 Mann. Rechnete man das gesamte Besatzungsheer einschließlich Territorialtruppen (Landsturm) hinzu, so kamen wir zu einer Gesamtstärke von rund 4 300 000 Mann.

Alle Annahmen über den Aufmarsch beruhten auf unsicheren Grundlagen und hatten nur eine gewisse Wahrscheinlichkeit.

Der Aufmarsch in dieser Gestalt mußte als eine große Bereitstellung zum Angriff aufgefaßt werden. Ursprünglich als Gegenangriff gegen die deutsche Offensive gedacht, schien er in der letzten Zeit vor dem Kriege zur unmittelbaren strategischen Offensive umgestaltet zu sein. Frühzeitiges Vorgehen von Teilkräften auf dem rechten Flügel in das obere Elsaß, auf dem linken Flügel an die belgische Maas sollten für den Hauptangriff der Manövriermasse günstige Bedingungen schaffen. Dieser Angriff konnte in Richtung auf Lothringen oder über Verdun oder weiter nördlich erfolgen.

Das Vorgehen gegen die Maaslinie Namur—Givet und die Besetzung Namurs hatten in Verbindung mit dem Vormarsch der Engländer an die Maas und der Bereitstellung der Belgier etwa in Linie Lüttich—Namur die linke Flanke des nach Lothringen oder über Verdun zu führenden Hauptangriffs zu decken oder den nach Belgien hinein erfolgenden Hauptangriff vorzubereiten. Zugleich sollten die Belgier frühzeitig gestützt und das Zusammenwirken mit ihnen und den Engländern sichergestellt werden. Vereinbarungen hierüber waren getroffen.

Auf dem rechten Flügel schien die französische Heeresleitung seit langem einen Einbruch in das obere Elsaß geplant zu haben. Er war aber nicht als Hauptangriff gedacht: „Man marschiert dort in eine Sackgasse hinein und hat kein Ziel", schrieb Oberst Grouard im „Est républicain" 1911. Mit Rücksicht auf die deutschen Befestigungen am Oberrhein und im Breuschtal hielt auch General Maitrot 1911 das obere Elsaß für eine Sackgasse, ungeeignet für eine französische Offensive. Wohl aber konnte eine Nebenoperation nach dem oberen Elsaß von Vorteil sein. Man bemächtigte sich eines Teiles des als Kriegsziel erstrebten Landes; die Eroberung von Mülhausen, Schlettstadt und Kolmar war immerhin ein äußerlicher, auf die Stimmung der Franzosen berechneter Erfolg. Vor allem aber konnten dadurch deutsche Kräfte von der in Lothringen oder Belgien erfolgenden Hauptoperation abgezogen werden. Die Franzosen vermuteten nur schwache deutsche Kräfte im Oberelsaß, der Erfolg war also leicht zu erkaufen. Es standen nach unserer Ansicht den Franzosen zwei Grenzkorps, VII. und XXI., die Hauptreserve von Belfort und einige Reserve-

Der französische Aufmarsch 1914.

divisionen der Gruppe des rechten Flügels sowie eine Kavalleriedivision für den Einmarsch in das Oberelsaß zur Verfügung. Daß diese Kräfte bei richtigem Verhalten der Deutschen leicht für die Hauptoperation ausfallen konnten, wird man in Frankreich wohl auch erkannt haben. Trotzdem hielten wir im Generalstabe den Einbruch ins Oberelsaß als Teilunternehmen für sehr wahrscheinlich.

Während dieser Handlungen auf beiden Heeresflügeln konnte sich die Bereitstellung der Hauptmasse vollziehen, in sich tief gegliedert, bereit, nach verschiedenen Richtungen hin anzugreifen. Man wollte die strategische Offensive ergreifen, schien sich aber nicht von vornherein auf eine bestimmte Richtung festgelegt zu haben, sondern wollte sich eine gewisse Freiheit vorbehalten, je nach den inzwischen eingehenden Nachrichten. Es entsprach dies im großen Rahmen der Heerführung den sonstigen operativen und taktischen Ansichten der Franzosen (S. 21).

Man wollte „manövrieren". Zu diesem Zwecke war es auch möglich, den Aufmarsch von vornherein zu verschieben. Es war uns bekannt, daß für den Aufmarsch der Hauptkräfte „Varianten" vorbereitet waren, ohne daß wir Genaueres darüber erfuhren. Jedenfalls dienten sie dem Zweck, unmittelbar vor oder nach Beginn der Aufmarschtransporte diese nach der einen oder anderen Richtung auf Grund eines vorbereiteten Transportplanes abzudrehen.

Wie sollte nun manövriert werden, wohin sollte sich der Hauptangriff richten? Man hoffte offenbar auf der inneren Linie operieren zu können, gestützt auf die starke Front Toul—Verdun. Auf diese wies die „France militaire" 1911 hin. Sie gestatte es, die Truppen ungestört und ungesehen zu verschieben.

Ein Angriff nach Lothringen hinein, zwischen Metz und Straßburg, wurde als schwierig befunden. Bonnal meinte, für eine Offensive geradeaus, etwa auf Saarburg, sei das Gelände äußerst ungünstig. Er kenne es genau, es seien dort Seen, und dann schlössen sich gleich die Vogesen an. „C'est impossible". Die „Revue militaire générale" („Doctrine de défense nationale") 1910 und 1911 hatte auch Bedenken: „Der Angriff stößt in der Front auf ein schwieriges Gelände, das wahrscheinlich durch behelfsmäßige Befestigung verstärkt ist, und wird in den Flanken von Metz und Straßburg her bedroht." Ein Eingreifen deutscher Reserven aus Metz könne das Vorgehen der Franzosen in Lothringen zum Stehen bringen. Inzwischen werde der schwache linke Flügel der Franzosen, der in der Gegend von Sedan die Umfassung der Deutschen aufhalten solle, von diesen geschlagen. Dann wären aber die Franzosen verloren. „Nur ein Führer von außerordentlichen Fähigkeiten und großer Kühnheit wird den Entschluß zu einer solchen Operation fassen." General

Maitrot schätzte die Schwierigkeiten eines Angriffs zwischen Metz und Straßburg noch höher ein. Zwischen den Kanonen von Metz und den Vogesen bliebe nur ein Raum von 70 km. Dieser Raum werde durch die Seen von Dieuze und den Saar-Kohlen-Kanal in zwei schmale Streifen geteilt. „Glaubt man, daß die Franzosen sich in diese Engen hineinwagen werden, wo sie in den Flanken von Metz und Straßburg bedroht sind? Augenscheinlich nein, ce serait une folie." Auch im „Journal des sciences militaires" 1912 wurde von dem Angriff zwischen Metz und Straßburg abgeraten. Mordacq („Politique et stratégie", 1912) meinte: „Es springt in die Augen, daß diese beiden Festungen für uns sehr störend sind. Sie würden ein wirkliches Hindernis sein, wenn wir gegen eine Flanke der deutschen Massen vorgehen wollten."

Es ist auffallend, daß trotz dieser Bedenken im Jahre 1913 viel von einer Offensive nach Lothringen gesprochen wurde. So wurde im „Journal des sciences militaires" im Mai 1913 gefordert: „Der französische Angriff muß zwischen Metz und Straßburg hindurchgehen." Die „France militaire" meinte im September 1913: „Je stärker die Deutschen in Belgien, desto günstiger für die Offensive der Franzosen nach Lothringen." Ähnlich äußerte sich auch der General Lacroix.

Viele aber zogen den Angriff über Verdun oder nördlich von Verdun vor. Dabei wurde sofortiges Vorgehen nach Belgien gefordert. Die Operation stand in Verbindung mit dem bereits geschilderten Vorgehen des linken Flügels an die Maas und mit den Operationen der Engländer und Belgier. Die Franzosen hofften dabei anscheinend, von Verdun aus die linke Flanke unserer durch Belgien vorgehenden Armeen zu treffen. Wir dachten uns die Ansicht der Franzosen folgendermaßen: „Die Franzosen nehmen keine zusammenhängende, gleichmäßig starke deutsche Angriffsfront an, etwa in der Linie Vogesen—Mézières. Sie denken sich die Bewegung eines Heeres in der Form einer Anzahl gestaffelter, voneinander durch Zwischenräume getrennter und mit Spielraum operierender Armeen."

Zusammenfassend rechnete somit der deutsche Generalstab sicher mit dem Vorgehen des linken französischen Flügels an die belgische Maas, des rechten Flügels in das obere Elsaß. Wohin sich der Angriff der Hauptkräfte richtete, ob nach Lothringen oder nach Luxemburg und Belgien oder nach beiden Richtungen, blieb unsicher. Den Hauptangriff aus der allgemeinen Richtung von Verdun aus nach Belgien und Luxemburg hielten wir für wahrscheinlicher.

Wenn wir nunmehr den tatsächlichen Aufmarsch im Jahre 1914 mit den Ansichten, die wir uns vom Aufmarsch gebildet hatten, ver-

gleichen, müssen wir beachten, daß am 2. August 1914 die deutsche Regierung von der belgischen das Einverständnis zum Einmarsch nach Belgien verlangt hatte: „Der Kaiserlichen Regierung liegen zuverlässige Nachrichten vor über den beabsichtigten Aufmarsch französischer Streitkräfte an der Maasstrecke Givet—Namur. Sie lassen keinen Zweifel über die Absicht Frankreichs, durch belgisches Gebiet gegen Deutschland vorzugehen. Die Kaiserliche Regierung kann sich der Besorgnis nicht erwehren, daß Belgien trotz besten Willens nicht imstande sein wird, ohne Hilfe einen französischen Vormarsch mit so großer Aussicht auf Erfolg abzuwehren, daß darin eine ausreichende Sicherheit gegen die Bedrohung Deutschlands gefunden werden kann. Es ist ein Gebot der Selbsterhaltung für Deutschland, dem feindlichen Angriff zuvorzukommen." Man erfuhr also frühzeitig in Frankreich, daß Deutschland in Belgien einmarschieren würde, und konnte seine Maßnahmen danach treffen.

Die französische Armee marschierte mit 44 Infanteriedivisionen, 1 marokkanischen Division, 3 Divisionen des Kolonialkorps, 25 Reservedivisionen (einschließlich der Hauptreserven der Festungen), 13 Territorialdivisionen und 10 Kavalleriedivisionen auf. Die Alpenarmee wurde, wie wir vorausgesetzt hatten, sofort herangezogen. Unsere Schätzung traf also im allgemeinen zu.

Über den französischen Aufmarsch ist neuerdings näheres bekanntgeworden. Der Bericht der französischen Kommission, die die Ursachen des für die französische Industrie so empfindlichen Verlustes der Gegend von Briey untersucht hat, ist im „Journal officiel" veröffentlicht worden. Er enthält ausführliche Angaben über die Absichten und Anordnungen der französischen Obersten Heeresleitung im August 1914. Ferner hat der Marschall Joffre eine für diese Untersuchungskommission bestimmte Denkschrift („La préparation de la guerre et la conduite des opérations jusqu'à la bataille de la Marne") veröffentlicht („Les archives de la grande guerre", November 1919). Auch die bereits erwähnte Schrift von de Thomasson („Le revers de 1914" behandelt den französischen Aufmarsch und die Operationen im August 1914. Wenn auch manche Vorkommnisse noch ungeklärt sind und einzelne Widersprüche zwischen den verschiedenen Darstellungen bestehen, so läßt sich doch nunmehr im großen und ganzen ein ausreichendes Bild gewinnen. Es muß hierauf näher eingegangen werden, einmal um zu zeigen, inwieweit unser Generalstab im Frieden die zu erwartenden französischen Operationen richtig beurteilt hat, dann aber auch, um eine Unterlage für einen Vergleich zwischen dem französischen und deutschen Operationsplan zu gewinnen. Der Vergleich wird beweisen, daß der Hauptgedanke unseres Operationsplanes unbedingt richtig war.

Dem französischen Aufmarsch und den ersten Operationen lag der „Mobilmachungsplan 17" vom Frühjahr 1913 zugrunde. Während vor dem Plan 16 der linke französische Flügel nur bis Verdun reichte, wurde der Aufmarsch im Plan 16 und noch mehr im Plan 17 nach Norden verschoben. Ausdrücklich wurde vom General Berthelot vor der genannten Untersuchungskommission erklärt, daß auch im Plan 17 der linke Flügel nicht über Mézières hinausreichte. Es sei dies in der Absicht geschehen, selbst den Schein zu vermeiden, als ob die Franzosen hätten nach Belgien einmarschieren wollen.

In erster Linie marschierten 4 Armeen mit zusammen 18 Armeekorps und 8 Reservedivisionen, die auf die Armeen verteilt waren, zwischen Belfort und Mézières auf:

1. Armee in Gegend Belfort—Epinal, 2. Armee in Gegend Toul—Nancy, 3. Armee in Gegend Verdun, 5. Armee nordwestlich Verdun bis Mézières.

7 Kavalleriedivisionen waren auf die Armeen verteilt, 3 zu dem Kavalleriekorps Sordet vereinigt, das nördlich Sedan sich versammelte.

In zweiter Linie sollte die 4. Armee, 3 Armeekorps stark, im Raume Ste. Menehould—Bar le Duc—Vitry le François—Suippes bereitgestellt werden.

Je eine Gruppe von Reservedivisionen versammelte sich auf den beiden Flügeln, die 1. Gruppe bei Vesoul, die 4. Gruppe östlich Laon zwischen Vervins und der Aisne.

Im allgemeinen entsprach somit dieser Aufmarsch dem Bilde, das wir uns davon gemacht hatten, nur daß die Kräfte weniger tief, sondern von vornherein mehr in einer Linie entwickelt waren. Die Reservearmee war mehr nach Norden zusammengezogen und beträchtlich schwächer als die von uns angenommene Manövriermasse. Die Aufstellung war somit weniger eine tiefgegliederte Bereitstellung zum Gegenangriff, als auf die unmittelbare strategische Offensive zugeschnitten, wie wir es auch vor dem Kriege vermutet hatten. Tatsächlich entsprach dies den französischen Absichten. Sobald alles versammelt war, sollte unverzüglich angegriffen werden:

1. und 2. Armee mit den Hauptkräften zwischen Vogesen und Mosel, 1. Armee in Richtung Saarburg, 2. Armee auf Mörchingen, während das VII. Armeekorps mit der 8. Kavalleriedivision von Belfort und den Vogesen auf Kolmar vorgehen sollte, so daß der äußerste rechte Flügel sich an den Rhein anlehnen konnte.

5. Armee und das Kavalleriekorps nördlich der Linie Verdun—Metz. Die Armee hatte hierzu nach rechts zusammenzuschließen und zwischen Verdun und der belgischen Grenze auf Diedenhofen vorzugehen.

In der Mitte war die 3. Armee dazu bestimmt, die Verbindung zwischen den beiden Angriffsrichtungen herzustellen, den etwa aus Metz vorgehenden Feind zurückzuwerfen und später Metz einzuschließen.

Die 4. Armee sollte folgen.

Die 1. Gruppe der Reservedivisionen sollte entweder gegen eine Verletzung der Schweizer Neutralität decken, oder die 1. Armee in der rechten Flanke sichern und zur Einschließung von Straßburg und Neubreisach mitwirken.

Die Verwendung der 4. Gruppe der Reservedivisionen war zur Unterstützung einer der Armeen der Mitte oder des linken Flügels vorbehalten.

Das allgemeine Operationsziel war, unter Einschließung von Metz gegen den Rhein vorzugehen.

Zu diesem Aufmarsch und den daran anschließenden Operationen sollte es jedoch nicht kommen. Von vornherein war eine Variante des Aufmarsches (S. 46) vorgesehen, angeblich für den Fall, daß die Deutschen die belgische Neutralität verletzten. In diesem Falle war beabsichtigt, die 5. Armee so weit nach links auf Mézières zusammenzuziehen, daß sie östlich der Maas in Belgien einmarschieren konnte. In die entstandene Lücke sollte die 4. Armee zwischen 3. und 5. Armee eingeschoben werden, so daß sie etwa auf Arlon vorgehen konnte. Das Kavalleriekorps Sordet war dazu bestimmt, sich östlich Mézières zu versammeln, in Richtung Neufchâteau vorzugehen, gegen die durch das südliche Belgien vorgehenden deutschen Kolonnen aufzuklären und sie aufzuhalten. Ein Infanterieregiment sollte unter seinen Befehl treten, beschleunigt auf Dinant vorgehen und die Maasbrücken zwischen Namur und Givet besetzen.

Bereits am 2. August trat diese Variante in Kraft, nachdem an diesem Tage die deutsche Aufforderung in Brüssel abgegeben worden war (S. 48). Die Ausladung der 4. Armee wurde entsprechend nach Norden verlegt, so daß sie sich zwischen 3. und 5. Armee nördlich Verdun einschieben konnte. Am 5. August wurde Dinant in der beabsichtigten Weise besetzt. Da die Aufmarschtransporte planmäßig erst am 5. August begannen, so ist von einer Umleitung der Transporte und einer Verschiebung des bereits begonnenen Aufmarsches auf Grund der Variante auf die Nachricht vom Einmarsch deutscher Truppen in Belgien keine Rede. Die Transporte vollzogen sich von vornherein lediglich auf Grund der Variante. Man gewinnt den Eindruck, daß der Aufmarsch nach Plan 17 nur auf dem Papier gestanden hat und hauptsächlich politischen Zwecken diente. Man wollte uns die Schuld der Verletzung der belgischen Neutralität zuschieben und konnte sich hierzu darauf berufen, daß der Plan 17 die belgische Neutralität achtete und auf ein frontales Vorgehen der Franzosen beiderseits Metz gegen die deutsch-französische Grenze berechnet war. Die erwähnte Aussage des

Generals Berthelot deutet auch darauf hin. Daß ein solcher Angriff, wie er nach Plan 17 beabsichtigt gewesen sein soll, sehr wenig Aussicht gehabt hätte, wird der französische Generalstab wohl auch erkannt haben. Diese Offensive zerfiel in zwei frontale, durch den Festungsabschnitt Metz—Diedenhofen völlig voneinander getrennte Angriffe, der nördliche Angriff hatte keinen Raum zur Entwicklung, der südliche stieß zwischen Metz und Vogesen auf alle die Schwierigkeiten, die S. 46 erörtert worden sind.

Der eigentliche Aufmarsch war also von vornherein sicher der in der Variante vorgesehene. Er erstreckte sich mit dem linken Flügel soweit nördlich und befand sich hier derart vor der belgischen Grenze, daß eine Verwendung des linken Heeresflügels nur unter Einmarsch nach Belgien und Luxemburg denkbar war. Ausdrücklich war aber auch bei der Variante beabsichtigt, unmittelbar nach beendeter Versammlung die Offensive zu ergreifen.

Ob in den französischen Veröffentlichungen über den Aufmarsch und die ersten operativen Absichten alles enthalten ist, was darüber zu sagen war, oder ob nicht mancherlei verschwiegen ist, muß dahingestellt bleiben.

Offenbar nahm man bei den geplanten Maßnahmen an, daß der Vormarsch des deutschen rechten Flügels nur auf dem rechten Maasufer, nicht weiter nördlich erfolgen würde. Immerhin standen zu einer etwa notwendig werdenden Verlängerung des linken französischen Flügels außer der englischen und belgischen Armee weitere Kräfte zur Verfügung, die von der Alpengrenze, aus Algier und Marokko herangezogen wurden.

Marschall Joffre hat vor der Untersuchungskommission ausgesagt, daß die Mitwirkung der englischen Armee, ihre Ausschiffung, Versammlung und Verwendung auf dem linken Flügel des französischen Heeres bis in die Einzelheiten vorbereitet war. Ein geheimer Anhang zum Plan 17 war hierzu ausgearbeitet worden, in dem die englische Armee als „Armee W" bezeichnet war. Die Engländer sollten hiernach sich in der Gegend von Avesnes versammeln. Es ist nicht ersichtlich, welche andere Verwendung die englische Armee bei einer sofort an den Aufmarsch anschließenden Offensive haben konnte, als nach Belgien einzumarschieren.

Über die belgischen Maßnahmen im Falle einer Verletzung der Neutralität durch die Deutschen behaupten die Franzosen im unklaren gewesen zu sein. French habe dies in seinen Erinnerungen bestätigt. Man habe angenommen, daß Belgien sich dem deutschen Einmarsch widersetzen würde, über ein Zusammenwirken sei aber nichts bestimmt worden. Mit den S. 40 erörterten Tatsachen ist dies schwer zu vereinbaren. Tatsächlich marschierten die Belgier hinter der Maaslinie Lüttich—Namur auf, wie wir erwartet hatten. Auffallend ist es, daß die Belgier sich schon am 6. August entschlossen, hinter die Gette zurückzugehen. Dort stellte sich die

Armee in und hinter der Linie Tirlemont—Jodoigne bereit, die Kavallerie auf dem linken Flügel. Namur blieb mit einer Division besetzt, die in Lüttich befindliche Division wurde zur Armee herangezogen. Hier wollten die Belgier abwarten, bis die Franzosen die Maas oberhalb Namur besetzt hatten. (Egli, Der Aufmarsch und die Bewegungen der Heere Frankreichs, Belgiens und Englands auf dem westlichen Kriegsschauplatz bis zum 23. August 1914. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. S. 14.) Ohne Aussicht auf das frühzeitige Vorgehen der Franzosen an die Maas hätte die Armee in dieser Aufstellung völlig in der Luft gestanden. Im belgischen Bericht wird die Armee ausdrücklich als Vorhut für die Franzosen und Engländer bezeichnet (Egli, s. o., S. 8). Deutlich wird hierdurch der Eindruck bestätigt, daß dies alles auf früheren Abmachungen beruhte.

Es klang sehr einfach, klar und bestimmt, daß sofort nach beendeter Versammlung auf der ganzen Linie zum Angriff vorgegangen werden sollte. Es war aber durchaus nicht einfach, solange man nicht wußte, was der Gegner vorhatte. Man war sich nicht klar darüber, wieweit der rechte deutsche Flügel sich nach Norden ausdehnte und wie stark er war. Es ist interessant zu verfolgen, wie, je nach den allmählich über die Deutschen eintreffenden Nachrichten, die Absichten und Anordnungen des französischen Oberbefehlshabers wechselten.

Am 8. August nahm General Joffre noch an, daß die deutschen Hauptkräfte sich in der Gegend von Metz, Diedenhofen und Luxemburg versammelten, während eine Armee von fünf Armeekorps sich anschickte, in Belgien einzudringen. Er unterschätzte also den deutschen Umfassungsflügel bedeutend. Seine Absichten in bezug auf den Angriff der 1. und 2. Armee, des VII. Armeekorps und der 8. Kavalleriedivision sowie in bezug auf die Verwendung der 1. Gruppe der Reservedivisionen blieben dieselben, wie im Plan 17 vorgesehen. In der Mitte und auf dem linken Flügel sollten sich die 4. Armee westlich Verdun (beiderseits Clermont en Argonne), die 5. Armee zwischen Vouziers und Aubenton (östlich Vervins), die 4. Reservegruppe bei Vervins versammeln. General Joffre nahm an, daß gegen die etwa nördlich der Maas vorgehenden schwachen deutschen Kräfte die Engländer sichern würden. Die 3. Armee hatte sich, wie bisher, gegenüber Metz aufzustellen, sich aber auch bereitzuhalten, unter Sicherung gegen Metz mit dem linken Flügel über Damvillers nach Norden anzutreten.

Am 13. August lagen Nachrichten über deutsche, nördlich der Maas vorgehende Truppen vor. Noch hielt aber General Joffre die hier drohende Gefahr einer Umfassung nicht für groß und glaubte, daß hiergegen die nach Hirson vorgezogene 4. Gruppe der Reservedivisionen und weiterhin die Engländer und Belgier ausreichen würden. Sein Plan war,

während der äußerste rechte deutsche Flügel seine weit ausholende Umgehung durchführte, die deutsche Mitte zu durchbrechen.

Dieser Hauptangriff sollte durch den linken Flügel geführt werden, der hierzu verstärkt wurde: die 3. Armee durch Reservedivisionen, die 5. Armee durch zwei afrikanische Divisionen, durch die 4. Gruppe der Reservedivisionen und ein Armeekorps (XVIII.) von der 2. Armee, die 4. Armee durch zwei Divisionen (eine Division vom IX. Armeekorps von der 2. Armee und eine marokkanische Division). Die 4. und 5. Armee sollten zu diesem Angriff sich hinter der Maaslinie Dun—Mézières bereitstellen. Der Angriff war als Gegenangriff gedacht. Die Abhängigkeit vom Gegner wurde schon bemerkbar, von der sofort an den Aufmarsch anschließenden Offensive war keine Rede mehr. Nur wenn der Gegner noch weit entfernt sei, sollten beide Armeen nach Belgien hinein vorgehen. Die Aufgabe der 3. Armee wurde nicht verändert.

Vor Beginn des Hauptangriffs sollten durch den Vorstoß von Belfort nach dem Elsaß und durch den Nebenangriff der 1. und 2. Armee in Lothringen möglichst starke deutsche Kräfte gefesselt und von dem Schauplatz des Entscheidungskampfes abgelenkt werden. Die 1. und 2. Armee erhielten daher den Befehl zum Angriff, der am 14. August beginnen sollte. Der Vorstoß des VII. Armeekorps im Sundgau hatte schon am 7. eingesetzt.

Der Führer der 5. Armee auf dem linken Flügel, General Lanrezac, hielt aber im Gegensatz zum Oberbefehlshaber die Gefahr einer dem linken Flügel drohenden Umfassung für viel größer und wurde vorstellig. Schrittweise wurde General Joffre zu einer weiteren Linksschiebung gedrängt, als die bedeutende Stärke des deutschen rechten Flügels nördlich der Maas allmählich erkannt wurde. General Lanrezac wurde zunächst ermächtigt, das I. Armeekorps nach links zur Sicherung der Maas nach Dinant zu schieben, später aber mit seiner Armee links abzumarschieren, um westlich der Maas gegen die Sambre vorzugehen.

Am 15. und 18. August wurden die der neuen Lage entsprechenden Befehle gegeben. Danach sollte am 21. August nach Beendigung des Aufmarsches der Hauptangriff beginnen, von dem die Oberste Heeresleitung die Entscheidung erhoffte.

Die 5. Armee hatte links der Maas auf Philippeville vorzugehen und im Verein mit den Belgiern und Engländern dem zwischen Givet und Brüssel vorgehenden Gegner entgegenzutreten. Das Kavalleriekorps Sordet und die 4. Gruppe der Reservedivisionen wurden ihr unterstellt.

Die 4. Armee hatte sich bereitzustellen, um rechts der Maas aus der Linie Montmédy—Sedan in Richtung auf Neufchâteau und westlich anzugreifen.

Die Aufgabe der 3. Armee wurde jetzt offensiver, ihre Hauptaufgabe

war, an dem Angriff teilzunehmen. Es wurde am 17. eine Armeeabteilung Durand von ihr abgezweigt und am 18. an deren Stelle eine armée de Lorraine unter dem General Maunoury gebildet, um die Sicherung gegen Metz und dessen spätere Einschließung zu übernehmen. So konnte die 3. Armee sich bei Jametz—Etain (nördlich Verdun) bereitstellen, um in Richtung Longwy—Arlon anzugreifen.

Die Engländer wurden ersucht, nördlich der Sambre auf Soignies vorzumarschieren.

Der französische Oberbefehlshaber verblieb also bei der Absicht, die deutsche Mitte mit der 3. und 4. Armee zu durchbrechen, während die 5. Armee im Verein mit den Engländern weiter nördlich den Feind aufhielt und die Belgier nebst dem Kavalleriekorps gegen die Flanke des deutschen rechten Flügels vorstießen. Von diesem Flügel nahm General Joffre an, daß er südlich Brüssel vorgehen würde. Die englische Versammlung wurde aber erst am 23. August beendet, und die Belgier beschlossen am 18., auf Antwerpen zurückzugehen. Dadurch war der Plan schon durchbrochen, das schnelle Vorgehen der deutschen 1. Armee hatte ihn durchkreuzt.

Die am 14. August begonnene Offensive der 1. und 2. Armee scheiterte bereits am 20. Trotzdem blieb General Joffre auf seiner Absicht bestehen. Am 20. wurden die letzten Befehle für das Antreten zum entscheidenden Angriff gegeben, der am 21. aus der Linie Longwy—Mézières beginnen sollte. Auch jetzt erkannte er noch nicht die tatsächliche Stärke und Ausdehnung des nördlich der Maas vorgehenden rechten deutschen Flügels, wenn er noch immer glaubte, ihm durch die Engländer und Belgier begegnen zu können. Nach Ansicht des Berichterstatters der genannten Untersuchungskommission vermutete man nördlich der Maas nur deutsche Truppen, die den zurückgehenden Belgiern nachdrängten, so daß man südlich der Sambre und Maas den Gegner zwischen 5. und 4. Armee in die Zange nehmen konnte. Eine schwere Täuschung!

Plötzlich lichtete sich das Dunkel. Am 21. kamen zutreffende Nachrichten: starke feindliche Kräfte waren nördlich der Sambre im Vormarsch nach Westen, sie gingen auf Charleroi, Nivelles, Waterloo, von Brüssel auf Ninove und Hal vor. Die Belgier meldeten, daß sie aus Antwerpen, wohin sie zurückgegangen seien, im geeigneten Augenblick vorbrechen würden. General Joffre ließ sich nicht beirren. Er glaubte, wie er noch am 23. nach Paris meldete, die Überlegenheit zu besitzen. Das strategische Manöver sei beendet, die Masse der feindlichen Kräfte werde an der empfindlichsten Stelle getroffen, nun komme es nur noch auf die Ausführung durch die Unterführer an. Die 4. Armee hatte ihre Bewegung nach Norden fortzusetzen und jeden Feind anzugreifen, den sie antraf. Das Ziel war, alle feindlichen Kräfte, auf die sie in dieser Gegend stieß, zwischen Dinant,

Namur und dem Ourthe gegen die Maas zu drängen. Die 3. Armee sollte gestaffelt folgen und die Flanke der 4. Armee gegen den Feind, der sich in Luxemburg befinden konnte, decken. So befahl General Joffre am 21. Offenbar hatte er sich ein solches Bild von den deutschen Heeresbewegungen gemacht, wie wir es vermutet hatten (S. 47). Er glaubte, die in westlicher Richtung nach Belgien hineinmarschierenden Deutschen durch den in allgemein nördlicher Richtung geführten Angriff überraschend und mit Überlegenheit in der linken Flanke treffen zu können.

Bald sollte sich dies als ein völliger Irrtum herausstellen.

Die 4. französische Armee stieß am 22. auf einen ihr entgegenkommenden Feind, der viel stärker war, als vermutet. Sie mußte zurückgehen.

Noch hoffte General Joffre auf einen Erfolg der 5. Armee. Am 23. scheiterte in der Schlacht bei Charleroi gegen die 2. deutsche Armee auch das Vorgehen der 5. Armee völlig. Die Engländer wurden bei Mons von der deutschen 1. Armee zurückgeworfen und gingen auf Maubeuge—Valenciennes zurück.

Dem Führer der 5. Armee, General Lanrezac, wird von französischer Seite das Verdienst zuerkannt, rechtzeitig den Kampf abgebrochen zu haben, bevor er völlig umfaßt war, ein Entschluß, den General Joffre am 24. guthieß. In der Tat war General Lanrezac in einer äußerst gefährdeten Lage: in der Front kämpfte er mit der westlich Namur die Sambre in südlicher Richtung überschreitenden 2. deutschen Armee, in der rechten Flanke bedrohte ihn die von Osten her gegen Dinant vorgehende 3. deutsche Armee. Hätte sich die 3. Armee nicht durch die dringende Bitte der 2. Armee um unmittelbare Unterstützung von ihrem ursprünglichen, richtigen, auch von der Obersten Heeresleitung empfohlenen Gedanken, gegen Flanke und Rücken Lanrezacs in mehr südwestlicher Richtung, etwa auf Givet und südlich, vorzugehen, abbringen lassen, so wäre Lanrezac verloren gewesen. So traf die in westlicher Richtung vorgehende 3. Armee am 24. nur noch auf den abziehenden Feind.

General Maunoury sollte nunmehr die Linie Verdun—Toul halten, die 3. Armee auf Montmédy—Damvillers—Azannes, die 4. Armee auf Mouzon—Stenay, die 5. Armee nach Givet—Beaumont—Maubeuge zurückgehen, während die Engländer zwischen Valenciennes—Maubeuge den Feind aufhielten und nötigenfalls auf Cambrai zurückgingen.

Dem Kriegsminister meldete General Joffre, *die Offensive sei gescheitert*. „Unsere Armeekorps haben trotz der zahlenmäßigen Überlegenheit, die wir besaßen, im freien Felde nicht die offensiven Eigenschaften gezeigt, die wir nach den anfänglichen Teilerfolgen erwartet hatten. Wir sind daher zu einer Defensive gezwungen, gestützt auf unsere Festungen und auf starke Geländeabschnitte." Im gegebenen Augenblick sollte die Offen-

sive wieder aufgenommen werden. Der Berichterstatter der Untersuchungskommission bemerkt: „Die Deutschen hatten auf ihrem rechten Flügel ihre ganze Offensivkraft zusammengefaßt und verfügten dort über ihre besten Armeekorps. Gegenüber diesem rechten Flügel, der Elite des deutschen Heeres, war der linke französische Flügel zusammengerafft, ungleich, ohne einheitlichen Befehl und in einer unhaltbaren Lage. So vollzog sich das Unvermeidliche."

So bestätigte der Feind die Richtigkeit unseres operativen Grundgedankens. Die Umfassung hatte sich als die überlegene Form des Angriffs gegenüber dem Durchbruch erwiesen, trotzdem dieser, wie General Joffre selbst zugibt, mit überlegenen Kräften versucht wurde.

Es sind noch kurz die Ereignisse auf dem rechten französischen Flügel nachzuholen.

Der Vorstoß des VII. Armeekorps von Belfort auf Mülhausen hatte bereits am 7. August begonnen. Der Angriff scheiterte. Ein später erneuter französischer Angriff gegen das Oberelsaß hatte den erhofften Erfolg nicht. Wir ließen uns dort nicht binden, die dort vorhandenen Kräfte waren von uns in der Hauptsache schon weggezogen worden.

Der Angriff des linken Flügels der 1. Armee und der 2. Armee begann am 14. August in der allgemeinen Richtung auf Saarburg und Saarbrücken. In der großen Schlacht in Lothringen am 20. bis 22. August wurden die Franzosen vom Kronprinzen von Bayern geschlagen und gingen hinter die Meurthe zurück. Die Franzosen erreichten aber ihren Zweck, starke deutsche Kräfte vom Entscheidungskampf abzuziehen.

Wir folgten mit der 6. und 7. Armee dem Feinde zu weit und faßten die Absicht, die befestigte Stellung von Nancy anzugreifen und zwischen Toul und Epinal über die Mosel durchzubrechen. Die beiden Armeen wurden vor eine unlösbare Aufgabe gestellt.

Der Angriff über die Mosel zwischen Epinal und Toul, die trouée de Charmes, war nicht durchführbar. Dieser Abschnitt ist mit Absicht seinerzeit von den Franzosen nicht befestigt worden. Auf Grund persönlicher Anschauung lag mehrere Jahre vor dem Kriege folgendes Gutachten hierüber im Generalstab vor: Es ist ein außerordentlich starker Abschnitt. Die Mosel ist von Epinal abwärts bereits ein ansehnlicher Fluß von etwa 40 bis 50 m Breite. Außerdem bildet der neben dem Fluß herlaufende breite und tiefe Kanal im Verein mit der Mosel ein doppeltes, schwieriges Hindernis. Das Moseltal ist 1 bis 2 km breit, zum Teil völlig eben und deckungslos. Das Gelände ist auf dem linken Ufer für den Verteidiger günstiger als auf dem rechten Ufer für den Angreifer. Beide Flügel des Verteidigers sind an große Festungen angelehnt. Der Angreifer ist auf den frontalen

Angriff beschränkt, seine Flanken sind von den Festungen her bedroht. „Nach den Erfahrungen des russisch-japanischen Krieges würde der rein frontale Angriff gegen eine solche Stellung zum mindesten äußerst zeitraubend sein. Der Krieg würde den Charakter des Stellungskampfes annehmen." In bezug auf den ganzen Moselabschnitt Belfort—Epinal—Toul urteilte das Gutachten: „Die Angriffsrichtung wäre den Franzosen erwünscht. Das Landesverteidigungssystem kommt zur vollen Geltung. Die Befestigungen wirken mit der natürlichen Stärke des Abschnittes zusammen, um den Angreifer zu zwingen, vom Bewegungskrieg zum Stellungskrieg überzugehen. Die Franzosen hoffen dann, hinter diesem Abschnitt und gedeckt durch die Befestigungen ihre Kräfte so verschieben zu können, daß sie an einer oder der anderen Stelle mit überlegenen Kräften zum Angriff übergehen können." Es wurde daher vorgeschlagen, gegebenenfalls mit schwachen Kräften gegen die Moselfront zu demonstrieren, um den Feind zu täuschen und die hier stehenden Kräfte zu fesseln.

Leider ermöglichten wir es durch den Angriff gegen die Mosel den Franzosen, zu „manövrieren", wie S. 22 erörtert. Der Gegner beförderte mit der Bahn von der Moselfront starke Kräfte ab und griff im September in der Schlacht an der Marne unseren durch Abgaben inzwischen geschwächten rechten Heeresflügel von Paris aus mit einer neugebildeten Armee Maunoury in der Flanke an, als dieser Flügel links einzuschwenken begonnen hatte.

Solche Entschlüsse sind Sache des obersten Führers. Der Generalstab an sich ist dafür nicht verantwortlich.

Der Berichterstatter der Untersuchungskommission schließt seinen Bericht mit den Worten, daß nach dem allgemeinen Rückzug der Franzosen der Weg nach Paris für die Deutschen offen lag. In der Nacht 24./25. August forderte der Kriegsminister den General Joffre auf, eine Armee von mindestens drei aktiven Armeekorps zum Schutze der Hauptstadt nach Paris zu entsenden.

Die Lage war Ende August durchweg günstig für uns. Der Gegner war auf der ganzen Front vom Elsaß bis Mons geschlagen, die Hauptmasse unseres Heeres war in der linken Flanke in Lothringen durch den Sieg bei Saarburg und den Rückzug der Franzosen gedeckt. Hätten wir die entbehrlichen Teile der 6. und 7. Armee frühzeitig nach dem rechten Heeresflügel in Marsch gesetzt und befördert, und hätten wir diesen nicht durch Abgabe zweier Armeekorps nach Rußland und Entsendung zweier anderer gegen Antwerpen und Maubeuge — wofür andere Formationen hätten bereit sein müssen — geschwächt, so wäre im September die Marneschlacht trotz der Überlegenheit des Feindes ein großer Sieg geworden.

Die Annahme, die der deutsche Generalstab im Frieden über die vor-

aussichtlichen französischen Operationen gemacht hatte (S. 44 bis 47), haben sich fast in allen Punkten als zutreffend erwiesen. Insbesondere steht fest, daß der Feind nicht mehr, wie früher, den Angriff erwarten und mit einem Gegenangriff beantworten, sondern unverzüglich die strategische Offensive ergreifen wollte. Es entsprach dies den Abmachungen der französisch-russischen Militärkonvention.

Der Vormarsch durch Belgien ist uns zum schwerwiegenden Vorwurf gemacht worden. Es ist von Interesse, festzustellen, wie die Franzosen vor dem Kriege darüber dachten.

„Deutschland hat nicht nur ein Interesse daran, sondern es ist einfach gezwungen, seine Offensive durch Belgien zu führen", schrieb die „Armée et démocratie" 1911. In der Senatssitzung vom 6. April 1911 wurde von einem Senator hierüber ausgeführt: „Die gewaltigen Verteidigungsanlagen an der Ostgrenze Frankreichs und der Mangel an Entwicklungsraum zwischen Luxemburg und den Vogesen (dem Donon) müssen die Deutschen veranlassen, sich weiter auszudehnen. Nur auf diese Weise können sie ihre gesamten Kräfte entwickeln und die von ihnen erstrebte Umfassung einleiten."

In demselben Sinne hatte sich am 23. Januar 1909 Reginald Kann im „Temps" geäußert. Er wies darauf hin, daß die französische Ostgrenze durch die Sperrbefestigungen fast völlig geschlossen sei. Man könne nicht annehmen, daß die Deutschen versuchen würden, durch die beiden schmalen Lücken zwischen der luxemburgischen Grenze und Verdun und zwischen Toul und Epinal durchzubrechen. Wenn die Deutschen durch Belgien und Luxemburg vorgingen, so gelangten sie ohne Schwertstreich hinter die französische Festungslinie. „Wenn man einen Blick auf die Karte wirft, überzeugt man sich, daß das südöstliche Belgien der natürliche Einmarschweg für einen großen Teil der deutschen Armeekorps ist."

Ein Vorgehen durch die Schweiz galt angesichts der großen Geländeschwierigkeiten und der Widerstandskraft der schweizer Armee für ausgeschlossen. Der Weg durch Belgien dagegen führe durch ein reiches Land mit gut entwickeltem Straßen- und Bahnnetz (General Maitrot 1911).

Allgemein hatte sich in Frankreich die Überzeugung befestigt, daß Deutschland gar nicht anders könne als durch Belgien vorgehen. Von der Neutralität Belgiens ist dabei kaum die Rede, es handelt sich lediglich um militärische Erwägungen.

Meinungsverschiedenheiten bestanden darüber, wie stark die durch Belgien vorgehenden deutschen Kräfte seien, wie weit sie nach Norden ausholen und wie sich die Deutschen in Lothringen verhalten würden.

Bis etwa zum Jahre 1909 erwarteten die Franzosen bestimmt, von Lothringen und den Vogesen her frontal angegriffen zu werden. Außerdem werde wahrscheinlich der rechte deutsche Flügel durch Südbelgien und

Luxemburg vorgehen. Später glaubte man sicher, daß durch Belgien mindestens ein starker Angriff erfolgen werde. Man schloß dies aus dem Ausbau des Eisenbahnnetzes in der Rheinprovinz. In der letzten Zeit vor dem Kriege wurde sogar vielfach die Ansicht vertreten, daß die Masse der deutschen Streitkräfte durch Belgien vorgehen und vielleicht mit ihrem rechten Flügel sogar nördlich der Maas ausholen würde, während nur schwache Kräfte in Lothringen aufmarschierten. „In Linie Metz—Basel sind nur Scheinangriffe oder Verteidigungstruppen zu erwarten" „France militaire" 1911). „Die starken Festungen Diedenhofen—Metz werden der deutschen Bewegung, die mit allen Kräften durch Belgien geht, als Pivotpunkt dienen" („Armée et démocratie" 1911). „Metz bildet den Flankenschutz für die deutsche Bewegung" („Echo de Paris" 1912).

Sicher war man jedoch nicht, ob die Befestigungen Lothringens schon damals einen ausreichenden Schutz für die deutsche linke Flanke bildeten und den Deutschen eine Verschiebung aller Kräfte nach Norden gestatteten. Auch der General Maitrot bezweifelte dies zur Zeit, hielt es aber für die Zukunft für sicher: „Die Maßnahmen der Franzosen zwingen die Deutschen dazu, ihren Schwerpunkt immer mehr nach Norden zu verschieben. Die Front Verdun—Toul ist unangreifbar. Die ursprünglich 65 km breite Lücke (trouée) von Charmes ist infolge der Erweiterung von Toul und Epinal auf 40 km verkleinert, zudem sind die Zugänge durch die modern ausgebauten Befestigungen von Manonviller und Pont St. Vincent versperrt worden. Die trouée de Charmes besteht nicht mehr. Die Masse der Deutschen wird daher in Zukunft nicht mehr in Lothringen, sondern im Rheinland, im Raum Köln—Aachen—Trier—Koblenz aufmarschieren, in Lothringen wird nur eine Beobachtungsarmee belassen."

Der französische Generalstab nahm jedoch zu Beginn des Krieges noch an, daß sich starke deutsche Kräfte in Lothringen versammelten, und daß der deutsche rechte Flügel höchstens bis zur Maas, nicht aber über diese hinaus reichen würde. Der Vormarsch unseres starken rechten Flügels nördlich der Maas traf den Gegner völlig überraschend und warf seinen ganzen Operationsplan über den Haufen.

Einwendungen gegen das Urteil des Generalstabes.

Es mag sich nach diesen Darlegungen jeder sein Urteil darüber bilden, ob die Einschätzung der Franzosen durch unseren Generalstab zutreffend war. Oberst Immanuel (Siege und Niederlagen im Weltkriege. Berlin, E. S. Mittler & Sohn, S. 2 und 6) behauptet, die Tatsache, daß Frankreich dem deutschen Heere an Zahl ungefähr gleich war und sich ein durchaus achtungswertes Heer in zäher Arbeit geschaffen habe, sei selbst in deutschen Generalstabskreisen nicht in gebührender Weise gewertet worden. Es er-

übrigt sich nach den vorstehenden Ausführungen, hierauf einzugehen. Er meint ferner (S. 6), vom deutschen Standpunkt aus sei dem nicht gebührend Rechnung getragen worden, daß im französischen Offizierkorps eine unverkennbare geistige Regsamkeit entstanden sei, unterstützt durch die praktischen Kriegserfahrungen in den Kolonialkriegen in Afrika und Hinterindien. Ich verweise auf unser Urteil S. 27 und 29. Er wiederholt auch (S. 63) die anderwärts mehrfach aufgetretene Anklage, daß wir die Heranziehung Farbiger unterschätzt hätten. Frankreich habe allmählich über mehr als eine halbe Million schwarzer und farbiger Aufgebote verfügt, während man in Deutschland noch bis in die erste Zeit des Weltkrieges hinein geglaubt habe, daß Frankreich aus seinen überseeischen Ländern nur schwache Kräfte untergeordneten Wertes werde entnehmen können. Ich kann auf S. 18 verweisen.

Professor Dr. Steinhausen (Die Grundfehler des Krieges und der Generalstab. Gotha 1919, Andreas Perthes) stützt sich vielfach auf das Urteil Immanuels und meint ebenfalls, wir hätten die Franzosen unterschätzt, so sehr sie von Anfang an als unser leistungsfähigster und gefährlichster Gegner erkannt waren. Diese Unterschätzung sei später „dann wohl gesprächsweise von diesem oder jenem Generalstabsoffizier offen zugegeben worden". Mit solchen allgemeinen Wendungen wird gegenüber dem geschilderten Tatbestand nichts bewiesen. Auch eine im Anfang des Krieges „von einem Major von einem Kommandostabe" ihm gegenüber gemachte abfällige Äußerung über die französische Artillerie wird von ihm zum Beweise dafür herangezogen, „wie unglaublich die Unterschätzung der Franzosen zu Anfang des Feldzuges in manchen hohen Stäben war". Es erübrigt sich, darauf zu erwidern.

II. Rußland.

Erstarken der Wehrkraft, Friedens- und Kriegsstärken.

Das Bild, das nachstehend vom russischen Heerwesen entworfen wird, gibt lediglich die Anschauungen wieder, die sich der deutsche Generalstab vor dem Kriege davon gebildet hatte.

Unmittelbar nach dem japanischen Kriege war die Kriegsbereitschaft der russischen Armee stark erschüttert. Zunächst mußten die Verluste an Waffen, Munition, Ausrüstung, Traingerät, Eisenbahnmaterial usw. ersetzt und sämtliche für die Schlagfertigkeit der Armee notwendigen Bestände aufgefüllt werden. Bis zum Jahre 1911 schien dies nach unserer Annahme gelungen zu sein. Es galt nun, durch eine ununterbrochene Reihe einschneidender Maßnahmen eine solche Steigerung der Wehrkraft und Kriegsbereitschaft zu schaffen, wie man sie für den über kurz oder lang bevorstehenden europäischen Krieg für notwendig hielt. Auch in der Be-

waffnung und Ausstattung mit modernen kriegstechnischen Hilfsmitteln mußte die Armee auf die Höhe der großen westeuropäischen Heere gebracht werden.

Die schnelle wirtschaftliche Erstarkung des Staates ermöglichte es, der Heeresverwaltung Mittel zur Verfügung zu stellen, die die Aufwendungen aller anderen Mächte für Zwecke der Landesverteidigung weit übertrafen. Die guten Ernten der Jahre 1909, 1910, 1912 und 1913 waren von günstigem Einfluß auf die russischen Finanzen. Der Reichshaushaltsvoranschlag für 1910 und 1911 wies keinen Fehlbetrag auf, auch nicht 1912, trotzdem die Ausgaben in diesem Jahre um 285 Millionen Mark größer waren als im Vorjahre. Es war sogar möglich, aus den laufenden Einnahmen etwa 110 Millionen Mark Staatsschulden vorterminlich zu tilgen. Auch 1913 ergab sich kein Fehlbetrag, vielmehr waren die Überschüsse von 1912 und 1913 so groß, daß die Regierung unvorhergesehene Mehrausgaben von etwa 800 Millionen Mark aus ihnen decken konnte. Der Voranschlag für 1914 war ebenfalls ein Beweis für die sprunghaft wachsende Finanzkraft Rußlands. Die Mehrforderungen betrugen gegen das Vorjahr rund 660 Millionen Mark, davon für die Landesverteidigung rund 230 Millionen Mark. Im ganzen gab Rußland 1914 für seine Armee 2642 Millionen Mark aus.

Heeresvermehrungen vollzogen sich in Rußland völlig geheim. Die Presse durfte über alles, was mit der Organisation des Heeres zusammenhing, nichts bringen. Hierdurch ist es zu erklären, daß das Ausland von Heeresverstärkungen meist erst Kenntnis erhielt, nachdem sie bereits durchgeführt waren. Mehrfach erhielt man Nachrichten darüber aus der französischen Presse. Die Spionageabwehr wurde in Rußland sehr scharf betrieben, besonders in der letzten Zeit vor dem Kriege. Ein sehr scharfes Spionagegesetz trat 1912 in Kraft. Das Reisen deutscher Staatsangehöriger wurde erschwert.

Das jährliche Rekrutenkontingent betrug 1911 und 1912 455000 Mann. Wir berechneten auf Grund dessen die Friedensstärke 1912 und 1913 auf rund 50 000 Offiziere und Ärzte und 1 225 000 Mann (ohne Grenzwache).

Das Jahr 1913 brachte eine außerordentliche Heeresvermehrung.

Im Sommer wurde von der Duma zunächst eine Erhöhung des Rekrutenkontingents um 25 000 Mann genehmigt. Die Friedensstärke des Heeres mußte danach um 75 000 Mann steigen.

In der Zeit der politischen Spannung 1912/13 war ferner zum ersten Male bei der Einstellung der Rekruten im November der älteste Jahrgang nicht entlassen, sondern bis zum April unter den Fahnen behalten worden, bis der Rekrutenjahrgang ausgebildet war. Da in Rußland die dreijährige, für die Kavallerie die vierjährige Dienstzeit bestand, so verfügte man auch

im Winter über drei, bei der Kavallerie über vier ausgebildete Jahrgänge, während wir während der Rekrutenausbildung nur einen, bei der Kavallerie zwei ausgebildete Jahrgänge unter den Fahnen hatten. In Rußland brauchte man im Mobilmachungsfalle daher im Sommer wie im Winter dieselbe Zahl von Ergänzungsmannschaften, was die Mobilmachung vereinfachte. Die Kriegsbereitschaft des Heeres war im Winter beträchtlich erhöht. Die Iststärke der Armee stieg im Winter um mehr als 400 000 Mann. Diese zunächst einmalige Maßnahme wurde nun zum Gesetz erhoben.

Durch die Vermehrung der Friedensstärke um 75 000 Mann wurde nach unserer Annahme außer Etatserhöhungen und Vermehrungen im einzelnen (Maschinengewehrkommandos, Kavallerie, Feld- und schwere Artillerie, technische Formationen und dergleichen) die Aufstellung von drei neuen Divisionen ermöglicht. Unter Verwendung vorhandener überzähliger Formationen konnten daraus drei bis vier neue Armeekorps aufgestellt werden, etwa je eines an der ostpreußischen und österreichisch-schlesischen Grenze, im Kaukasus und in Sibirien.

Der gewaltigste Sprung sollte jedoch durch die im Sommer 1913 in Angriff genommene Heeresvermehrung vollzogen werden, die nach unserer Annahme eine Erhöhung des Rekrutenkontingents um 136 000 Mann vorsah. Die Gesamtfriedensstärke des Heeres berechneten wir im Sommer 1914 auf 1 581 000 Mann im Sommer, 1 981 000 im Winter. Sie mußte nach der völligen Durchführung der Vermehrung im Herbst 1915 die gewaltige Höhe von 1 803 000 Mann im Sommer, 2 193 000 im Winter erreichen. In der russischen Presse wurde sogar die Zahl 2 320 000 angegeben.

Seit Einführung der kürzeren aktiven Dienstzeit waren die jährlich einzustellenden Rekrutenkontingente wesentlich gestiegen. Mit ihrer wachsenden Stärke nahm die Zahl der im Mobilmachungsfalle verfügbaren Mannschaften des Beurlaubtenstandes zu. Man unterschied bekanntlich in Rußland die Dienstpflicht in der Reserve I. und II. Kategorie (sieben und acht Jahre) und in der Reichswehr I. und II. Aufgebots (gediente Mannschaften vier Jahre, nicht gediente 22). Unter der Annahme, daß 38 Reservedivisionen aufgestellt würden, berechneten wir im Dezember 1913 den Bedarf an Mannschaften:

für aktive Formationen	748 000	Reservisten,
„ Reserveformationen	876 000	„
„ Ersatzformationen	205 000	„
„ Etappenformationen	40 000	„
Zusammen . . .	1 869 000	Reservisten.
Demgegenüber waren in beiden Kategorien der Reserve vorhanden	2 292 000	Mann.
Es ergab sich ein Überschuß von	423 000	„

Somit wurde die früher noch notwendige Einstellung älterer gedienter Mannschaften der Reichswehr I (unserem Landsturm entsprechend) in die Reserveformationen nicht mehr erforderlich. Man brauchte vielmehr zur Auffüllung der aktiven, Reserve- und Ersatzformationen nur bis auf den Jahrgang 1899 (35. Lebensjahr) zurückzugreifen.

Der Überschuß an ausgebildeten Reservisten konnte zur Aufstellung weiterer Reserveformationen oder von Besatzungsformationen verwendet werden. Es war nur fraglich, ob die für Reservedivisionen erforderlichen aktiven und Reserveoffiziere verfügbar gemacht werden konnten.

In der Reichswehr verfügte man über vier Jahrgänge gediente, 22 Jahrgänge nicht gediente Kriegsbrauchbare und 22 Jahrgänge nicht gediente bedingt Kriegsbrauchbare (22. bis 43. Lebensjahr).

Die einberufenen Mannschaften der Reichswehr I. Aufgebots dienten bei der Mobilmachung zur Auffüllung aktiver Verbände des Grenzschutzes auf Kriegsfuß, zur Ergänzung der Ersatzformationen und zur Aufstellung besonderer Reichswehrtruppenteile. Wir berechneten den Bestand an Mannschaften auf zwei Millionen. Es wurden nach unserer Annahme etwa 20 Reichswehrdivisionen aufgestellt. Es konnten aber ganz erheblich mehr aufgestellt werden, wenn sich die nötige Zahl von Reichswehroffizieren finden ließ.

Die Reichswehr II mochte vielleicht auch 20 Divisionen bilden, aber sie bestanden aus nicht völlig kriegsbrauchbaren Leuten, die weder gedient noch geübt hatten.

Für die Ausbildung des Beurlaubtenstandes geschah in den letzten Jahren vor dem Kriege sehr viel. Während in den Jahren 1905 bis 1908 aus innerpolitischen Gründen überhaupt keine Reservistenübungen abgehalten worden waren, fanden sie in den Jahren 1909 und 1911 bis 1912 in sehr großem Umfang statt. Während die Übungen früher vier und nur für die zu den Herbstübungen eingezogenen Leute sechs Wochen dauerten, wurden sie später allgemein auf sechs Wochen verlängert. 1912 wurden nach dem Voranschlag rund 370 000 Mannschaften der Reserve und 360 000 Reichswehrleute zu den Übungen eingezogen. Letztere waren nicht gediente Mannschaften, die dadurch eine Art Ersatzreserve-Ausbildung erhielten.

Im Jahre 1913 übten rund 797 000 Mann der Reserve und Reichswehr, 70 000 mehr als im Jahre 1912.

1914 sollten im ganzen sogar 904 000 Mann üben.

Von den nicht gedienten Mannschaften der Reichswehr haben in den Jahren 1911 bis 1913 im ganzen 910 000 der jüngsten Klassen je vier bis sechs Wochen geübt. Durch diese, wenn auch kurze, militärische Ausbildung wurde ihre Verwendung im Mobilmachungsfall sehr erleichtert.

Nach Zahl und Güte entwickelte sich der Beurlaubtenstand des russischen Heeres somit bedeutend. Die gewaltigen, der Heeresleitung zur Verfügung stehenden Menschenmassen sollten für den zukünftigen Krieg voll ausgenutzt werden. Durch die bedeutende Zahl der Übungsmannschaften hatte man ein Mittel in der Hand, den Ausfall des im Frühjahr zu entlassenden ältesten Jahrgangs völlig zu ersetzen. Die eingezogenen Übungsmannschaften konnte man dann in Zeiten politischer Spannung unter den Fahnen behalten.

Ausbildung.

Die Mängel der Truppenführung während des Mandschurischen Krieges waren klar erkannt worden. Die fremde Militärliteratur und die Reglements, besonders die deutschen, wurden studiert, die Theorie entwickelte sich zu gesunden militärischen Anschauungen. Die neueren russischen Dienstvorschriften entsprachen im allgemeinen den unsrigen, sie arbeiteten den in der Armee eingewurzelten Fehlern der früheren Zeit entgegen.

Über die voraussichtlichen Operationen urteilten wir 1913 folgendermaßen: „Russische Heeresbewegungen vollziehen sich nach wie vor mit großer Langsamkeit. Schnelle Ausnutzung einer günstigen operativen Lage ist von russischen Führern ebensowenig zu erwarten wie schnelle und genaue Ausführung einer befohlenen Bewegung durch die Truppe. Die Hemmungen, die an allen Stellen bei der Ausgabe, Übermittlung und Ausführung der Befehle eintreten, sind dazu zu bedeutend. Die deutsche Führung wird daher beim Zusammenstoß mit den Russen Bewegungen machen können, die sie einem gleichwertigen Gegner gegenüber sich nicht erlauben dürfte."

Nach diesem Grundsatz ist der General Ludendorff verfahren, als er dem General v. Hindenburg die Operation vorschlug, die zur Schlacht von Tannenberg führte. Es war ein ungemein kühner Entschluß, vor der nur zwei bis drei Tagemärsche entfernt stehenden Armee Rennenkampf alles weg und zur Schlacht gegen die Armee Samsonow heranzuziehen. Nur zwei Kavalleriebrigaden blieben zwischen Mauersee und Pregel gegenüber 24 Infanterie- und mehreren Kavalleriedivisionen Rennenkampfs. Wenige Feldherren würden dies gewagt haben. Aber der Gegner war richtig beurteilt worden, einer der größten Siege aller Zeiten war die Folge.

Dem Stellungskrieg wurde in Rußland eine hohe Bedeutung beigelegt. Doch wurde in unserer Beurteilung von 1913 betont, daß man neuerdings diesem Hange entgegenarbeite. Wir wissen heute, daß der eiserne Wille des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch die Russen zum Angriff zu bringen wußte.

In nächtlichen Unternehmungen war die russische Armee geübt, sie hatte sich hierin einen hohen Grad von Vollkommenheit angeeignet.

„Die Russen haben Geschick in der Wahl und dem Ausbau von Verteidigungsstellungen." Die Verteidigung sollte mit offensivem Vorgehen gepaart sein. Die Russen waren ausgesprochene Anhänger von Vorstellungen, ähnlich wie die Franzosen und im Gegensatz zu uns (S. 21 und 24).

Die Ausbildung der russischen Infanterie hielten wir für eine Massendressur. Für Einzelausbildung, besonders im Schießen, fehle es dem Ausbildungspersonal an Fleiß und Verständnis. Großer Wert wurde aber auf kriegsmäßige Ausbildung gelegt. Sie wurde dadurch begünstigt, daß die Truppen aller Waffengattungen gleichzeitig etwa vier Monate im Jahr auf den Übungsplätzen verbrachten. In der kriegsmäßigen Ausbildung hielten wir die Artillerie für am meisten gefördert.

Mobilmachung und Kriegsbereitschaft.

Bei einer Mobilmachung lag für die russische Armee die Hauptschwierigkeit in der großen Ausdehnung des Reiches. Alles kam daher auf eine um so sorgfältigere Mobilmachungsvorarbeit an.

Es war uns wohlbekannt, wie sehr die Mobilmachung in den letzten Jahren beschleunigt worden war. Die Etats der Infanteriekompagnien an der Westgrenze wurden bereits 1909 von 116 auf 158 Mann erhöht. Die Gefechtsbatterien der Feldartillerie im Westen waren voll bespannt. Die Kavallerie und reitende Artillerie waren von jeher fast auf voller Kriegsstärke gewesen. Was ihnen an Maschinengewehren, Sappeur- und Nachrichtenabteilungen noch fehlte, erhielten sie 1913 und Anfang 1914.

Wir wußten, daß seit 1911 die Zeit bis zur Marschbereitschaft der einzelnen Truppenteile um einen Tag verkürzt worden war. Wir nahmen an, daß die Feldtruppen am Abend des fünften, die Truppen zweiter Linie am Abend des achten Mobilmachungstages marschbereit sein würden. Man erreichte damit die Bereitschaft der Franzosen, deren Feldtruppenteile am vierten und fünften Tag marschbereit wurden. Wie sehr die Zurückbehaltung des ausgedienten Jahrgangs im Winter die Mobilmachung erleichterte, ist schon erwähnt (S. 62).

Ein wichtiges Mittel, um eine möglichst reibungslose Mobilmachung zu gewährleisten, bildeten Probe- und Kontrollmobilmachungen.

Für Probemobilmachungen wurden von 1913 ab jährlich 91 000 Rubel festgesetzt. Für Kontrollmobilmachungen waren 1913 120 000 Rubel ausgeworfen.

Die Probemobilmachungen dienten dazu, die Mobilmachungspläne auf ihre Durchführbarkeit zu prüfen. Die einzuziehenden Reservisten und Pferde wurden durch Abgaben anderer Truppenteile dar-

gestellt. Im Jahre 1913 und im Frühjahr 1914 steigerte sich die Zahl dieser Übungen erheblich.

Einen beträchtlichen Schritt weiter gingen die Kontrollmobilmachungen, die neben den Probemobilmachungen in den letzten Jahren immer häufiger wurden. Sie wurden unter Einberufung aller Reservisten und Gestellung von Ergänzungspferden und Fahrzeugen vollständig durchgeführt und gestatteten somit, einzelne Truppenteile auf vollen Kriegsfuß zu bringen.

Es war uns auch die Einführung der „Kriegsvorbereitungsperiode" bekannt geworden. Sie sollte die Zeit der Mobilmachung dadurch abkürzen, daß man bereits im Frieden in Zeiten politischer Spannung eine Reihe von umfassenden Maßnahmen der eigentlichen Mobilmachung ausführte. Es wurde dadurch im geheimen möglich, daß unter Umständen wenigstens die Grenzkorps beim Erlaß des Mobilmachungsbefehls sofort marschbereit waren. (Das Material, das uns im Kriege in die Hände fiel, bestätigt die Richtigkeit unserer Ansicht. Tatsächlich hat Rußland in den Monaten März bis Juli 1914 eine ganze Reihe der für diese Kriegsvorbereitungsperiode vorgesehenen Maßnahmen getroffen, so daß bereits vor dem 26. Juli, dem Tage des offiziellen Ausspruchs des Beginns der Kriegsvorbereitungsperiode, viele Truppenteile auf volle Kriegsstärke gebracht waren.)

Viele andere Maßnahmen steigerten die Kriegsbereitschaft:

Die 5½ sibirischen Korps waren seit dem ostasiatischen Kriege bereits annähernd auf voller Kriegsstärke, so daß ihre Mobilmachung und Abbeförderung in kürzester Zeit erfolgen konnten.

An den im Bau befindlichen Festungen Nowo Georgiewsk, Grodno und Kowno, die den Aufmarsch decken sollten, wurde mit größter Anspannung gearbeitet.

Bedeutende Ankäufe von Mobilmachungsmaterial fanden 1913 und im ersten Halbjahr 1914 statt. Große Pferdeankäufe im Auslande sollten den Bedarf an Ergänzungspferden decken. Am 27. März 1914 erfolgte ein Pferdeausfuhrverbot, das sich zunächst nur auf Reitpferde erstreckte, bis Ende Juli die ganze Ausfuhr gesperrt wurde.

Die Spannungszeit von 1912/13 gab Veranlassung, alle bis dahin durchgeführten Maßnahmen zur Erhöhung der Kriegsbereitschaft gründlich zu überprüfen und vorgefundene Mängel abzustellen. Besonders ist hervorzuheben:

Die gesamten Mobilmachungsvorarbeiten der Militär- und Zivilbehörden wurden einer nochmaligen eingehenden Prüfung unterzogen.

Noch bestehende Lücken in den Mobilmachungsbeständen an Bekleidung, Ausrüstung, Munition und Verpflegung wurden beschleunigt ausgefüllt.

Durch umfangreiche, kurzfristige Bestellungen im In- und Auslande gelangte Rußland in den Besitz genügender Vorräte an Kriegsmaterial jeder Art, auch an solchem, das seine eigene Industrie nicht oder nur in beschränktem Umfang und in langer Zeit herzustellen vermochte, wie Rundblickfernrohre für die Artillerie, Funkenstationen, ärztliche Instrumente und Drogen zur Ausstattung der Sanitätsanstalten.

Das strategische Bahnnetz war dauernd weiter ausgebaut worden. Es wurde vor allem für einen schnellen Einsatz der Truppen der Bezirke Petersburg, Moskau und Kasan (S. 76) gegen Deutschland oder Österreich ausgestaltet. Eine Milliardenanleihe war vor dem Kriege für diesen Zweck in Frankreich aufgenommen worden. Die Leistungsfähigkeit der Bahnen für Kriegszwecke wurde erhöht durch Verbesserung der Strecken und Kunstbauten, Vermehrung des rollenden Materials, Ergänzung fehlender Mobilmachungsbestände an Heizmaterial, Vermehrung und Verbesserung des Personals, Einrichtung von Rayon-Kommissionen zur dauernden sachgemäßen Verteilung des rollenden Materials.

Auf der großen sibirischen Bahn wurde die Legung des zweiten Gleises, das für den schnellen Antransport der sibirischen Korps von außerordentlicher Bedeutung war, so beschleunigt, daß sie bis Anfang 1914 beendet war.

Dis bisher in Privatbesitz befindlichen Bahnen Sosnowice—Warschau und Alexandrowo—Warschau waren 1912 vom Staate übernommen worden. Wegen der Wichtigkeit dieser Strecken für den Mobilmachungsfall wurde sofort mit dem Ersatz der Beamten polnischer Abstammung durch russische und im folgenden Jahre mit dem Umbau der deutschen Spur in die russische begonnen.

Nach Aufzählung aller dieser Leistungen urteilte der Große Generalstab 1914 folgendermaßen:

„Aus all dem geht hervor, daß die Kriegsbereitschaft Rußlands seit dem russisch-japanischen Kriege ganz ungeheure Fortschritte gemacht und heute eine Höhe erreicht hat, wie nie zuvor. Ganz besonders aber muß hervorgehoben werden, daß sie sich in einigen Punkten über die Kriegsbereitschaft der übrigen Großmächte, einschließlich Deutschlands, erhebt, nämlich:

durch das Ausschalten der militärischen Schwächeperiode im Winter infolge Zurückbehaltung des ältesten Jahrgangs bis zur vollendeten Ausbildung der Rekruten;

durch häufige praktische Erprobung der gesamten Mobilmachungsmaßnahmen mit Hilfe der Versuchs- und Probemobilmachungen;

durch die Möglichkeit außerordentlicher Beschleunigung der Mobilmachung mit Hilfe der Kriegsvorbereitungsperiode."

Gesamturteil.

Wollte man das russische Heer im ganzen bewerten, so mußte man berücksichtigen, daß der geschilderte Aufschwung des Heerwesens begrenzt wurde durch Fehler des Volksstammes, die sich nicht ohne weiteres durch organisatorische Maßnahmen beseitigen ließen. Es standen diesen bekannten Mängeln aber auch sehr gute militärische Eigenschaften gegenüber. Sie beruhten in erster Linie darauf, daß das russische Volk noch zu neun Zehnteln ein Bauernvolk war.

„Das Mannschaftsmaterial ist daher im allgemeinen nach wie vor gut", urteilten wir 1913. „Der russische Soldat ist kräftig, bedürfnislos und unerschrocken." Anderseits ist er schwerfällig, geistig wenig rege und unselbständig. Die guten Eigenschaften der russischen Infanterie konnten bei der früheren Fechtweise in geschlossenen Formen mehr zur Geltung kommen, als es heute der Fall war. „Äußeren Eindrücken gegenüber ist der Russe verhältnismäßig wenig empfindlich. Auch nach Mißerfolgen wird eine russische Truppe voraussichtlich sich schnell wieder erholen und zu zäher Verteidigung fähig sein."

Beachtenswert erschienen uns die Fortschritte, die die revolutionäre Propaganda in Rußland in den letzten Jahren machte. In allen Gesellschaftskreisen Rußlands machte sich eine zunehmende Unzufriedenheit geltend. Revolutionäre Bestrebungen in der Armee und in der Marine hatten in den letzten Jahren mehrfach Erfolg gehabt, namentlich bei den technischen Truppen. „Im allgemeinen aber ist der russische Soldat noch kaisertreu, willig und zuverlässig."

Französisch-russisches Einvernehmen.

Es war für den Generalstab zur Beurteilung der ganzen militärpolitischen Lage von größter Wichtigkeit, zu verfolgen, wie die bedeutende Steigerung der russischen Wehrkraft in dauerndem Einvernehmen mit Frankreich, zum Teil auf dessen Drängen hin, stattfand.

Die jährlich stattfindenden, wechselseitigen Besuche hoher Offiziere waren in der Militärkonvention von 1892 vorgesehen. Nach dem „Matin" vom Juli 1912 wurde in der russisch-französischen Militärkonvention ausdrücklich bestimmt, daß die Chefs des Generalstabes und der Marine bei den Manövern von Zeit zu Zeit anwesend sein sollten, damit die beiden Armeen einander möglichst gut kennen lernten. Der „Excelsior" bestätigte dieses Abkommen. Es war dies nicht eine reine Höflichkeitsform oder Demonstration, die der Welt die Festigkeit der Entente vor Augen führen sollte. Seit dem Herbst 1911, als der französische Chef des Generalstabes Dubail und sein Vorgänger Laffon de Ladebat in Petersburg weilten, gewannen

diese Besuche, besonders durch die Auswahl der Persönlichkeiten, steigende Bedeutung.

1912 begab sich Poincaré nach Rußland, während der russische Generalstabschef, General Shilinski, zusammen mit dem Fürsten Lieven, dem Chef des russischen Admiralstabes, im August desselben Jahres nach Frankreich fuhr. Noch in demselben Jahre nahm der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch an den französischen Manövern teil und besichtigte die Befestigungen an der französischen Ostfront. Auch der russische Marineminister Grigorowitsch, der Minister des Auswärtigen Sasonow und der Kriegsminister Suchomlinow erschienen zu Besprechungen in Paris.

Zur Reise des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch im September 1912 gab die „Humanité" am 25. September 1912 eine interessante Beleuchtung: „Trocknen wir unsere Tränen der Rührung und lesen wir in der Finanzrubrik der Zeitungen diese bescheidenen Zeilen: Man kündigt für Oktober eine russische Anleihe von 1200 bis 1500 Millionen an. Das ist also das Geheimnis der Reise des Herrn Poincaré nach Rußland, der Ausstellung des Großfürsten in Frankreich und der Wallfahrt der Großfürstin an die lothringische Grenze. Wenn früher Frankreich angepumpt werden sollte, kam der Zar Nikolaus persönlich. Jetzt ist das nicht mehr nötig. Das Bündnis hat derartige Fortschritte gemacht, daß es gegenwärtig genügt, sich einen französischen Minister nach Rußland kommen zu lassen oder einen russischen Großfürsten nach Frankreich zu schicken. Heute läßt Frankreich sich nach Belieben melken. Mag man übrigens die Taschen derer, die nicht alle werden, leeren. Es scheint aber höchst gefährlich, daß Großfürsten und Großfürstinnen zum alleinigen Zweck der Erleichterung dieser Gattung Geschäfte nach Frankreich kommen und an der französisch-deutschen Grenze Theaterstücke spielen."

Wie die belgische Diplomatie diese Reise beurteilte, ergibt sich nachträglich aus dem im Kriege gefundenen Bericht des belgischen Gesandten in Paris vom 1. Oktober 1912: „Die Männer, die an der Spitze der französischen Regierung stehen, sind aufrichtig friedlich und haben kein anderes Ziel, als ihrem Lande im europäischen Konzert den Platz zurückzugeben, den es vor 1870 hatte. Es ist aber nicht weniger sicher, daß ihre Tätigkeit über das Ziel hinausschießt. Es ist gut, der Nation die erforderliche Würde zu geben; es ist aber gefährlich, ihren Chauvinismus zu erregen. Man hat angefangen mit militärischen Paraden, mit dem wöchentlich durch die Straßen von Paris ziehenden Zapfenstreich. Das Feld erweiterte sich bald, die patriotischen Festlichkeiten hören nicht mehr auf. Das außergewöhnliche Zeremoniell, mit dem man den Besuch des Herrn Poincaré in Rußland und kürzlich die Reise des Großfürsten Nikolai nach Frankreich umgeben hat, hatte keine andere Aufgabe, als den Natio-

nalismus des Landes zu erregen. Herr Millerand, der vor einigen Wochen die Truppen und Befestigungen der Ostgrenze aufs genaueste besichtigt hatte, hat diese Besichtigung in großen Zügen soeben von neuem mit Begleitung des Großfürsten begonnen, während die Großfürstin sich an die Landesgrenzen führen ließ, um die eroberten Provinzen zu grüßen. Diese Reise wurde beschlossen durch eine Parade bei Nancy, für die durch die Presse eine solche Reklame gemacht wurde, daß sie zum Vorwand einer wahrhaften Kundgebung gegen die Annexion Elsaß-Lothringens wurde. In Toulon hat soeben Herr Delcassé nach zahlreichen patriotischen Kundgebungen der Flotte dem Stapellauf eines neuen Panzerschiffes von außerordentlichem Umfang beigewohnt. Alles dies erregt die öffentliche Meinung, die um so mehr von der militärischen Überlegenheit und dem zukünftigen französischen Siege überzeugt ist, als die Regierung nicht aufhört, militärische Flugzeuge zu bestellen. Abgesehen von den Balkanwirren ist gewiß keine Wolke vorhanden, die in naher Zukunft einen französisch-deutschen Konflikt befürchten ließe. Aber Zwischenfälle können unerwartet entstehen. Die öffentliche Meinung, die 1870 Napoleon III. seinen Weg vorgeschrieben hat, und die wieder nervös und empfindlich geworden ist, könnte in dieser Hinsicht eines Tages die Geschichte wieder aufnehmen (recommencer l'histoire) und die beiden Regierungen vor eine Lage stellen, die keinen anderen Ausweg als den Appell an die Waffen läßt."

Im Jahre 1913 reisten der russische Ministerpräsident Kokowzow und der General Danilow (Oberquartiermeister im Generalstabe) nach Frankreich. In demselben Jahre begab sich der französische Chef des Admiralstabes Lebris nach Petersburg, und Joffre nahm mit einer glänzenden Abordnung, bei der sich fünf Generale und sieben Stabsoffiziere befanden, an den russischen Manövern teil.

1914 besuchte Poincaré kurz vor Ausbruch des Krieges Petersburg.

Neben diesen Besuchen spielte die Einwirkung des französischen Botschafters in Petersburg eine große Rolle. Augenscheinlich war die gewaltige Anspannung aller Kräfte in Rußland zum Teil den dauernden Bemühungen des damaligen französischen Botschafters in Petersburg, Delcassé, zuzuschreiben.

Die „Kreuzzeitung" vom 4. Juni 1913 brachte einen Aufsatz des „Gil Blas", der von dem Pariser Korrespondenten des „Manchester Guardian" stammte und nach dessen Angabe aus durchaus zuverlässiger Quelle herrührte. Danach hat Poincaré Clemenceau mitgeteilt, daß die Forderung der dreijährigen Dienstzeit für die französische Armee von Rußland ausgehe, das für den Fall der Weigerung mit Kündigung des Bündnisvertrages drohte. Der „Gil Blas" berichtete, in Petersburg wäre Poincaré daran erinnert worden, daß zur Zeit des Abschlusses des französisch-russischen

Bündnisses in Frankreich die dreijährige Dienstzeit bestanden hätte. Die seitdem stattgefundene Einführung der zweijährigen Dienstzeit bedeute eine Schwächung. Er erhielt ferner die Mitteilung, daß ein Balkanstaat, der sich dem französisch-russischen Bündnis anzuschließen wünsche, nur zögere, weil ihm Frankreich im Vergleich zu Deutschland nicht stark genug erscheine. „Das waren die Gründe", fährt der „Gil Blas" wörtlich fort, „die Herrn Poincaré und seine Regierung bestimmten, den Antrag auf Einführung der dreijährigen Dienstzeit zu stellen, um nach außen hin den Eindruck hervorzubringen, den seine Bundesgenossen davon erwarteten. Deshalb wurde Delcassé nach Petersburg geschickt. Man bedrohte uns mit dem Bruch des russisch-französischen Bündnisses, weil wir nicht stark genug seien, oder weil es wenigstens so scheine."

Ähnlich sprach sich ein Aufsatz des Pariser Korrespondenten der „Dépêche de Toulouse" im Februar 1913 aus. („Kölnische Zeitung" vom 24. Februar 1913.) Die Probleme, die sich augenblicklich für Europa stellten, seien derart, daß es unerläßlich sei, das französische Bündnis durch eine strenge Einheitlichkeit der Ansichten auf das Höchstmaß seines Wertes zu heben. Rußland müsse auf seine asiatischen Abenteuer verzichten und lernen, die Gefahr einzusehen, die Europa bedrohe. Es sei unerläßlich, daß es eine Reihe von militärischen Maßnahmen treffe und durch eine Bedrohung der deutschen Ostgrenze ein Gewicht ausübe, wie es Deutschland gegen die französische Vogesengrenze tue. Für das europäische Gleichgewicht müsse Rußland durchaus klar und entschlossen zu seiner Aufgabe als europäische Macht zurückkehren. Alles deute darauf hin, daß darin das Ziel und die Bedeutung der Aufgabe Delcassés liege.

Die „Rjetsch" vom 19. Juli 1914 sprach gelegentlich des Besuches von Poincaré in Petersburg offen aus, „daß Rußland die schweren Militärlasten auf Veranlassung Frankreichs übernommen habe".

In diesem Zusammenhang gewinnt die erwähnte, im Herbst 1913 zu den russischen Manövern entsandte französische Militärmission unter Führung des Generalstabschefs Joffre an Bedeutung. Sie sollte sich wohl von der Richtigkeit der von dem Minister Barthou in der Deputiertenkammer am 16. Juni 1913 abgegebenen Erklärung überzeugen: „Unter der Verantwortung der gesamten Regierung erkläre ich, daß unser Verbündeter seinerseits alle erforderlichen Anstrengungen macht, damit beide Heere, das französische sowohl als das russische, auf alle Eventualitäten gefaßt sind." Anderseits sollte sie wohl auch einen Druck auf die beschleunigte Durchführung der geplanten Vermehrung ausüben.

In derselben Richtung wie die Diplomatie arbeitete die beiderseitige Presse. Es braucht nur an die vielen Aufsätze des „Temps" erinnert zu werden, worin er weitgehende Forderungen in bezug auf Beschleunigung

und Verstärkung der russischen Rüstungen, Aufstellung neuer Armeekorps an der Westgrenze, Ausbau des strategischen Bahnnetzes entsprechend den gewährten Anleihen stellte. In seinem Aufsatz „Nos alliés et nous" forderte der General Lacroix im Juli 1913 neben drei neuen Korps, davon zwei an der Westgrenze, erhebliche Verstärkung der Artillerie und Kavallerie, Eisenbahnbauten und Vermehrung des rollenden Materials für den russischen Aufmarsch, stärkere Ansammlung der Streitkräfte an der Westgrenze von den Russen. Der „Correspondant" schrieb im Dezember 1913: „Frankreich hat Rußland seit Abschluß des Bündnisses über 17 Milliarden Frs. zur Verfügung gestellt in der Erwartung, daß Rußland als Gegenleistung seine ganze militärische Kraft für Frankreich einsetzen würde. Frankreich hat seine Bündnispflichten erfüllt. Es ist an Rußland, das Seine zu tun."

Aber auch Rußland forderte Gegenleistungen für sein großes Heeresprogramm. Die „Birschewyje Wjedomosti" vom 14. Juni 1914 sagte: Rußland hat seine Armee auf 2 320 000 Mann gebracht. Deutschland verfügt über 880 000 Mann, Österreich über 500 000, Italien über 400 000. Rußland muß also von Frankreich 770 000 Mann erwarten, was nur bei der dreijährigen Dienstzeit möglich ist." Auch der „Petersburgski Kurjer" vom 14. Mai 1914 forderte auf das bestimmteste von Fankreich die Erfüllung seiner Bündnispflicht. Der „Temps" berichtete sogar, der damalige französische Botschafter in Petersburg, Paléologue, der Nachfolger Delcassés, habe anläßlich seiner kurzen Anwesenheit in Paris im Frühjahr 1914 erklärt, daß er nicht mehr auf seinen Posten zurückkehren werde, falls die dreijährige Dienstzeit in Frage gestellt sei. Allerdings wurde die Nachricht in dieser Form später widerrufen.

Daß alle kriegerischen Maßnahmen ihre Spitze nur gegen Deutschland hatten, sprach unverblümt der Neujahrsaufsatz der bekannten und vielgelesenen Militärzeitschrift „Raswjädtschik" aus: „Uns allen ist sehr wohl bekannt, daß wir uns auf einen Krieg an der Westfront, vornehmlich gegen die Deutschen (Österreich-Ungarn und Deutschland) vorbereiten. Deshalb müssen alle unsere angenommenen Kriegslagen bei Truppenübungen darauf gerichtet werden, daß wir mit Deutschen Krieg führen, z. B. muß immer die eine der manövrierenden Parteien die „deutsche" heißen. Doch nicht nur die Truppe, das ganze russische Volk muß daran gewöhnt werden, daß wir uns zum Vernichtungskampf gegen die Deutschen rüsten und daß die deutschen Reiche vernichtet werden müssen, auch wenn wir dabei Hunderttausende von Leben verlieren müssen."

Es muß dabei beachtet werden, daß die russische Presse durch scharfe Zensur, besonders hinsichtlich aller Mitteilungen über das Heerwesen, gefesselt war. Was sie sagen durfte, war also beabsichtigt. Anderseits wurde

der „Temps“ von französischer Seite ausdrücklich als das Organ Iswolskis, des damaligen russischen Botschafters in Paris, bezeichnet.

Wie die Stimmung in Rußland gegen Deutschland war, wurde grell beleuchtet durch die Erregung, die die Entsendung des Generals Liman von Sanders nach der Türkei verursachte. Im Mai 1913 versuchte der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, durch eine große Protestversammlung des Petersburger Offizierkorps zum Kriege zu treiben. Sie konnte noch gerade rechtzeitig verhindert werden. Man war noch nicht bereit.

Auf die russischen Marinerüstungen kann hier nicht näher eingegangen werden. Das 1892 für das Heer vereinbarte Militärabkommen mit Frankreich wurde 1912 durch Abschluß einer Flottenkonvention erweitert. Ein Besuch der russischen Flotte in Frankreich im September 1913 rief dort große Begeisterung hervor. Von weit größerer Bedeutung war das im Frühjahr 1914 in Aussicht genommene Flottenabkommen mit England, das gleichsam als Schlußstein der militärischen Abmachungen Rußlands vor dem Kriege zu betrachten ist.

Unser damaliger Militärattaché in Rußland, Hauptmann von Eggeling, vertrat bis in die letzte Zeit unmittelbar vor Kriegsausbruch immer den Standpunkt, daß der Zeitpunkt, für den Rußland mit dem Kriege rechne, erst in einer späteren Zukunft liege, frühestens 1916 (v. Eggeling a. a. O. S. 15). Er begründete dies damit, daß wesentliche Vorbereitungen, wie die große Heeresvermehrung, die Beschaffung schwerer Artillerie, die Reorganisation der Kavallerie und Feldartillerie, sowie ein Teil der Eisenbahnbauten nicht früher durchgeführt sein könnten. Es fragte sich nur, ob es gelang, die Kriegspartei so lange zurückzuhalten.

Vom heutigen Standpunkt kann man den vom Generalstab vor dem Krieg niedergelegten Anschauungen mit Bezug auf den Kriegsbeginn 1914 hinzufügen, daß auf die geschilderte Weise die Rüstungen Rußlands im engen Einvernehmen mit den französischen Kriegsvorbereitungen und nicht ohne Druck Frankreichs, man kann wohl sagen ins Ungeheure gesteigert waren. Konnten auch die im letzten großen Heeresprogramm beschlossenen Verstärkungen erst in einigen Jahren völlig durchgeführt sein, so war man doch im Juli 1914, mit Hilfe des französischen Verbündeten und der englischen Unterstützung, der Überlegenheit über Deutschland und Österreich sicher. Am 30. Juli 1914 meldete der belgische Geschäftsträger aus Petersburg nach Brüssel: „Heute ist man in Petersburg fest davon überzeugt, ja man hat sogar die Zusicherung, daß England Frankreich beistehen wird. Dieser Beistand fällt ganz außerordentlich ins Gewicht und hat nicht wenig dazu beigetragen, der Kriegspartei Oberwasser zu verschaffen.“ (Deutsches Weißbuch.)

Der Krieg konnte beginnen. „Rußland ist fertig, Frankreich muß

es auch sein", sagte die „Birschewyje Wjedomosti" im Frühjahr 1914 in einem vom Kriegsminister veranlaßten und gebilligten Aufsatz. Die Stimmung in den Kreisen der Armee und besonders der Militärpartei war im Sommer 1914 bis zum Siedegrad gestiegen.

Auf wessen Seite der „Militarismus" zu suchen ist, bei der Entente oder bei uns, liegt klar zutage.

Durch die Militärkonvention von 1892/94 waren Frankreich und Rußland fest gegen uns verbunden. Sie ist inzwischen bekannt geworden. Ziffer 2 bis 4 lautete: „Im Falle, daß die Streitkräfte des Dreibundes oder einer der Mächte, die ihm angehören, mobil gemacht werden sollten, haben Frankreich und Rußland auf die erste Nachricht von diesem Vorgang und ohne daß ein vorheriges Einvernehmen nötig ist, unverzüglich und gleichzeitig die Gesamtheit ihrer Streitkräfte mobil zu machen und so nahe als möglich an der Grenze aufmarschieren zu lassen. Diese Streitkräfte werden unverzüglich zum entscheidenden Kampf eingesetzt werden, derart, daß Deutschland zu gleicher Zeit im Osten und Westen in den Kampf treten muß. Die Generalstäbe beider Länder haben sich jederzeit ins Einvernehmen darüber zu setzen, um die Ausführung der vorstehend vorgesehenen Maßnahmen vorzubereiten und zu erleichtern."

Aufmarsch und operative Absichten.

Wir schätzten im Generalstab vor dem Kriege die in Europa und im Kaukasus aufzustellenden Formationen (ohne die sibirischen und turkestanischen Korps) auf 30 Armeekorps, 35½ Kavallerie- oder Kasakendivisionen, 35 Reservedivisionen, 40 Reichswehrdivisionen mit einer Gesamtstärke von

Feldtruppen	2 712 000
Besatzungstruppen	573 000
Ersatzformationen der aktiven Truppen	356 000

Es war zu überlegen, in welcher Weise Rußland diese gewaltige Heeresmasse zu verwenden gedachte. Keinesfalls defensiv, wie man auf den ersten Anschein aus der im Jahre 1910 vorgenommenen durchgreifenden Änderung in der Unterbringung der Truppen vielleicht hätte entnehmen können.

Es hatte dies eine andere Bewandtnis. Die Unzweckmäßigkeit der bisherigen Unterbringung war im ostasiatischen Krieg klar zutage getreten. Teile der bisher an der Westfront angehäuften Truppen wurden infolgedessen nach dem Innern Rußlands verlegt. Scheinbar war durch das Wegziehen von Kräften von der deutschen Grenze eine Entlastung Deutschlands eingetreten. Vielfach wurde auch in der französischen Presse Rußland scharf darauf hingewiesen und an seine

Bündnispflicht erinnert. In der Tat aber bedeutete diese Änderung eine erhebliche Verbesserung. Die Mobilmachung konnte, nachdem man kurz vorher allgemein im Reiche die territoriale Ergänzung durchgeführt hatte, bedeutend schneller vor sich gehen als früher. Man schuf sich durch die Zurückverlegung eine starke, bewegliche Reserve, die man vermöge des gut ausgebauten strategischen Eisenbahnnetzes nach allen in Frage kommenden Richtungen schnell befördern konnte. Die „France militaire" vom 15. Februar 1911 gab auch zu, daß diese Änderung „auch für Frankreich eine Stärkung seiner Stellung bedeute". „Wir erwarten von unserem Verbündeten, daß er den gemeinsamen Gegner zwingt, seine Kräfte in zwei möglichst gleich starke Massen zu teilen. Das wird er auch durch eine Offensive können ... Eine solche Operation ist aber heute von den Russen schneller und kräftiger durchzuführen als früher."

Nach den Aufstellungen des deutschen Generalstabs vor dem Krieg wurde der russische Aufmarsch folgendermaßen vermutet:

Möglichst starke Offensive gegen Österreich unter Belassung geringerer Kräfte gegen Deutschland. Das Verhalten dieser letzteren werde sich voraussichtlich danach richten, wie stark Deutschland auf dem östlichen Weichselufer aufmarschierte. Eine frühzeitige Offensive nach Ostpreußen war jedoch wahrscheinlich.

Voraussichtlich wurden verwendet:

1. gegen Deutschland die Truppen der Militärbezirke Wilna und Warschau,

2. gegen Österreich die Truppen des Militärbezirks Kiew, wobei angenommen wurde, daß die Kräfte des Militärbezirks Odessa durch Rumänien gefesselt wurden.

3. Einsatz der in den Militärbezirken Petersburg, Moskau und Kasan verfügbaren starken Kräfte je nach Bedarf, voraussichtlich überwiegend gegen Österreich.

Die Verwendung der in Ostasien und Turkestan stehenden Truppen wurde auf einem europäischen Kriegsschauplatz nicht für wahrscheinlich gehalten.

Für Aufstellung einer Armee im Kaukasus standen die im Frieden dort untergebrachten Truppen zur Verfügung. Mit einem Heranziehen von Truppen aus dem Kaukasus wurde gerechnet.

„Beendigung der Mobilmachung und des Aufmarsches müssen nach den Erfahrungen der Spannungszeit 1912/13 wesentlich früher angesetzt werden als bisher. Die Einführung der Kriegsvorbereitungsperiode, die Zurückbehaltung des ausgedienten Jahrgangs während der Winterzeit und angebliche Probemobilmachungen können die russische Heeresleitung in den Stand setzen,

die Ergänzungsmannschaften und Pferde den Truppen vor Beginn der eigentlichen Mobilmachung zuzuführen und einen großen Teil der zur Marschbereitschaft nötigen Maßnahmen ebenfalls schon vor der Mobilmachung zu treffen, so daß der sehr geringe Zwischenraum von 24 Stunden zwischen dem Eintreffen der letzten Reservisten und der Erreichung der Marschbereitschaft genügen dürfte. In der Spannungszeit im Jahre 1912/13 sind denn auch tatsächlich nach und nach fast alle Maßnahmen der Kriegsvorbereitungsperiode getroffen worden. Man muß also damit rechnen, daß Rußland sie auch in Zukunft anwendet. Gelingt dies, so muß man auf die Beendigung der russischen Mobilmachung am 1. oder 2. eigentlichen Mobilmachungstage gefaßt sein."

Es marschierten nach unserer Annahme voraussichtlich auf:

Gegen Deutschland:

Die Wilnaer Armee, aus den Truppen des Wilnaer Bezirks bestehend, 4½ Armeekorps mit starker Kavallerie, wahrscheinlich verstärkt durch 2 Armeekorps aus dem Petersburger Bezirk, die sich am Njemen gegenüber der Ostgrenze von Ostpreußen versammelte und etwa in der allgemeinen Richtung Angerburg—Bartenstein vorgehen konnte.

Die Warschauer Armee, aus den Truppen des Militärbezirks Warschau zusammengesetzt, 5½ Armeekorps mit sehr starker Kavallerie, die sich in und rückwärts der Bobr—Narew-Linie versammelte.

Gegen Österreich:

Die Kiewer Armee, aus den Truppen des Militärbezirks Kiew bestehend, Versammlung in Gegend Wladimir Wolynsk—Lutzk—Kamenjetz Podolsk.

Gegen Rumänien:

Eine bessarabische Armee, aus Truppen des Militärbezirks Odessa zusammengesetzt.

Die Truppen der Bezirke Petersburg, Moskau und Kasan konnten nach Bedarf zur Verstärkung der anderen Armeen eingesetzt werden und standen mit Rücksicht auf diese Aufgabe bereits im Frieden an den Bahnen verteilt. Wie sie verwendet werden würden, war nicht bekannt, jedenfalls aber hauptsächlich gegen Österreich. Stärke etwa 10 Armeekorps und 18 Reservedivisionen.

Außerdem wurde mit einem Küstenschutz, Festungsbesatzungen und einem Besatzungsheere gerechnet.

Es wurde angenommen, daß — allerdings unter den günstigsten Verhältnissen — die Njemen- (Wilnaer) Armee in der Zeit vom 6. bis 8. Mobilmachungstag, die Warschauer (Narew-) Armee in der Zeit vom 3. bis 5. marschbereit sein würde.

Prüfen wir nun vom heutigen Standpunkt auf Grund der inzwischen bekannt gewordenen Tatsachen, inwieweit der Generalstab Stärke, Mobilmachung, Aufmarsch und operative Absichten der Russen richtig beurteilt hat.

Auf die politische und diplomatische Vorgeschichte des Krieges gehe ich nicht ein. Der Prozeß Suchomlinow hat klargelegt, wie der Befehl zur russischen Mobilmachung zustande gekommen ist. Ich beschränke mich auf die militärischen Ereignisse. (Rußlands Mobilmachung für den Weltkrieg. Neue Urkunden zur Geschichte des Weltkrieges. Zusammengestellt und herausgegeben auf Befehl des Chefs des Generalstabes des Feldheeres. Berlin 1919, Mittler und Sohn. — Rußlands Vorbereitung zum Weltkrieg. Auf Grund unveröffentlichter russischer Urkunden. Von Robert Höniger. Berlin 1919, Mittler und Sohn. — v. Eggeling a. a. O.)

Aus dem im Kriege erbeuteten russischen Material wird im vollen Umfang erwiesen, daß Rußland bereits vor Ausspruch der Mobilmachung seine Kriegsvorbereitungen im weitesten Umfang getroffen hatte, wie es der Generalstab vorher angenommen hatte.

Die „Verordnung über die Kriegsvorbereitungsperiode" von 1913 wurde von uns, wenn auch nur im Auszug, erbeutet. Die hiernach vor Ausbruch der Mobilmachung in Zeiten politischer Spannung zu treffenden Maßnahmen zerfielen in solche, die lediglich mit Hilfe der verfügbaren Geldmittel, und solche, die unter Verwendung außerordentlicher Kredite durchgeführt werden konnten. Beide Arten traten auf besonderen Befehl in Kraft. Während die erstere Art eine Anzahl vorbereitender Maßnahmen vorschrieb, wie sie ähnlich auch in anderen Armeen üblich waren, ging die letztere Art weiter: Reserve- und Reichswehrmannschaften sollten zu Übungen in einem die Bewilligungen des laufenden Jahres übersteigenden Umfang eingezogen, das rollende Material von den Grenzbahnstrecken nach rückwärts abgeschoben, ausländisches rollendes Material festgehalten werden, der Bahnschutz auch im Innern war aufzustellen, die Armierung der Festungen hatte zu beginnen, Verpflegungsvorräte im Aufmarschgebiet wurden angesammelt, Kommandos zur Zerstörung von Bahnstrecken waren bereitzustellen usw.

Offiziell trat zwar die Kriegsvorbereitungsperiode erst am 26. Juli 1914 in Kraft. Aber eine ganze Reihe der darin vorgesehenen Maßnahmen, sowie andere, die einen schnellen, reibungslosen Verlauf der Mobilmachung vorbereiten sollten, wurden schon in den Monaten März bis Juni getroffen. Die Pferdeankäufe, das Pferdeausfuhrverbot, die Ankäufe von Kriegsmaterial sind schon erwähnt (S. 66). Die Verpflegungsbestände wurden ergänzt, die Getreideausfuhr wurde verboten, die Bahnen beschafften Kohle

und vermehrten das rollende Material, staatliche und private Fabriken der Kriegsindustrie vergrößerten ihre Betriebe. Alles wurde so geheim als irgend möglich betrieben, die Einreise deutscher und österreichisch-ungarischer Staatsangehöriger außerordentlich erschwert (S. 61).

Die erwähnte Schrift des Generalstabes („Rußlands Mobilmachung usw.") gibt für die entscheidenden Tage kurz vor Kriegsausbruch die im Generalstabe vom 26. Juli 1914 ab einlaufenden Nachrichten tageweise zusammengestellt. Für jeden Tag ist angegeben, welche Schlüsse aus den Nachrichten gezogen und welche Maßnahmen dementsprechend von deutscher Seite getroffen wurden. „Es ergibt sich daraus, daß Deutschland im Bestreben, den Frieden zu erhalten, die notwendigen Gegenmaßnahmen so spät als irgend möglich traf, und daß ein weiteres Hinausschieben die Sicherheit des eigenen Grenzgebietes aufs äußerste gefährdet hätte." Ich muß im einzelnen darauf verweisen und kann hier nur das Wichtigste daraus entnehmen.

Bereits am 26. Juli 1914 ließen die eingegangenen Nachrichten die Lage als ernst erscheinen. Die Kriegsvorbereitungsperiode trat in Kraft, und zwar die Maßnahmen beider Arten.

Am 27. konnten wir sicher erkennen, daß außergewöhnliche militärische Maßnahmen getroffen wurden. Wir beschränkten uns demgegenüber auf verstärkte Bahnbewachung in den der Grenze naheliegenden Bezirken durch Beamte (nicht durch Militär).

Am 28. Juli verdichteten sich die Meldungen über Pferdeaushebungen, Bereitstellung rollenden Materials, Bahnschutz. Der Kriegsminister hatte dem deutschen Militärattaché am 26. abends sein Ehrenwort gegeben, daß noch keinerlei Mobilmachungsbefehl ergangen sei. Es würden vorläufig lediglich Vorbereitungsmaßnahmen getroffen, kein Reservist eingezogen, kein Pferd ausgehoben. Der Militärattaché war der Ansicht, daß die Mobilmachung zwar noch nicht ausgesprochen sei, aber sehr weitgehende vorbereitende Maßnahmen getroffen würden.

Am 29. Juli nachmittags eröffnete der Generalstabschef, General Januschkewitsch, dem deutschen Militärattaché, der Kriegsminister habe ihn beauftragt, nochmals zu bestätigen, daß alles wie vor drei Tagen geblieben sei. Er gab sein Ehrenwort, daß nirgends Einziehung eines einzigen Mannes oder Pferdes erfolgt sei. Der Militärattaché hielt dies für einen Versuch zur Irreführung. Die sonstigen an diesem Tage eingehenden Nachrichten ließen den Schluß zu, daß zwar der eigentliche Mobilmachungsbefehl noch nicht ergangen sei, die geheimen militärischen Vorbereitungen Rußlands jedoch sehr weit vorgeschritten seien. Auf deutscher Seite wurden an diesem Tage die Befehle zur Rückbeförderung der Truppen von den Übungsplätzen in die Standorte, zur Rückberufung der Urlauber

und zur Bewachung der gefährdeten Eisenbahnstrecken durch Truppen gegeben.

Tatsächlich wurde in Rußland am 29. der Befehl gegeben, sämtliche Reservistenjahrgänge für die Militärbezirke Odessa, Kiew, Moskau und Kasan sowie für die Flotte einzuberufen. Damit wurden in diesen Militärbezirken die letzten Maßnahmen zur Beendigung der Mobilmachung der aktiven Verbände getroffen.

Aus den am 30. bei uns hierüber eingehenden Nachrichten mußte entnommen werden, daß für die Militärbezirke Odessa, Kiew, Moskau und Kasan am 29. die Mobilmachung befohlen sei. In Warschau schien sie bevorzustehen, über die Militärbezirke Petersburg und Wilna lagen nur unbestimmte Meldungen vor. Außerdem gingen Nachrichten über bedrohliches Zusammenziehen der Kavalleriedivisionen im Grenzgebiet und über stärkere Transporte aus dem Innern nach der Grenze ein.

Tatsächlich wurde am 30. nachmittags der Befehl für die allgemeine Mobilmachung erlassen. (Nach Höniger a. a. O. S. 123 hat der Zar in aller Form erst am Vormittag des 31. Juli die gegen seinen Willen am 30. in die Wege geleitete Vollmobilmachung gutgeheißen.) Der Mobilmachungsbefehl rief in sämtlichen Militärbezirken des europäischen und asiatischen Rußland alle Mannschaften der Reserve und Reichswehr ersten Aufgebots zu den Fahnen. Der 31. Juli wurde als erster Mobilmachungstag bestimmt.

Auf deutscher Seite wurde am 30. mit der Aufstellung des Grenzschutzes und mit den Armierungsarbeiten an den Grenzfestungen begonnen.

Die am 31. Juli bis zum Mittag eingehenden Nachrichten ließen erkennen, daß auch in den an Deutschland grenzenden Bezirken, in den Militärbezirken Warschau und Wilna, die Mobilmachung ausgesprochen war. Um 1 Uhr nachmittags wurde darauf auf deutscher Seite der „Zustand drohender Kriegsgefahr" angeordnet. Der 31. Juli war tatsächlich bereits der erste russische Mobilmachungstag.

Am 1. August war bei uns mit Sicherheit erkannt, daß die russische Armee bei Ausspruch ihrer Mobilmachung bereits den größten Teil ihrer Kriegsvorbereitungen im geheimen vollzogen hatte. Die offizielle Mobilmachung war seit dem 31. Juli im Gange. Sieben Kavalleriedivisionen waren in unmittelbarer Nähe der Grenze in der Versammlung, bereit, in Deutschland einzufallen. Zahlreiche Transporte rollten aus dem Innern seit Tagen nach der Grenze. An vier Stellen war die Grenze von feindlichen Patrouillen überschritten. Jetzt erst, am 1. August 5 Uhr nachmittags, entschloß sich Seine Majestät der Kaiser, den Mobilmachungsbefehl zu erlassen.

Unsere Ansicht, die wir uns im Frieden von den die Mobilmachung vorbereitenden russischen Maßnahmen gemacht hatten, ist vollauf bestätigt worden.

Die nach der Entlassung des ältesten Jahrgangs im Frühjahr 1914 einberufenen Übungsmannschaften wurden bis zum Kriegsbeginn unter den Fahnen behalten. Die vorbereitenden Maßnahmen und die am 26. Juli in Kraft tretende Kriegsvorbereitungsperiode brachten sämtliche aktive Truppen des europäischen Rußlands auf Kriegsfuß. Es war tatsächlich deren gesamte Mobilmachung. Die in Sibirien stehenden 5½ Armeekorps waren ohnedies schon auf annähernd voller Kriegsstärke. Die am 29. Juli angeordnete „Teilmobilmachung" (Einziehung sämtlicher Reservisten in den Militärbezirken Odessa, Kiew, Moskau und Kasan) umfaßte zwei Drittel des europäischen Rußland, war in Verbindung mit der Bereitschaft der sibirischen Korps also keineswegs nur gegen Österreich-Ungarn gerichtet, sondern auch eine schwere Bedrohung Deutschlands. Auch nachdem am 30. Juli der Befehl zur allgemeinen Mobilmachung erlassen worden war, unterließ die russische Regierung die Kriegserklärung. Wir wissen jetzt aus erbeuteten Papieren, daß dies im Plane lag: „Es kann sich als vorteilhaft erweisen, den Aufmarsch zu vollziehen, ohne die Feindseligkeiten zu beginnen, damit dem Gegner nicht unwiederbringlich die Hoffnung genommen wird, der Krieg könne noch vermieden werden. Unsere Maßnahmen müssen hierbei durch diplomatische Scheinverhandlungen verdeckt werden, um die Befürchtung des Gegners möglichst einzuschläfern. Wenn solche Maßnahmen die Möglichkeit geben, einige Tage zu gewinnen, so müssen sie unbedingt ergriffen werden". Die frühere Anordnung, daß die Verkündung der Mobilmachung gleichbedeutend mit der Eröffnung des Krieges sei, wurde zu diesem Zwecke aufgehoben.

Es geht hieraus hervor, daß wir, in der Hoffnung, den Frieden zu erhalten, in der verspäteten Ergreifung von Gegenmaßnahmen bis an die äußerste Grenze gingen, die sich noch mit der Sicherheit des Reiches vertrug. Mit Rücksicht auf unsern Operationsplan gingen wir zu weit. Die Versäumnis jeden Tages konnte verhängnisvoll werden.

Der russische Aufmarsch vollzog sich im Jahre 1914 im allgemeinen so, wie wir es angenommen hatten.

Die von uns vermutete Marschbereitschaft des Heeres wurde nicht ganz erreicht. In diesem Punkte haben wir für die Russen zu günstige Annahmen gemacht. Die Njemenarmee trat am 17. August den Vormarsch über die Grenze an, die Narewarmee überschritt mit der Masse am 21. August die Grenze.

Wie vermutet war, ist der größte Teil der Truppen des Militärbezirks Moskau und Kasan gegen Österreich aufmarschiert. Die sibirischen Armeekorps sind nicht gegen Japan stehen geblieben, die turkestanischen Korps sind herangezogen worden, die kaukasischen sind früher erschienen, als angenommen war.

Der im Verlaufe des Krieges bekannt gewordene Plan von 1912 hatte 1914 noch Gültigkeit. Man nahm danach an, daß die deutschen Hauptkräfte im Westen gefesselt seien, glaubte aber, daß die Deutschen trotzdem „den Krieg mit einem Einbruch in russisches Gebiet eröffnen würden, da sie den Russen an Schnelligkeit der Mobilmachung und Versammlung überlegen seien". Es war aber auch ein zweiter Aufmarsch vorbereitet für den Fall, daß die Masse des deutschen Heeres gegen Rußland aufmarschiere. Er kann hier außer Betracht bleiben.

Die russischen Hauptkräfte sollten gegen Österreich verwendet werden. Gegen Deutschland marschierte die erste Armee am mittleren Njemen, die zweite in der Linie Grodno—Bialystok—Lomsha auf. Die masurischen Seen sollten von der Njemenarmee nördlich, mit dem linken Flügel über Angerburg—Rastenburg, von der Narewarmee westlich, mit dem rechten Flügel über Johannisburg auf Sensburg, umgangen werden. In der tatsächlichen Zusammensetzung der Armeen trat im August 1914 eine Störung und Änderung insofern ein, als noch eine Warschauer Armee gebildet wurde, anscheinend um einem befürchteten deutschen Angriff aus der Linie Thorn—Posen gegen Warschau zu begegnen, demnächst aber selbst gegen diese Linie vorzugehen. So fielen Teile dieser Armee bei den entscheidenden Kämpfen in Ostpreußen, insbesondere bei Tannenberg, aus. (Frantz, Der russische Aufmarsch gegen Deutschland im August 1914. Wissen und Wehr, Jahrgang 1920, Heft 2.)

Einwendungen gegen das Urteil des Generalstabes.

Auch die russische Armee und ihre Kriegsbereitschaft soll der Generalstab unterschätzt haben.

Oberst Immanuel (a. a. O. S. 11) behauptet: „Rußlands Staat und Heer galten in Deutschland als rückständig und verfault. Manche Stimmen, die sich über das russische Heerwesen in weniger ungünstigem Sinne aussprachen, wurden nicht beachtet oder abgelehnt — kurzum, es galt in Deutschlands militärischen Kreisen als ausgemacht, daß von russischer Seite im Falle des Weltkrieges vor Monaten keine ernsthafte Bedrohung zu erwarten sein werde. Die amtliche Berichterstattung ist in dieser Hinsicht von einem ernsten Vorwurf nicht freizusprechen..... Wenn Rußland schon seit Monaten unter allerlei Vorwänden die Mobilmachung und den Aufmarsch begonnen hatte, so kann man vernünftigerweise weniger den Russen einen Vorwurf hieraus machen, als den politischen und militärischen Vertretern Deutschlands in Rußland, die nichts merkten oder nichts Entscheidendes hierüber zu berichten wußten."

Es war nötig, die ganze Ausführung im Wortlaute anzuführen, um zu zeigen, wie selbst von militärischer Seite bei uns kritisiert wird.

Auch Professor Dr. Steinhausen (a. a. O. S. 24) behauptet, Rußland sei unterschätzt worden. Er stützt sich auf „eine Äußerung eines rechtsstehenden Politikers, J. Reinkes, über die gewaltige militärische Kraftentfaltung Rußlands sowie dessen unerwartet schnelle Mobilmachung: ....unserer Diplomatie und Heeresleitung kam dieser Schlag unerwartet".

Es mag sein, daß man in nicht militärischen Kreisen Deutschlands sich öfter ein unzutreffendes Bild von der russischen Wehrkraft machte. Der Generalstab trat dieser Ansicht entschieden entgegen.

Vom Generalstabe waren alle verantwortlichen militärischen Stellen, durch diese das Auswärtige Amt und, soweit es nötig war, die Volksvertretung über Rußland unterrichtet worden. Beispielsweise wurden die Generalkommandos der Ostkorps im Januar 1913 über die militärische Lage Rußlands benachrichtigt und dabei besonders auf dessen hohe Kriegsbereitschaft hingewiesen. Eine Denkschrift des Generalstabes, die im März 1913 dem Kriegsministerium zur Orientierung des Reichstages zuging, beginnt: „Die russische Armee hat seit den Niederlagen des japanischen Krieges sehr eifrig und mit entschiedenem Erfolg an ihrer Vervollkommnung gearbeitet. Der Patriotismus und die Opferwilligkeit der Duma stellen der Regierung alle geforderten, sehr bedeutenden Geldmittel zur Verfügung und ermöglichen die schnelle Durchführung der großen Reorganisation der Armee in den Jahren 1909 und 1910. Da die Duma-Verhandlungen über wichtige Fragen der Landesverteidigung geheim sind und die russische Presse so gut wie keine Nachrichten über militärische Angelegenheiten bringen darf, begegnet man in Deutschland im allgemeinen einer großen, noch auf den Mißerfolgen des japanischen Krieges beruhenden Unterschätzung der russischen Armee. Tatsächlich steht heute die russische Armee in Europa im allgemeinen vollkommen auf der Höhe der Armeen der übrigen Großmächte. Die Mobilmachung ist durch die Einführung der territorialen Ergänzung wesentlich beschleunigt worden. Heute sind in Rußland die Kavallerie und reitende Artillerie am ersten Tage nach Ausspruch der Mobilmachung, die übrigen Truppen am 5. Mobilmachungstage, die Reserveformationen schon am 8. Mobilmachungstage marschbereit."

Alle Jahresberichte der russischen Abteilung des Großen Generalstabes weisen nachdrücklich auf die Fortschritte des russischen Heerwesens hin. Es sei noch besonders auf die S. 67 und 76 erwähnten Urteile des Generalstabes verwiesen.

Auch in den vom Generalstabe herausgegebenen „Vierteljahrsheften für Truppenführung und Heereskunde" wurde fortlaufend über Rußland berichtet. Die bedeutenden Fortschritte in der Armee seit dem japanischen Kriege wurden z. B. im Jahrgang 1911 („Die neue Organisation und Dislokation der russischen Armee") hervorgehoben. Es hieß darin: „Die ge-

schilderten organisatorischen Änderungen werden unzweifelhaft wesentlich zur inneren Festigung und zu einer Steigerung der Kriegsbereitschaft des russischen Heeres beitragen." Über die Fortschritte in der Ausbildung und Taktik berichteten Aufsätze in den Jahrgängen 1910, 1911 und 1914 („Neue Ausbildungsvorschriften des russischen Heeres", „Taktische Anschauungen im russischen Heere", „Militärische Rundschau"). Ein Aufsatz über „Rußlands finanzielle Erstarkung" im Jahrgang 1913 kam zu dem Schluß: „Es ist zweifellos, daß das Zarenreich nach der Revolution einen wirtschaftlichen und finanziellen Aufschwung genommen hat, der, was die Schnelligkeit anbetrifft, fast einzig dasteht." Auf die militärische Bedeutung dieser Tatsache wurde eingehend hingewiesen.

Es muß angenommen werden, daß die erwähnten Kritiker von alledem nichts gelesen und nichts erfahren haben.

Schließlich sei noch erwähnt, wie in einem Aufsatz im Jahrgang 1905 der Vierteljahrshefte, „Die Russen in den Kriegen der Vergangenheit", der General Frhr. v. Freytag-Loringhoven über den russischen Soldaten urteilte: „Die vortrefflichen Eigenschaften des russischen Soldaten sind bekannt. Genügsamkeit, Ausdauer, zähe Tapferkeit, Anhänglichkeit an seine Vorgesetzten haben ihn von jeher ausgezeichnet.... Gneisenau schreibt im Jahre 1813 aus Anlaß des Gefechts des russischen Korps Langeron bei Zobten am 19. August: »Es ist nicht möglich, mit mehr Unerschrockenheit zu fechten, als die Truppen dieser kriegerischen Nation, die Russen, es tun.« Wer jemals mit dem Mann aus dem russischen Volk zu tun hatte, wird dem Urteile Boyens (der sich 1807 günstig ausgesprochen hatte) nur beipflichten können, und die Haltung der russischen Truppen in Ostasien, auch gegenüber einem so fanatischen, todesmutigen Gegner, wie es die Japaner sind, läßt Gneisenaus Meinung noch für die heutige Zeit berechtigt erscheinen."

III. England.

Friedensarmee.

Bekanntlich war die reguläre englische Armee ursprünglich in erster Linie Kolonialarmee und bedurfte hierzu angeworbener Mannschaften mit langer aktiver Dienstzeit. Erst in neuerer Zeit wurde sie auch dazu bestimmt, in einem europäischen Kriege verwendet zu werden. Ihre Gliederung und Ausbildung wurden hierzu umgestaltet. Außerdem wurde eine nur milizartig ausgebildete Territorialarmee geschaffen. Diese als Haldanesche Heeresreform bekannte Umgestaltung war etwa 1909 abgeschlossen.

Die im Vereinigten Königreich stehenden Teile der *regulären Armee* bildeten im Kriege die reguläre Feldarmee (Expeditionary Force), die für einen europäischen Krieg zur Verfügung stand.

Sie bestand aus 6 Infanteriedivisionen, einer Kavalleriedivision und 2 berittenen Brigaden. Wir nahmen ihre Stärke auf 132 000 Mann an. Im Mobilmachungsfall mußte sie etwa zur Hälfte aus Reservisten bestehen, die früher in der regulären Armee gedient hatten. Eine nur milizartig ausgebildete, angeworbene „Spezialreserve" stand bereit zur Besetzung der Kolonnen und Trains mit Mannschaften und zur Aufstellung von Ersatzformationen. Ein kleinerer Teil wurde in geschlossenen Verbänden als Besatzungs- oder Etappentruppen verwendet.

Die Territorialarmee (freiwillige Miliz) war zum Schutz des Heimatlandes bestimmt und bestand aus 14 Infanteriedivisionen und 14 berittenen Brigaden mit einer Sollstärke von 318 000 Mann, an der nach unserer Kenntnis im Jahre 1912 rund 70 000 Mann fehlten. Wir rechneten im Kriegsfalle mit einer Verwendung der Territorialdivisionen auf dem Festland, hielten jedoch ihre Beteiligung erst mehrere Monate nach Ausbruch eines Krieges für möglich, da die milizartige Friedensausbildung der Territorialtruppen zunächst nicht genügte.

Wir beurteilten die englische Armee im Generalstabe im Jahre 1912 wie folgt:

„Die englische Feldarmee ist zwar klein, aber ein ebenbürtiger Gegner.

Das Offizierkorps ergänzt sich aus den besten Ständen. Der englische Offizier ist körperlich gewandt, praktisch veranlagt und von großem persönlichem Schneid. Seine allgemeine und militärische Fachbildung ist weniger gut. Dafür haben aber viele jüngere und fast alle älteren Offiziere Erfahrungen im Kleinen Kriege. Der Bedarf des Expeditionskorps an Reserveoffizieren ist gering. Da Kriegs- und Friedensgliederung der regulären Truppen sich annähernd entsprechen, sind die Führer mit ihren Stäben und Truppenbefehlshabern eingearbeitet.

Der englische Soldat wird angeworben und erreicht infolge seiner langen Dienstzeit einen hohen Grad der Einzelausbildung. Die Mehrzahl der Mannschaften dient sieben Jahre unter den Fahnen und fünf Jahre in der regulären Reserve. Die Disziplin ist gut, wenn sie auch unseren Anschauungen nicht ganz entspricht. Die Mannschaften der regulären Reserve sind denen des aktiven Dienststandes annähernd gleichwertig.

Die Ausbildung des einzelnen Mannes und der Einheiten bis zum Bataillon ist bei der Infanterie gut. Marschleistungen und Schießausbildung sind auf der Höhe. Das Gelände wird gewandt ausgenutzt. Die Ausbildung im Signalisieren steht in der englischen Armee auf hoher Stufe."

Die Bewaffnung und Ausrüstung der englischen Armee waren völlig auf der Höhe. Ausstellungen waren an der englischen Armee wenig zu machen. Es wurde angenommen, daß es den Generalen vorläufig noch an der Übung in der Führung größerer Verbände in den Verhältnissen des Großen

Krieges fehle. Doch sei ein Wandel hierin zu erwarten, da seit einigen Jahren Manöver im größeren Rahmen abgehalten wurden. Seit 1909 fanden Armeemanöver statt. Im Bewegungskampf schien es der Truppe noch an Übung und Gewandtheit zu fehlen.

Leistungen im Kriege.

In welcher Weise das englische Expeditionskorps in einem Kriege Deutschlands gegen Frankreich verwendet werden würde, war im Generalstabe sorgfältig überlegt worden.

Schriftliche Abmachungen, nach denen sich England und Frankreich im Kriegsfall zu unterstützen hätten, sollten nicht vorhanden sein. „Die englische Regierung hat dies wiederholt versichert, und man wird es ihr glauben dürfen". Diese Feststellung hielten wir aber für belanglos. Wir waren fest überzeugt, daß England Frankreich unterstützen würde, und nahmen an, daß die beiderseitigen Militärbehörden im Hinblick hierauf in Fühlung waren. Die Bestätigung ist nachträglich gebracht worden (S. 51).

Die erste Nachricht von einer beabsichtigten Unterstützung brachte nach dem Sturze des französischen Ministers des Auswärtigen Delcassé der „Matin" im Oktober 1905 in einer Reihe von Aufsätzen, die von diesem Minister eingegeben sein sollten. Es hieß darin: „England hat in der Tat die Regierung der Republik wissen lassen, daß, wenn Frankreich angegriffen werde, es bereit sei, seine Flotte mobil zu machen, sich des Kieler Hafens zu bemächtigen und 100 000 Mann in Schleswig-Holstein zu landen."

Daß es bestimmte militärische Abmachungen zwischen Frankreich und England, eine Militärkonvention, gebe, wurde daraufhin von Staatsmännern beider Länder in Abrede gestellt. Daß aber tatsächlich die Unterstützung Frankreichs beabsichtigt war, ließ sich aus den mehr oder weniger gewundenen Erklärungen und aus den Bemerkungen der Presse erkennen. Der frühere Premierminister, Lord Rosebery, sprach im Januar 1912 in einer Versammlung im Hinblick auf Frankreich: „Wir sind Verpflichtungen eingegangen, deren Art und Umfang ich nicht kenne, die aber deswegen nicht weniger bestimmt und bindend sind, weil sie ungeschrieben sind, und die uns jeden Augenblick in einen der größten Kriege verwickeln können."

Im Jahre 1911 veröffentlichte das „Journal de Genève" ein Pariser Telegramm des Inhalts, daß zwar eine Militärkonvention zwischen Frankreich und England nicht bestände, aber jedesmal, wenn ein Krieg drohte, seien beide Regierungen in Beratungen getreten. Die mündlichen Abmachungen hätten zum Austausch sehr bestimmter Ansichten darüber geführt, wie die Streitkräfte beider Nationen verwendet werden sollten.

In den Jahren 1906 bis 1911 fanden zahlreiche gegenseitige Besuche hoher englischer und französischer Offiziere bei den großen Manövern statt. Insbesondere fand sich der General French, der als voraussichtlicher Führer des englischen Expeditionskorps galt, mehrfach bei den französischen Manövern ein.

Der französische Ministerpräsident Poincaré hatte zweifellos recht, als er 1912 in der Deputiertenkammer erklärte, wenn die Entente cordiale auch einer Urkunde ermangele, so habe sie doch die Mehrheit beider Völker für sich.

Der Wert, den England für Frankreich als Verbündeter in einem europäischen Kriege hatte, beruhte zunächst in der Hauptsache auf der englischen Flotte. Die Unterstützung durch das sofort verfügbare Expeditionskorps war aber nach der Ansicht, die wir uns von dessen Wert gebildet hatten, durchaus nicht zu unterschätzen. Wir rechneten auch damit, daß aus den Mittelmeergarnisonen eine siebente Division baldigst gebildet und herangezogen würde. Dies ist bekanntlich auch geschehen. Wir hatten es somit „mit einem vollwertigen, wenn auch zahlenmäßig schwachen Gegner zu tun".

Inwieweit aus den übrigen, überseeischen Teilen des britischen Reiches beträchtliche Truppen abkömmlich waren, mußte dahingestellt bleiben. England bedurfte insbesondere in Indien und an der von England dorthin führenden Etappenstraße starker Besatzungen. Es war nach unserer Ansicht nicht ausgeschlossen, daß ein europäischer Krieg, in den England verwickelt wäre, und in dem es seine ganze reguläre Armee eingesetzt hätte, Erhebungen von Eingeborenen zur Folge hätte.

Jedenfalls mußte aber damit gerechnet werden, daß England in einem Kriege gegen Deutschland, in dem es sich um die Behauptung der englischen Weltstellung handelte, seine volle Kraft mit äußerster Anstrengung zusammenfassen würde. Wir maßen daher auch den Bestrebungen Bedeutung bei, die dahin gingen, ein Volksheer zu schaffen, das auf dem Kontinente eingesetzt werden könnte. Die Anhänger dieses Gedankens wollten zunächst die allgemeine Milizpflicht einführen und diese allmählich zur allgemeinen Wehrpflicht mit mehrjähriger aktiver Dienstpflicht erweitern. Es war ihnen auch schon gelungen, der allgemeinen Milizpflicht zahlreiche Freunde zu erwerben. „Sollte sich", so urteilte der Generalstab im Jahre 1912, „die Territorialarmee, der zur Zeit an ihrer Sollstärke von 320 000 Mann rund 60 000 fehlen, dauernd außerstande zeigen, ihren Ersatzbedarf aus Freiwilligen zu decken, so ist es möglich, daß man in irgendeiner Form die zwangsweise Aufbringung der Miliz einführt..... Die auf Grund einer gesetzlichen Wehrpflicht aufgebrachten Milizen wären, wie die heutigen Freiwilligen, erst viele Monate nach Ausbruch des Krieges in der Lage, einen kontinentalen Ver-

bündeten Englands zu unterstützen." Die Schwierigkeiten, die der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht nach deutschem Muster in England entgegenstanden, waren natürlich nach unserer Ansicht groß. Der Gedanke war uns aber nicht mehr fremd.

Dünkirchen, Calais oder Boulogne schienen uns die gegebenen Landungsstellen des englischen Expeditionskorps zu sein. Der starke Ausbau der französischen Kanalhäfen deutete darauf hin, daß alles vorbereitet wurde, um ein schnelles und gesichertes Ausschiffen der Engländer zu gewährleisten. Eine Landung in Jütland galt als ganz unwahrscheinlich. Die weitere Verwendung der englischen Truppen auf dem Kontinent mußte stets von der Rücksicht auf die Erhaltung ihrer rückwärtigen Verbindungen mit den Einschiffungspunkten beeinflußt werden.

Nach unseren eingehenden Berechnungen konnte das Expeditionskorps insgesamt am Abend des 10. Mobilmachungstages mobil sein. Begann die Versammlung in den Einschiffungshäfen am 11. Tage morgens, so konnte am 12. die Einschiffung vormittags beginnen. Die Transportflotte hatte bis dahin voraussichtlich ihre Vorbereitungen beendet. Im günstigsten Falle war die Einschiffung abends beendet. Die Ausschiffung in Dünkirchen, Calais und Boulogne konnte etwa bis zum 14. Mobilmachungstage ohne die beiden irischen Divisionen (die durch Territoriale abgelöst werden mußten), bis zum 15. abends einschließlich dieser Divisionen ausgeführt sein.

Die Vorbereitungen, die für die Verwendung der englischen Armee in Belgien getroffen waren, sind bereits erörtert (S. 40).

Es war keine Frage, daß auch die selbständigen Kolonien Kanada, Australien, Neuseeland und die südafrikanische Union zur Mitwirkung in einem europäischen Kriege bereit sein würden. Seit 1909 hatte sich der Grundsatz einer gemeinsamen Reichsverteidigung durchgesetzt. Die großen englischen Kolonien sollten sich nicht nur aus eigener Kraft verteidigen, sondern sich auch gegenseitig, besonders aber das Mutterland im Kriegsfalle militärisch unterstützen. Diese Erwägungen und Abmachungen bildeten den Hauptgegenstand der in den Jahren 1907, 1909 und 1911 abgehaltenen Kolonial- und Reichskonferenzen. Die Verhandlungen, die sich auf diesen Punkt bezogen, waren in der Hauptsache geheim. Es erfolgte die Bildung eines Reichsgeneralstabes in London, der unter voller Wahrung der militärischen Selbständigkeit der Kolonien alle die Verteidigung des britischen Weltreiches betreffenden Fragen einheitlich bearbeiten sollte. Die in den letzten Jahren vor dem Kriege in allen Dominien neu erlassenen Wehrgesetze beruhten überall auf dem Milizsystem und versuchten zunächst mit der Anwerbung Freiwilliger auszukommen. Doch stand die allgemeine Milizpflicht als Druckmittel im Hintergrunde. Die Bildung der Milizheere war bei Ausbruch des Krieges überall soweit vorbereitet, daß auf diesen Unter-

lagen sowohl Kanada wie auch Australien und Neuseeland im Verlaufe des Krieges in der Lage waren, mit erheblichen und durchaus ebenbürtigen Streitkräften in den europäischen Krieg einzugreifen.

Die letzte Ergänzung der militärpolitischen Vorbereitungen Englands für den Krieg bildete das Marineabkommen mit Frankreich und Rußland.

Das Ergebnis der Verhandlungen mit Frankreich war, daß dieses 1912 seine Schlachtschiffe im Mittelmeer vereinigen und den Schutz seiner West- und Nordwestküste England überlassen konnte, während England seine Flotte in der Nordsee zusammenzog. „The Nation" schrieb darüber: „Eine offenere und beleidigendere Kundgebung der Einpferchungspolitik gegen Deutschland von der Flottenseite könnte kaum ersonnen werden. Sie läuft auf ein tatsächliches Flottenbündnis zwischen uns und Frankreich hinaus, mit Rußland als schlüpfrigem Dritten im Bunde. Eine deutsch-englische Annäherung scheint daher unmöglich." Ebenso hieß es in den „Daily News": „Was aber ist die Flottenverbindung anders, als ein wörtlicher und tatsächlicher Einpferchungsprozeß? Keinem großen Land hat man jemals eine offenere Drohung geboten".

Hierzu trat das Marineabkommen mit Rußland, dessen Ursprung auf den Besuch des englischen Königs in Paris im April 1914 zurückzuführen ist. Nachträglich ist darüber folgendes bekannt geworden („Diplomatische Kriegsrüstungen. Dokumente zu den englisch-russischen Verhandlungen über ein Marineabkommen aus dem Jahre 1914. Herausgegeben mit Genehmigung des Auswärtigen Amts." Heymanns Verlag, 1919): Es wurde zunächst beschlossen, der russischen Regierung von den geheimen militärischen Abmachungen Kenntnis zu geben, die zwischen Frankreich und England bestanden. Diese Abmachungen sollten als Muster für die englisch-russischen Verhandlungen dienen, die notwendigen Verhandlungen waren von den beiderseitigen Generalstäben zu führen. Der englische Ministerrat hatte den Plan bereits grundsätzlich gebilligt. Auf russischer Seite erblickte man die Aufgabe der russischen Flotte in der Ostsee darin, einen Teil der deutschen Flotte von der Nordsee abzuziehen, und glaubte, im günstigsten Fall eine Landung in Pommern unternehmen zu können, für die jedoch nicht genügend Transportschiffe zur Verfügung standen. Diesem Mangel sollte dadurch abgeholfen werden, daß England vor Beginn der Operationen eine größere Anzahl Handelsschiffe in die baltischen Häfen schickte. Vereinbarungen minderer Bedeutung wurden auch für das Mittelmeer ins Auge gefaßt.

Das Abkommen ist bis zum Ausbruch des Krieges nicht zum Abschluß gelangt. Inwieweit die Verhandlungen zwischen dem englischen und russischen Admiralstab gediehen sind, ist nicht bekannt. Was aber an

Dokumenten bekannt geworden ist, genügt, um festzustellen, daß England bis zum letzten Augenblick bestrebt war, das Netz immer enger um uns zu ziehen. Indem es der russischen Anregung nachgab, bestärkte es die Petersburger Regierung in dem Glauben, daß England in einen kontinentalen Krieg unbedingt eingreifen werde. Dieser Glaube hat letzten Endes Rußland zu dem Entschluß zur Mobilmachung und damit zum Kriege gegen Deutschland geführt.

Das Bild, das sich der Generalstab von der englischen Wehrmacht vor dem Kriege gemacht hatte, war im allgemeinen zutreffend. Was England tatsächlich im Laufe des viereinhalbjährigen Krieges geleistet hat, geht weit darüber hinaus. Dies vorher in Rechnung zu stellen, war unmöglich. Wohl aber war die Möglichkeit erkannt, die Territorialarmee in weitem Umfang auszugestalten und die Wehrkraft der selbständigen Kolonien in großem Maße zu verwenden. Die Möglichkeit der Einführung einer allgemeinen Milizpflicht wurde von uns vorausgesehen, sogar der Gedanke einer allgemeinen Wehrpflicht mit aktiver Dienstpflicht erörtert. Zur Einführung der Wehrpflicht entschloß sich England erst nach langem Sträuben, nachdem alle anderen Mittel versagt hatten.

Daß die zahlreichen neu aufgestellten Divisionen einen hohen Grad der Kriegstüchtigkeit erreichten, ist kein allgemeiner Beweis für die Leistungsfähigkeit der Miliz oder improvisierter Truppen. Die lange Dauer des Krieges hatte England die Zeit verschafft, seine Divisionen sorgfältig aufzustellen und auszubilden, ehe sie im Felde, erst hinter der Front, dann in der Front auftraten.

In einem Punkte haben wir uns geirrt. Die englische Herrschaft in Indien und Ägypten hat sich als so fest erwiesen, daß es zu nennenswerten Aufständen der Eingeborenen nicht gekommen ist. England konnte mehr Truppen aus Indien herausziehen, als wir angenommen hatten, und sogar zeitweise Eingeborene auf dem europäischen Kriegsschauplatz verwenden. Hier fielen sie jedoch nicht ins Gewicht.

Abgesehen von den Besatzungstruppen in den Kolonien traten englische Truppen in Frankreich, Mazedonien, Palästina, Mesopotamien und den deutschen Kolonien auf. Den Anforderungen des Krieges entsprach die Friedensorganisation der britischen Landmacht auch nicht annähernd. Die gewaltige Verstärkung und Neugliederung der englischen Armee im Laufe des Krieges ist eine organisatorische Leistung ersten Ranges.

Längere Zeit hindurch bestand ein Unterschied zwischen den alten Divisionen der regulären Armee und den Neuformationen. Er verwischte sich im Laufe des Krieges, die Divisionen waren nachher in ihrem Wert gleich.

Im August und September 1914 wurde das englische Expeditionskorps

in Stärke von sechs Infanteriedivisionen und einer Kavalleriedivision auf dem französischen Kriegsschauplatz eingesetzt. Demnächst wurden aus den in England und in den Kolonien befindlichen einzelnen Bataillonen bis Frühjahr 1915 sechs neue Infanteriedivisionen gebildet und aus der Kavallerie drei Kavalleriedivisionen zusammengestellt.

Vom Expeditionskorps landeten vom 13. bis 15. August vier Infanteriedivisionen und die Kavalleriedivision. Die beiden anderen Infanteriedivisionen folgten am 23. August und 10. September. Die Landung fand größtenteils in Boulogne, mit Teilen aber auch in Le Havre, Dieppe, Calais, Dünkirchen und St. Nazaire statt. Von dort wurden die Truppen mit der Bahn in Richtung Le Cateau abbefördert. Unsere Annahmen und Berechnungen (S. 87) haben sich somit im wesentlichen bestätigt, nur in bezug auf die beiden letzten Divisionen waren sie für die Engländer zu günstig.

Eine bedeutende Erweiterung erfuhr die Organisation der Territorialarmee. Neben jeder der bestehenden vierzehn Territorialdivisionen wurde eine neue zweiter Linie aufgestellt. Außerdem wurden Territorialeinheiten dritter und vierter Linie geschaffen. Die Territorialdivisionen erster Linie wurden nach Vervollkommnung ihrer Ausbildung im Frühjahr 1915 auf den Kriegsschauplätzen eingesetzt, die zweiter Linie später. Die Einheiten dritter und vierter Linie bildeten Ersatzformationen.

Die größte Neuformation des Krieges stellten die Kitchener-Armeen dar. Die Aufstellung begann im Herbst 1914 nach einem groß angelegten Plan des damaligen Kriegsministers Feldmarschall Kitchener. Im ganzen wurden dreißig Divisionen gebildet. Die ersten Kitchener-Divisionen traten im Sommer 1915 auf den Kriegsschauplätzen auf.

Weitere Divisionen wurden, unabhängig von der Kitchener-Armee, aus Bataillonen, die früher außer Divisionsverband standen, und berittenen Territorialregimentern im Winter 1916/17 aufgestellt.

Von Marinetruppen traten mehrere Brigaden, aus Einheiten der Marine-Infanterie und den Flottenreserven zusammengesetzt, auf.

Hierzu traten die neugeschaffenen Divisionen, die die großen englischen Kolonien freiwillig dem Mutterlande zur Verfügung stellten: vier kanadische, fünf australische, eine neuseeländische Division sowie einige südafrikanische Brigaden.

Von Eingeborenentruppen kam fast nur die indische Armee in Betracht. Die Eingeborenen Ägyptens, der westindischen Inseln und Neuseelands, die Neger Afrikas waren teils ungeeignet, teils kamen sie der Zahl nach nicht in Betracht. Aus Indien wurden aber drei geschlossene, vier neu zusammengestellte Infanteriedivisionen, zwei Kavalleriedivisionen und eine größere Anzahl einzelner Bataillone und Kavallerieregimenter entnommen.

In Frankreich haben davon zwei Divisionen und die Masse der Kavallerie im Winter 1914/15 gefochten, als es sich um schnelle Verstärkung der auf dem französisch-belgischen Kriegsschauplatz kämpfenden englischen Truppen handelte. Sie haben sich aber in dem europäischen Klima nicht bewährt und sind bis auf die Kavallerie wieder abbefördert worden. Die Mehrzahl fand später in Mesopotamien Verwendung.

Von Einzelheiten sei nur die Aufstellung und ständige Vergrößerung des englischen Tankkorps erwähnt, dessen Leistungen wir bei Cambrai am 20. November 1917 zum ersten Male in großem Umfang kennen lernten. Wir konnten dem nichts Gleichwertiges entgegenstellen.

Das alte Werbe- und Freiwilligensystem konnte England auf die Dauer nicht aufrechterhalten. Zunächst wurde es zwar versucht. Die großen Neuformationen der Kitchener-Armee wurden aus Freiwilligen gebildet. Auch die Vermehrung der Territorialarmee ließ sich zuerst noch durch die alte Ergänzungsart durchführen. Die Auffüllung stieß jedoch bald auf Schwierigkeiten. Der letzte Versuch, die Ersatzfrage ohne Dienstpflicht zu lösen, war der Werbefeldzug Lord Derbys. Die Wehrfähigen zwischen 18 und 40 Jahren wurden in Listen eingetragen und die Abkömmlichen durch Druck der öffentlichen Meinung zur freiwilligen Meldung veranlaßt. Das Ergebnis genügte nicht. So mußte sich England nach langem Sträuben Anfang 1916 zur Einführung der Wehrpflicht, zunächst für die Unverheirateten, bald darauf auch für die Verheirateten entschließen.

Schwierigkeiten des Ersatzes zwangen auch einen Teil der Kolonien, besonders Kanada, zur Einführung der Wehrpflicht.

Eine Zusammenstellung der, soweit bekannt, zu den verschiedenen Zeiten in Frankreich aufgetretenen britischen Streitkräfte zeigt anschaulich die gewaltige organisatorische Leistung Englands.

Es standen in Frankreich:

Mitte Oktober 1914:	8 englische Infanterie-Divisionen 2 indische " " 3 englische Kavallerie-Divisionen 2 indische " "	zusammen rund 200 000 Mann.
Mai 1915:	12 englische Infanterie-Divisionen 2 indische " " 1 kanadische Infanterie-Division 3 englische Kavallerie-Divisionen 2 indische " " 1 kanadische Kavallerie-Brigade	zusammen rund 300 000 Mann.
Februar 1916:	37 englische Infanterie-Divisionen 3 kanadische " " 3 englische Kavallerie-Divisionen 1 kanadische Kavallerie-Brigade	zusammen rund 900 000 Mann.

September 1916:	47 englische Infanterie-Divisionen 4 kanadische " " 4 australische " " 1 neuseeländische Infant.-Division 1/3 südafrikanische " " 3 englische Kavallerie-Divisionen 1 kanadische Kavallerie-Brigade	zusammen rund 1 400 000 Mann.
April 1917:	53 englische Infanterie-Divisionen 4 kanadische " " 5 australische " " 1 neuseeländische Infant.-Division 1/3 südafrikanische " " 5 englische Kavallerie-Divisionen 1 kanadische Kavallerie-Brigade	zusammen rund 1 600 000 Mann.

Auf dieser Höhe hielt sich die Stärke im allgemeinen bis zum Schluß des Krieges.

In der sicheren Erwartung, die Engländer an der Seite unserer Gegner zu finden, hatte sich der deutsche Generalstab vor dem Kriege bemüht, die Kenntnis der englischen Armee und ihrer Leistungen durch Berichte und Zusammenstellungen in der Armee zu verbreiten. Auch die Vierteljahrshefte berichteten fortlaufend über die Fortschritte im englischen Heerwesen seit der Haldaneschen Reform. So wurde in einem Aufsatz von 1908 darauf hingewiesen, mit welcher Aufmerksamkeit man sich in England alle Erfahrungen zunutze mache. Die Ereignisse in Ostasien wurden genau verfolgt. „Englische Offiziere haben auf den Gefechtsfeldern der Mandschurei studiert, und überall auf den Manöverfeldern der großen Militärstaaten sind sie, um zu beobachten, zu vergleichen und zu lernen. Und das Erlernte wird in der Heimat von dem in seiner heutigen Gestalt auch erst von Haldane ins Leben gerufenen Generalstab bearbeitet und der Truppe zugänglich gemacht. Groß angelegte Manöver sind in England heute ebenso gebräuchlich wie auf dem Kontinent."

Vom englischen Soldaten wurde gesagt: „Eine ruhmvolle Geschichte lehrt und zahlreiche Schlachtfelder in allen Erdteilen beweisen es, daß er jederzeit für seiner Waffen Ehre zu sterben verstanden hat." Das Gesamturteil lautete: „Die englische Armee, die nach den im besten Sinne modernen Anschauungen von berufenen Führern geschult wird, der ein bedeutender Organisator die kriegsgemäße natürliche Gliederung gegeben hat, steht heute achtunggheischend auch vor den kontinentalen Armeen da."

Auch 1911 (S. 678) wurde betont, daß das englische Expeditionskorps „an Wert keinem festländischen Heere nachstände". Daß die Territorialarmee während eines kurzen kontinentalen Krieges kaum hinreichend gefördert werden könnte, wurde allerdings angenommen, aber zugleich darauf hingewiesen, daß sehr wohl „langwierige kriegerische Verwicklungen denk-

bar seien, in denen Territorialdivisionen nach halbjähriger oder noch längerer Schulung den Ausschlag zugunsten Englands geben könnten".

Über Kanada und Australien wurde an derselben Stelle geurteilt, sie seien „Länder der unbegrenzten Möglichkeiten. Wozu sie sich entwickeln werden, läßt sich nicht absehen. Dasselbe gilt von ihren werdenden Armeen".

Entgegen allen diesen Feststellungen wirft Professor Dr. Steinhausen (a. a. O. S. 24) dem Generalstab ebenso wie in bezug auf Frankreich und Rußland eine Unterschätzung des englischen Gegners vor. Der Generalstab habe aller Wahrscheinlichkeit nach den Engländer wesentlich nur als Gegner zur See gezählt, dagegen kaum angenommen, daß er so rasch und mit so ausgiebigen Kräften auf dem Festland erscheinen würde. Man habe ferner kaum auf das Erscheinen von Truppen aus den Kolonien gerechnet und am allerwenigsten auf die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht.

Was von diesen Vorwürfen berechtigt ist, was nicht, ist bereits erörtert. Was in einem 4½ Jahre dauernden Krieg eintrat, haben wir nicht alles vorausgesehen. Wahrscheinlich Professor Dr. Steinhausen auch nicht.

Der Großadmiral v. Tirpitz behauptet in seinen „Erinnerungen" ebenfalls, daß die britische Armee unterschätzt worden sei. Man habe sich diese „in unserem Publikum immer noch gern in der Art der Aldershot-Tommies mit Mützchen und Spazierstock vorgestellt". Als er den General v. Moltke bei Kriegsausbruch gewarnt habe, diese Truppe zu leicht zu bewerten, habe dieser geantwortet: „Die arretieren wir." Bei einer anderen Gelegenheit zu derselben Zeit habe der General v. Moltke, auf die Bedeutung der Beteiligung der englischen Armee am Kriege aufmerksam gemacht, geäußert: „Je mehr Engländer, desto besser." Leider glaubt der Großadmiral daraus den Schluß ziehen zu müssen: „Wir sind eben nicht nur politisch, sondern auch militärisch in den Krieg hineingetapert." Ich kann nur annehmen, daß der General v. Moltke, wenn er, im Begriffe ins Feld zu rücken, eine solche Bemerkung gemacht hat, dabei einen gewissen Optimismus zur Schau tragen wollte. Die Absicht des „Arretierens" war wohl in Anlehnung an den bekannten Ausspruch Bismarcks mehr scherzhaft gemeint. Der General v. Moltke war über die englische Armee genau unterrichtet. Ich habe ihm als Abteilungschef jahrelang regelmäßig darüber Vortrag gehalten. Das vor dem Kriege im Generalstab schriftlich niedergelegte und allen beteiligten Stellen übermittelte Gutachten über die englische Armee, wie es in den vorstehenden Erörterungen wiedergegeben worden ist, ist das amtliche Urteil des Chefs des Generalstabes der Armee. Es bildete die Grundlage für die operativen Erwägungen über den Durchmarsch des rechten Heeresflügels durch Belgien.

Der Großadmiral v. Tirpitz ist ferner der Ansicht, daß der Generalstab die Bedeutung Englands zur See in einem langen Kriege nicht hinreichend gewürdigt habe. Wir wären nur auf einen kurzen Krieg eingestellt gewesen und hätten hauptsächlich an den Kampf mit Frankreich gedacht. Die Reichsleitung habe die Sorge, den Krieg zu gewinnen, dem Generalstabe überlassen. Der sei aber nicht zuständig gewesen für die politischen, wirtschaftlichen und seestrategischen Fragen des Weltkrieges. Die Gefahr einer Blockade, die uns völlig abschnüren konnte, sei nicht ganz erfaßt worden. Es ist manches Richtige daran. Der Generalstab allein konnte diese Fragen nicht erledigen. Sie mußten von den Marinebehörden rechtzeitig zur Sprache gebracht, in Verbindung mit den Militär- und Zivilbehörden erörtert und von höherer Stelle zu einem einheitlichen Austrag gebracht werden. Daran hat es wohl manchmal gefehlt.

Welche Stellungnahme wir von England in einem Kriege Deutschlands gegen Frankreich zu erwarten hatten, war uns vor dem Kriege bekannt. Die Behauptung Gotheins („Warum verloren wir den Krieg?" Von Georg Gothein. Deutsche Verlagsanstalt, 1919, S. 33), der Generalstab habe angenommen, daß England neutral bleiben würde, ist falsch. Die Denkschriften des Generals v. Moltke von 1911 und 1912 und spätere Äußerungen besagen es ausdrücklich, daß der Generalstab damit rechnete, England auf seiten unserer Gegner zu finden (S. 107 und 109). Wohin die englische Politik zielte, sprach die englische Presse unverhohlen aus. Es sei nur an den berüchtigten Aufsatz in der Londoner Wochenschrift „Saturday Review" vom Jahre 1897 erinnert, der zu dem Schlusse kam, „Germaniam esse delendam": „Englands Gedeihen kann nur gesichert werden, wenn Deutschland vernichtet würde. Eine Million kleiner Nörgeleien schafft den größten Kriegsfall, den die Welt je gesehen hat. Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher wäre. Völker haben jahrelang um eine Stadt oder ein Erbfolgerecht gekämpft. Müssen sie nicht um einen jährlichen Handel von 5 Milliarden Mark Krieg führen?"

Die Annäherung Frankreichs und Englands ist bekanntlich das Werk König Eduards. Im Mai 1903 machte er seinen Besuch in Paris, im Juli erwiderte ihn Loubet bereits. Auf das Dankestelegramm, das Loubet nach der Abreise abschickte, entgegnete der König: „Es ist mein heißer Wunsch, daß die Annäherung zwischen unseren beiden Ländern von Dauer sein möge." Das bekannte Kolonialabkommen von 1904, in dem Frankreich freie Hand in Marokko, England in Ägypten erhielt, ist der Grundstein zu der Entente cordiale zwischen beiden Ländern gewesen. Clemenceau bemerkte dazu in der „Dépêche de Toulouse" im November 1904: „Gleich

in den ersten Tagen des Bündnisses mit Rußland habe ich mir erlaubt, zu sagen, daß, wenn wir eine Annäherung zwischen Frankreich und England zustande bringen können, die preußische Hegemonie bald im Niedergang sein würde. Seitdem hat sich die feindliche Stellung des englischen Volkes gegen Deutschland in so lebhafter und andauernder Weise offenbart, daß die Annäherung an Frankreich wesentlich erleichtert wurde. Es erübrigt nur noch, den zweiten Teil des Werkes zu vollbringen. Deutschland ist zweifellos mächtiger als 1870. Aber das Europa von heute ist auch nicht mehr das Europa von damals. Wo sind die, auf welche Wilhelm II. als seine »aufrichtigen« Bundesgenossen, als Freunde in jeder Prüfung zählen kann? Die Stunde der »glänzenden Versammlung« naht vielleicht."

Auf die bekannte englandfreundliche Politik Delcassés braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Wohin er zielte, hatte er schon 1899 angedeutet, als er in der Kammer sprach: „Der Zweibund gestattet die weitesten Pläne, aber um sie durchzuführen, bedarf es der Geduld, der Folgerichtigkeit und der Zeit." Über Delcassés Politik sagte Francis Delaisi in seinem Buch „La guerre qui vient": „Er war es also, der während der Jahre 1904 und 1905 im Einvernehmen mit dem englischen Kabinett und ohne jemand davon zu unterrichten, sich bemühte, Deutschland einzukreisen. Er arbeitete daran, Italien vom Dreibund abzuziehen; er unterhandelte in Petersburg, er intrigierte in Konstantinopel und legte es darauf an, daß England das isolierte Deutschland mit Hilfe Frankreichs schlagen könne." Im Januar 1906 erklärte Jaurès in einer großen Versammlung in Paris, Delcassé habe durch seine Politik der Entente cordiale mit England eine feindselige Richtung gegen Deutschland verliehen.

Die tatsächlichen Vorgänge bei Ausbruch des Krieges und die nachträglich bekannt gewordenen belgischen Aktenstücke bestätigen die Richtigkeit der Ansicht, die wir uns vor dem Kriege über die Stimmung und Absichten der Engländer gebildet hatten. Baron Greindl, der belgische Gesandte in Berlin, berichtete am 18. Februar 1905 an Baron Favereau, Minister des Auswärtigen: „Die wahre Ursache des Hasses der Engländer gegen Deutschland ist die Eifersucht, hervorgerufen durch die außergewöhnlich rasche Entwicklung der deutschen Handelsflotte, des deutschen Handels und der deutschen Industrie." Über die Entente zwischen England und Frankreich berichtete derselbe Baron Greindl 1905, sie sei von beiden Völkern gutgeheißen worden, da in ihr der gemeinsame Haß gegen Deutschland zum Ausdruck komme. Am 5. April 1906 meldete er: „Es besteht kein Zweifel mehr, daß es der König von England gewesen ist, der, unabhängig von seiner Regierung, Herrn Delcassé in eine kriegerische Politik hineingetrieben und ihm das übrigens nicht ausführbare Versprechen gegeben hat, 100 000 englische Soldaten in Holstein zu landen. Die Einladung des Königs an Herrn Del-

cassé während seines Aufenthaltes in Paris kann nur als eine Herausforderung ausgelegt werden."

Graf Lalaing, Gesandter Belgiens in London, berichtete am 24. Mai 1907 an den Minister des Äußeren: „Es ist klar, daß das amtliche England im stillen eine deutschlandfeindliche Politik verfolgt, die auf eine Isolierung Deutschlands hinzielt, und daß König Eduard es nicht verschmäht hat, seinen persönlichen Einfluß in den Dienst dieser Idee zu stellen. Aber es ist sicher sehr gefährlich, die öffentliche Meinung in so offenkundiger Weise zu vergiften, wie es die unverantwortliche Presse tut."

IV. Österreich-Ungarn.

Für die Verstärkung des österreichisch-ungarischen Heeres war in den Jahren 1889 bis 1912 recht wenig geschehen. Das Heerwesen krankte dauernd an der Unzulänglichkeit der dafür ausgeworfenen Mittel. Das gesamte Rekrutenkontingent betrug 139 500 Mann, die Friedensstärke 1909: rund 23 000 Offiziere, 362 000 Mann, das sind 0,77 v. H. der Bevölkerung. Der Ersatz gehörte seiner Muttersprache nach zehn hauptsächlichen Sprachstämmen an. Eine Vermehrung des Rekrutenkontingents war bis 1912 nicht zu erreichen, die für Neuaufstellung von Artillerie, Maschinengewehrformationen und technischen Truppen notwendigen Mannschaften mußten daher den anderen Waffen entnommen werden. Deren Iststand wurde derartig vermindert, daß das österreichisch-ungarische Heer einem Rahmenheer glich. Nach der alten Wehrverfassung betrug die Iststärke der Kompagnien im Frieden durchschnittlich nur 60 Mann. Die Zahl der ausgebildeten Mannschaften reichte nicht aus, um die Feldtruppen erster Linie durch sie auf Kriegsstärke zu bringen. Es mußten mangelhaft ausgebildete Ersatzreservisten dazu herangezogen werden. Die k. u. k. Landwehr (Honved) hatte bis zum Jahre 1912 überhaupt keine Artillerie. „Die Armee verdorrt", erklärte der Kriegsminister v. Schönaich im Jahre 1908.

Das Wehrgesetz vom Juli 1912 brachte zwar eine Erhöhung des Rekrutenkontingents auf 216 500 Mann, also um 77 000 Mann. Aber zahlreichen Übelständen konnte nicht abgeholfen werden, die Kompagniestärke blieb auf 92 Mann stehen.

Während der Balkankrise 1912/13 trat die Unzulänglichkeit der kriegerischen Rüstung so deutlich zutage, daß 1913 eine neue Wehrvorlage eingebracht wurde, die im März 1914 Gesetz wurde. Das Rekrutenkontingent wurde um 35 000 Man erhöht. Aber auch dadurch konnte die Kompagniestärke nur bei 5 Korps auf 120 Mann gebracht werden, bei allen anderen Kompagnien mußte es bei 92 Mann verbleiben. Bei der Artillerie sollte aber endlich eine wirkliche Besserung eintreten, indem die Zahl der

Batterien bei den Infanteriedivisionen von 6 auf 10 erhöht werden sollte. Im ganzen war aber auch dieses Gesetz unzureichend, es fehlten die Mittel. In der Begründung war gesagt, man fordere nur „das Minimum, das zur Erhaltung der Bündnisfähigkeit der Monarchie unbedingt notwendig ist". Vor allem konnte das Gesetz für den Krieg nicht mehr wirksam werden, seine Durchführung hätte etwa bis 1916 vollzogen werden können. Das Bahnnetz blieb für den Aufmarsch unzureichend.

Die Friedensstärke betrug 1914 rund 2700 Offiziere und 442 000 Mann, das sind 0,91 v. H. der Bevölkerung.

Die Kriegsstärke betrug:

Feldtruppen	1 400 000	Mann
Ersatztruppen	350 000	„
Landsturm	550 000	„
Zusammen	2 300 000	Mann.

Wir waren uns über diese Verhältnisse völlig im klaren. Die österreichisch-ungarische Armee beurteilten wir 1913 folgendermaßen:

„Das Offizierkorps bildet das hauptsächliche und zur Zeit noch durchaus wirksame Gegengewicht gegen die Vielsprachigkeit des Heeres. Es zeichnet sich durch Pflichttreue, Anspruchslosigkeit und Dienstkenntnis aus und besitzt das Vertrauen seiner Untergebenen. Die Mannschaft ist diszipliniert, willig, vaterlandsliebend, der großen Mehrzahl nach kaisertreu und von antimilitaristischer Verhetzung noch unberührt. Der durchschnittliche Grad von Intelligenz und Bildung erreicht nicht den des deutschen Ersatzes.

Die in den Dienstschriften niedergelegten Grundsätze sind durchaus zeitgemäß. Die Ausbildung litt aber, vorwiegend bei der Infanterie, seit Jahren unter dem viel zu geringen Friedensstand. Kriegsstarke Verbände konnten damit in genügendem Umfang auch ausnahmsweise nicht mehr dargestellt werden. Die wenigen Übungen in größeren gemischten Verbänden haben infolge des geringen Standes der Truppe und den Führern nicht die genügende Erfahrung für den Ernstfall gegeben."

Zum Schluß wurde betont, daß „die österreichisch-ungarische Armee die dringend erforderliche Entlastung der an der russischen Grenze versammelten deutschen Kräfte nicht herbeiführen könne, wenn sie auf beiden Seiten, an der Ost- und Südgrenze, gleichzeitig beschäftigt werde".

An einer anderen Stelle wurde das Urteil noch ziemlich mild folgendermaßen zusammengefaßt: „Die zahlenmäßige Stärke, die Intensität der Ausbildung, die Organisation und zum Teil auch die Bewaffnung des österreichisch-ungarischen Heeres lassen zu wünschen übrig."

Wir hätten gut getan, das Beispiel der Franzosen und Russen nachzuahmen, die durch scharfe gegenseitige Kontrolle das Höchstmaß der Steige-

rung der kriegerischen Leistungsfähigkeit des Bundesgenossen zu erreichen wußten (S. 68). Militarismus ist uns auch hinsichtlich Österreichs nicht vorzuwerfen. Was hauptsächlich die militärische Kraft Österreich-Ungarns lähmte, die Buntscheckigkeit der Nationalitäten, der Deutschen, Magyaren, Czechen, Polen, Ruthenen, Serben, Kroaten, Slowaken, Slowenen, Rumänen, Italiener und Zigeuner, hätte aber auch durch unser Eingreifen nicht geändert werden können.

2. Die militärische Lage Deutschlands vor dem Kriege.

Der Überblick über die kriegerischen Rüstungen in den uns feindlichen Ländern muß jedem Unbefangenen Klarheit darüber verschaffen, wer zum Kriege getrieben hat. Der deutsche „Militarismus" war es nicht.

Die Gründe für den Ausbruch des Weltkrieges liegen klar zutage. Es waren dies in Frankreich der aufs äußerste gestiegene Chauvinismus, der Drang nach Revanche, in Rußland der Panslawismus, das Streben nach der Vorherrschaft auf dem Balkan und nach dem Besitz Konstantinopels, in England die Eifersucht auf die deutsche Flotte, auf den Mitbewerber im Welthandel und in der Industrie. Der Haß gegen uns vereinigte sie trotz aller Streitpunkte, die zwischen ihnen untereinander bestanden. König Eduard hatte die Einkreisung Deutschlands zuwege gebracht. Die Enthüllungen des Suchomlinowprozesses haben das Treiben der russischen Militärpartei aufgedeckt, der russische Mobilmachungsbefehl gab den letzten Stoß. Der Weg nach Konstantinopel sollte über Berlin führen.

Deutlich war zu erkennen, wie in den letzten Jahren vor dem Krieg die Sprache der französischen Presse immer feindseliger wurde und unmittelbar auf den Krieg zu trieb.

Anfang März 1908 forderte der französische General Prudhomme in der „France militaire" zum Kriege gegen Deutschland auf. Frankreich werde künftig niemals in einer günstigeren Lage dazu sein. Man müsse wünschen, daß der unvermeidliche Krieg möglichst schnell komme. „Niemals", so ruft er aus, „wird sich eine bessere Gelegenheit bieten, unseren Platz in der Welt wiederzugewinnen, dank dem doppelten, unerwarteten Beistand von Rußland und England, das danach strebt, Deutschlands Kriegsflotte und Seehandel zu vernichten."

Hauptmann Pierre Felix schreibt in „Riposte" 1912: „Nach welcher Seite man sich auch wendet, unter welchen Gesichtspunkten man auch die internationale Lage prüft, Preußen ist verloren, wenn nur der Drei-

verband nicht passiv bleibt, oder auch nur ein Staatsmann des Dreiverbandes sich an die Spitze der diplomatischen Bewegung stellt und Freunde und Gegner schiebt, um sie nötigenfalls vor die vollendete Tatsache zu stellen, anstatt sie manövrieren zu lassen. Die Stunde ist da, wo Frankreich das Verlorene wiedergewinnen muß..... Unsere Mütter sprachen uns von Revanche. Wer aber Revanche sagt, sagt Angriff."

Die „France militaire" vom 17. Januar 1912 schreibt: „Der Krieg muß alle unsere Gedanken beherrschen."

George Aubert schreibt in seinem vier Monate vor Ausbruch des Krieges in Paris erschienenen Buche „La folie franco-allemande", nicht Deutschland, sondern Frankreich sei es, dem die Schuld dafür zugeschrieben werden müsse, daß beide Länder dem gewaltigen kriegerischen Konflikt entgegentrieben.

Diesen Anschauungen entsprachen die gewaltigen Rüstungen unserer Gegner, die geschildert wurden. Die Lasten, die besonders Frankreich auf sich nahm, waren derartig, daß sie auf die Dauer nicht getragen werden konnten. Sie waren auf einen baldigen Krieg berechnet.

Die belgischen Diplomaten in Paris, London und Berlin, deren Berichte uns nachträglich zur Kenntnis gekommen sind, beurteilten die politische und militärische Lage ebenso wie wir. Die vom Oberst Schwertfeger gesammelten belgischen Dokumente enthalten ein erdrückendes Material für die Feststellung der Ursachen des Weltkrieges. (Schwertfeger, Zur europäischen Politik, Band 5: Revanche-Idee und Panslawismus.) „Sie zeigen", wie Oberst Schwertfeger mit Recht sagt (Vorrede, S. VII), „unwiderleglich, daß bis in die Sommertage des Schicksaljahres 1914 hinein kaum ein belgischer Diplomat in Deutschland die Hauptgefahr für den europäischen Frieden erblickt hat. Vielmehr lassen sie alle in klarer, unbeeinflußter Berichterstattung erkennen, daß sie von der französischen Revanchepolitik, vom russischen Panslawismus und von der Einkreisungspolitik König Eduards VII. alles Unheil für die Zukunft erwarten." Schon die Einleitung zur russisch-französischen Allianz legte deren Ziele klar. Als im Juli 1891 die französische Flotte unter Admiral Gervais auf der Reede von Kronstadt erschien, ergriff ein Taumel der Begeisterung Paris und Petersburg. „Die Annäherung", schrieb der belgische Gesandte in Berlin, Baron Greindl, am 1. August 1891, „beruht nur auf dem gemeinsamen Haß Frankreichs und Rußlands gegen Deutschland. Sie kann daher nur einen aggressiven Charakter haben trotz der Anstrengungen der französischen und russischen Offiziösen, die die Welt glauben machen wollen, daß eine französisch-russische Allianz nur eine zweite Friedensliga sei." Im Jahre 1893 wiederholte sich das Schauspiel bei Gelegenheit des Gegenbesuches der russischen Flotte in Toulon. Baron Greindl berichtete am

25. Oktober 1893 nach Brüssel: „Es gibt nichts Gemeinsames als den Haß gegen Deutschland, dem man nicht verzeihen kann, daß es die vorherrschende Macht in der Welt ist, wie es Frankreich früher war und wie es Rußland zu werden hofft. Im Munde des ganzen Volkes hat der Ruf: »Es lebe Rußland!« dieselbe Bedeutung, wie der Ruf: »Nach Berlin«, den es 1870 ausstieß. Das französische Volk hat die Hoffnung, daß der Zar gutwillig oder gezwungen ihm eines Tages dazu verhelfen wird, seine verlorene Stellung wiederzugewinnen. Der Besuch in Toulon hat somit die europäische Sicherheit vermindert, indem er das Zutrauen des französischen Volkes zu sich selbst vermehrt hat." Die Militärkonvention von 1892/94 (S. 74) besiegelte den gegen uns gerichteten Bund.

In den folgenden Jahren urteilten die belgischen Diplomaten über die weitere gegen Deutschland gerichtete französisch-russische Politik in dem gleichen Sinne. Der Bericht des Berliner belgischen Gesandten vom 16. Mai 1906 lautet: „Unter den Mitteln, die ins Werk gesetzt werden, um Deutschland zu isolieren, ist eins der am meisten angewendeten und eins der wirksamsten der Pressefeldzug. Seit Jahren unterstellt man Deutschland planmäßig machiavellistische Schritte, die es niemals getan hat, und ehrgeizige Pläne, an die es nie gedacht hat. Durch fortgesetzte Wiederholung dieser Falschheit ist man dazu gelangt, die deutsche Politik als bedrohlich für die europäische Ruhe hinzustellen, vergaß aber dabei, daß sie uns 35 Friedensjahre verschafft hat, und daß die Gefahr nicht von Deutschland kommt, das zufrieden ist mit dem was es besitzt, sondern von den Mächten, die die Karte Europas zu ändern streben ..... Der Dreibund hat während langer Zeit den Frieden Europas gewährleistet. Es ist zweifelhaft, ob die neue Gruppierung der Mächte, die man zu vervollständigen sucht, dieselbe Sicherheit bietet."

Der belgische Gesandte in Berlin, Baron Greindl, berichtete an den Minister des Äußeren 1908: „Wo hat Herr Delcassé je gesehen, daß Deutschland den anderen europäischen Völkern seine Vorherrschaft aufzwingen wollte? Wir sind seine nächsten Nachbarn, und seit 20 Jahren habe ich bei der Kaiserlichen Regierung nicht die geringste Neigung entdecken können, ihre Stärke und unsere Schwäche zu mißbrauchen. Ich wünschte nur, daß alle anderen Großmächte sich der gleichen Rücksicht gegen uns befleißigt hätten..... Wann ist denn die Ruhe Europas bedroht gewesen, außer durch den französischen Revanchegedanken? ... Die Politik, die König Eduard unter dem Vorwand führt, Europa vor einer imaginären deutschen Gefahr zu retten, hat eine nur allzu wirkliche Gefahr heraufbeschworen, die für uns in erster Linie bedrohlich ist."

Am 30. Mai 1908 berichtete derselbe: „Der Dreibund hat während dreißig Jahren den Weltfrieden gesichert. Die neue Gruppierung (er meint

England, Rußland, Frankreich) bedroht ihn, weil sie aus Mächten besteht, die eine Revision des Status quo anstreben, und zwar in so hohem Grade, daß sie Gefühle jahrhundertelangen Hasses zum Schweigen gebracht haben, um diesen Wunsch verwirklichen zu können." In demselben Jahre betont er nochmals in seinem Bericht vom 14. November: „Es ist unbestreitbar, daß wir Deutschland und den durchaus friedlichen Bestrebungen des Kaisers die 37 Jahre der Ruhe verdanken, deren wir uns erfreut haben."

Bis zum Beginn des Weltkrieges blieben die belgischen Diplomaten bei ihrer Auffassung. Noch am 24. Juni 1914 heißt es in dem Bericht des Pariser belgischen Gesandten (Schwertfeger a. a. O., IV. S. 205): „Frankreich und Rußland spielen in diesem Augenblick ein gefährliches Spiel. Sie feuern sich gegenseitig auf dem Wege der äußersten Rüstungen an und geben sich — vor allem Rußland — einem Bluff hin, der die unheilvollsten Folgen haben kann..... Niemand zweifelt an dem noch friedlichen Geist des Kaisers Wilhelm. Aber wie lange wird man noch auf diese Geistesverfassung rechnen können angesichts der drohenden Haltung Frankreichs und Rußlands und der Einwirkung, die sie auf die Chauvinisten und Militaristen des Reiches hat."

Man hat versucht, die französischen Rüstungen, insbesondere die Wehrvorlagen von 1913, als eine Folge der deutschen Steigerungen der Wehrkraft hinzustellen. Die großen Wehrvorlagen beider Länder fallen allerdings zeitlich annähernd zusammen. Auch benutzte die französische Regierung geschickt die deutsche Wehrvorlage, um ihre militärischen Forderungen im Parlament durchzusetzen. Es ist aber einwandfrei nachzuweisen, daß diese Forderungen nicht erst durch die deutschen veranlaßt wurden, sondern daß sie schon vorher ausgearbeitet waren.

Der französische Kriegsminister Millerand äußerte einem Mitarbeiter der „France militaire" gegenüber, daß er bereits während seiner Amtszeit (Januar 1912 bis Januar 1913) einen außerordentlichen Rüstungskredit anzufordern entschlossen gewesen sei. Der Abgeordnete Clemenceau gibt in einem Bericht an die Kammer an, daß Millerand bereits im Dezember 1912, als noch nichts von der deutschen Wehrvorlage verlautete, diesen Entschluß gefaßt habe. Am 19. Dezember 1912 soll die neue Forderung im Kriegsministerium fertiggestellt worden sein. Die ersten, ganz allgemein gehaltenen Nachrichten von einer neuen deutschen Wehrvorlage gelangten Mitte Januar 1913 in die Presse. Erst am 12. Februar 1913 wurde bekannt, daß einige Neuformationen von Maschinengewehrkompagnien und etwa 15 Eskadrons beabsichtigt seien und daß man die Pferdezahl der Artillerie erhöhen wolle. Dagegen soll nach Zeitungsnachrichten die Sitzung des französischen Ministerrats, in der die außerordentliche Rüstungsforderung beschlossen wurde, bereits am 10. Februar 1913 stattgefunden haben,

also bevor irgendwelche Einzelheiten über die deutsche Wehrvorlage bekannt waren. Tatsächlich veröffentlichte der „Temps" bereits am 17. Februar die Rüstungsforderung der französischen Regierung und gab dabei in großen Zügen an, wozu diese Mittel bestimmt seien. Gleichzeitig brachte diese Zeitung die Nachricht, daß die Regierung einen Gesetzentwurf berate, der eine Erhöhung der Frontstärken durch Rückkehr zur dreijährigen Dienstzeit bezwecke. Dieser Entwurf wurde am 6. März 1913 vom Präsidenten unterzeichnet und sofort bekanntgegeben. Der amtliche Wortlaut der deutschen Wehrvorlage ist erst am 29. März 1913 in der Presse erschienen.

Diese zeitliche Gegenüberstellung ergibt, daß die französische Rüstungs- und Wehrvorlage der deutschen voranging. Mehrfache französische Äußerungen bestätigen dies. Der Abgeordnete Chautemps tadelte am 2. Juni 1913 den immer mehr hervortretenden Chauvinismus und bemerkte, daß der französische Entwurf lange vor der Verstärkung der deutschen Wehrkraft vorbereitet worden sei. In einem im Namen der Armeekommission der Kammer erstatteten Bericht über den außerordentlichen Rüstungskredit sagte der Abgeordnete Paté, daß die geforderten Millionen vielleicht unzureichend sein würden. Zur Zeit, als die Aufstellung gemacht wurde, sei die deutsche Steigerung der militärischen Leistung noch nicht bekannt gewesen.

Diese Tatsachen können durch das französische Gelbbuch nicht entkräftet werden, in dem der französische Botschafter die Einführung der dreijährigen Dienstzeit als eine Antwort Frankreichs auf die deutsche Wehrvorlage hinstellt. Die beiden vom 15. März datierten Berichte des französischen Militär- und Marineattachés beweisen vielmehr das Gegenteil. Während die französische Wehrvorlage schon Anfang März bekannt gegeben wurde, waren die französischen Attachés auf Grund der deutschen Pressenachrichten erst Mitte März in der Lage, Angaben über die deutsche Heeresvermehrung zu machen.

Nach den in unseren Besitz gekommenen belgischen Akten hat der Baron Guillaume, Gesandter Belgiens in Paris, am 19. Februar 1913 an den belgischen Minister des Äußeren über eine Unterredung mit dem französischen Minister des Äußeren berichtet. Es heißt in dem Bericht: „Die deutsche Presse wundert sich über die militärischen Maßnahmen, die die französische Regierung als Antwort auf die Heeresverstärkung Deutschlands ergreifen will. Es konnte nicht anders sein. Wir wissen sehr wohl, sagte mir der Minister, welchen Vorteil unser Nachbar aus dem ständigen Bevölkerungszuwachs zieht, aber wir müssen unser möglichstes tun, um diesen Vorsprung durch eine bessere Organisation unserer Kräfte auszugleichen. Die Zeitungen, vor allem der „Temps", hatten übrigens unrecht, wenn sie bei Besprechung der Pläne der französischen Regierung diese als Antwort auf die von deutscher Seite ergriffenen Maßnahmen darstellen. Viele sind nur das Ergebnis seit lange angestellter Erwägungen."

Keinerlei Kriegsziele, wie sie England, Frankreich und Rußland anstrebten, lagen für Deutschland vor. Der gewaltige wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands erforderte zu seiner völligen Entfaltung dringend den Frieden. Um ihn aufrechtzuerhalten, bedurfte Deutschland angesichts der drohenden Einkreisung eines starken Heeres. Seine geographische Lage konnte es zwingen, nach zwei Seiten Front zu machen, anders als Frankreich und Rußland oder gar England. Lloyd George selbst hat dies anerkannt, als er am Neujahrstag 1914 im „Daily Chronicle" erklärte, Deutschlands Heer sei eine Lebensbedingung nicht nur für den Bestand des Deutschen Reiches, sondern auch für die Daseinsmöglichkeit der deutschen Nation, da Deutschland von anderen Völkern umgeben sei, die ihm alle an Stärke fast gleich kämen. Man dürfe nicht vergessen, daß sich Deutschland sowohl gegen Frankreich wie gegen Rußland sicherstellen müsse.

Die Anspannung der Wehrkraft Deutschlands trug weder der Schwierigkeit seiner Lage noch dem Maße der Rüstungen in den uns feindlich gesinnten Ländern im vollen Umfang Rechnung. Wir blieben hinter unseren Gegnern zurück. Dies war unser Hauptfehler. Tausende von Wehrpflichtigen wurden alljährlich nicht eingestellt, auch das Wehrgesetz von 1913 erfaßte noch nicht alle Tauglichen. Die Ersatzreserve blieb nach wie vor ohne Ausbildung. In weitem Abstand blieb Österreich hinter uns zurück.

Die wichtigsten Zahlen seien nochmals zum Vergleich (S. 104 u. 105) zusammengestellt.

Das Verhältnis zwischen der Friedensstärke und Bevölkerungszahl betrug in Deutschland (ohne Einjährig-Freiwillige, die eingeklammerten Zahlen berücksichtigen auch diese):

1871	1 v.H.	—	
1890	1,04 "	(1,06 v.H.)	
1893	1,13 "	(1,15 ")	
1899	1,10 "	(1,12 ")	
1905	1,05 v.H.	(1,07 v.H.)	
1911	0,997 "	(1,023 ")	
1912	0,984 "	(1,008 ")	
1913	1,188 "	(1,212 ")	

Nach Einführung der dreijährigen Dienstzeit gestaltete sich das Verhältnis in Frankreich gleich 2,10 v. H., in Deutschland nach der Wehrvorlage von 1913 gleich 1,26 v. H.

Die Friedensstärke stieg nach Einführung der beiderseitigen Wehrgesetze von 1913 in Frankreich auf 850 000 Mann, in Deutschland auf 786 460 Mann. Nach völliger Durchführung hätte sie in Frankreich 863 000 Mann, in Deutschland 792 132 Mann betragen. Frankreich hätte somit bei 40 Millionen Einwohnern rund 70 000 Mann mehr unter den Fahnen gehabt, als Deutschland mit 67 Millionen.

Vergleich der Feldtruppen nach Kriegsverpflegungsstärken.

(Aus dem Reichstagsmaterial 1913.)

Frühjahr 1912		Frühjahr 1913		Frühjahr 1914		Nach Durchführung der geplanten Heeresreform	
Deutschland . . .	1 843 000	Deutschland . . .	1 853 000	Deutschland . . .	2 061 000	Deutschl. (am 1. 4. 17)	2 138 000
Österreich-Ungarn .	1 009 000	Österreich-Ungarn .	1 100 000	Österreich-Ungarn .	1 100 000	Österr.-Ung. (bis 18)	1 140 000
Summe	2 852 000	Summe	2 953 000	Summe	3 161 000	Summe	3 278 000
Frankreich*) . . .	1 565 000	Frankreich*) . . .	1 614 000	Frankreich*) . . .	2 104 000	Frankreich*) . . .	2 104 000
Rußland (nur Europa)	1 818 000	Rußland**) . . .	2 040 000	Rußland (mit Kaukasus)**) . . .	2 712 000	Rußland (bis Herbst 1915) mit Kaukasus**)	2 822 000
		Dazu 2 kaukasische Armeekorps . .	126 000				
Summe	3 383 000	Summe	3 780 000	Summe	4 816 000	Summe	4 926 000
—	2 852 000	—	2 953 000	—	3 161 000	—	3 278 000
Überlegenheit von Frankreich und Rußland . . .	531 000	Überlegenheit von Frankreich und Rußland . . .	827 000	Überlegenheit von Frankreich und Rußland . . .	1 655 000	Überlegenheit von Frankreich und Rußland . . .	1 648 000
Dazu:		Dazu:		Dazu:		Dazu:	
Belgien	180 000	Belgien	180 000			Belgien (bis 1917) .	340 000
England (nur Expeditionskorps) .	144 000	England (nur Expeditionskorps) .	144 000	wie 1913.		sonst wie 1913.	
		Serbien	285 000				
Rumänien	280 000	Rumänien	280 000				
		Bulgarien	320 000				

*) ohne schwarze Truppen. **) ohne sibirische und turkestanische Korps.

Vergleich der tatsächlichen Friedens- und Kriegsstärken im Sommer 1914

auf Grund des jetzt bekannten Materials.
(Kopfstärke einschließlich Offiziere)[1]).

	Friedensstärke	Kriegsstärken[2])		
		Infanteriedivisionen	Kavalleriedivisionen	Kopfstärke
Deutschland	760 908	85[3])	11	2 019 470
Österreich-Ungarn	477 859	57	11	1 470 000
Zusammen	1 238 767	142	22	3 489 470
Rußland	1 581 000	118½[4])	40[5])	3 461 750
Frankreich	883 566	75[6])	10	2 032 820
England	248 000[7])	6	1 und 2 selbst. Brig.	132 000[8])
Serbien	51 600	10	1	285 000
Belgien	61 282	6	1	280 000
Zusammen	2 825 448	215½	54	6 191 570

Die jährlichen Ausgaben für das Heer betrugen auf den Kopf der Bevölkerung:

	in Frankreich:	in Deutschland:
vor 1913	17,6 Mark	12,2 Mark
1913	26,0 „	12,2 „
1914	33,0 „	20,0 „

Die geplanten Kriegsstärken des Feld- und Besatzungsheeres wurden berechnet

für 1913 vor Einführung der Wehrgesetze:
für Frankreich auf 3 895 000 Mann,
für Deutschland auf 3 703 000 Mann;
für 1915 nach Durchführung der Wehrgesetze:
für Frankreich auf 4 364 000 Mann,
für Deutschland auf 3 879 000 Mann.

[1]) bei einem Vergleich mit den an anderen Stellen angegebenen Zahlen ist zu beachten, daß hier einerseits alle Offiziere zugerechnet, anderseits die in Anmerkung 2 bezeichneten Formationen abgerechnet sind, sowie daß die Angaben sich auf den Sommer 1914 beziehen. [2]) ohne Ersatzformationen, ohne Landwehr und Landsturm in Deutschland, ohne Territorialarmee in Frankreich, ohne Reichswehr in Rußland. [3]) einschließlich 6 mobile Ersatzdivisionen. [4]) S. 74 und 104 sind nur die europäischen und kaukasischen Armeekorps, nicht die sibirischen und turkestanischen in Rechnung gestellt. [5]) einschließlich 12 Kosakendivisionen. [6]) 48 aktive, 27 Reservedivisionen, von denen 2 erst im Oktober 1914 aufgestellt wurden. [7]) reguläre Armee in England und in den Kolonien. [8]) nur Expeditionskorps.

Wollten wir im Osten gegen Rußland mit geringen Kräften auskommen, so mußte Österreich die Hauptlast des russischen Angriffs tragen. Ein Vergleich zwischen Österreich-Ungarn und Rußland fiel nicht günstig aus:

	Friedensstärke 1912:	Kriegsstärke 1912:	Friedensstärke 1914:	Kriegsstärke 1914:
Rußland	1 300 000	4,6 Millionen	2 000 000	etwa 5 Mill.
Österreich-Ungarn .	380 496	1,4 "	442 000	" 2,3 "

3. Die Stellung des Generalstabes zum Weltkriege.

Der Generalstab hat nicht zum Kriege getrieben.

Die angegebenen Zahlen beruhen größtenteils auf Berechnungen, die der Generalstab vor dem Kriege angestellt hat. Sie sprechen eine deutliche Sprache. Der Generalstab war sich des Ernstes der Lage bewußt. Daß er unter diesen Umständen hätte zum Kriege treiben können, ist undenkbar. Hätte er das jemals gewollt, so durfte er die denkbar günstigste Gelegenheit im Jahre 1905 nicht vorübergehen lassen, als Rußland ausfiel.

Was der Generalstab tun konnte und mußte, das war, beim Kriegsministerium unter Vorlage der für den Reichstag bestimmten genauen Unterlagen auf Abhilfe dringen. Das hat er getan. Das noch vorhandene Reichstagsmaterial und eingehende Denkschriften des Generals v. Moltke beweisen es. Eine unmittelbare Einwirkung auf den Reichstag wurde nicht gewünscht und stand dem Generalstabe auch nicht zu. Die parlamentarische Vertretung der Heeresinteressen war ausschließlich dem Kriegsministerium vorbehalten.

Die Denkschrift des Generalstabes vom November des Jahres 1911 ist in der Schrift: „Hat der deutsche Generalstab zum Kriege getrieben? Urkunden des deutschen Generalstabes" auszugsweise veröffentlicht worden. Die Denkschrift vom Dezember 1912 hat General Ludendorff bekanntgegeben („Französische Fälschung meiner Denkschrift von 1912". Berlin 1919, E. S. Mittler & Sohn). Das Wesentliche aus beiden Denkschriften soll hier angeführt werden, soweit es nicht schon bei den bisherigen Betrachtungen über die einzelnen Armeen zur Sprache gekommen ist.

Die Denkschrift vom November 1911 über die militärpolitische Lage Deutschlands ging in ihren Erwägungen von Frankreich aus. Sie betonte, daß dort die nationalistische Partei eine rege Tätigkeit entfaltete. „Günstige Aussichten, die Gewißheit militärischer Unterstützung durch Freunde und Verbündete, das gerade in letzter Zeit wieder erwachte

Gefühl eigener Stärke, die niemals erloschene Revancheidee, die Hoffnung auf Wiederherstellung des französischen Prestiges und auf den Wiedererwerb der verlorenen Provinzen können bei dem leicht erregbaren Charakter des Volkes überraschend zum Kriege führen. Die Zuversichtlichkeit, die durch die Niederlage des russischen Verbündeten einen empfindlichen Stoß erlitten hatte, hat sich mit dem Wiedererstarken des Zarenreiches wieder gehoben, vor allem ist sie gekräftigt worden durch die Gewißheit englischer aktiver Unterstützung in einem Kriege mit Deutschland. In auffallender Weise und durchaus planmäßig ist in dem letzten Jahre die öffentliche Meinung Frankreichs bearbeitet worden. Zahlreiche Flugschriften, Aufsätze in den Tageszeitungen und in Zeitschriften, auch größere, wissenschaftlich gehaltene, zum Teil von höheren Offizieren verfaßte Werke suchen die Überlegenheit der französischen über die deutsche Armee nachzuweisen. Die Erfolge der Flieger, in deren Organisation und Leistungen Frankreich unbedingt allen anderen Nationen, vor allem auch Deutschland, weit voraus ist, haben das Land förmlich berauscht. Die Franzosen sehen in dieser »vierten Waffe« das unfehlbare Mittel zum Siege."

In einem deutsch-französischen Kriege werde man England und Rußland an der Seite Frankreichs finden, während die Haltung Italiens sehr zweifelhaft sei. Schwenke es zur Entente ab, so werde die Stoßkraft Österreichs gegen Rußland stark beeinträchtigt. Man habe sichere Nachrichten, daß in diesem Falle Österreich seine Hauptkräfte gegen Italien verwenden, gegen Rußland defensiv bleiben werde. Großer Wert sei für uns auf die Mitwirkung der Türkei sowohl England wie Rußland gegenüber zu legen. Mit Sicherheit könne man aber gegenüber der Koalition Frankreichs, Rußlands und Englands nur auf die vereinigten Streitkräfte Deutschlands und Österreichs rechnen.

Bei dieser Gegenüberstellung hätten sich die Verhältnisse seit einer Reihe von Jahren zuungunsten der verbündeten Monarchien verschoben. Rußland habe seine Armee seit dem unglücklichen Feldzug gegen Japan einer durchgreifenden Reorganisation unterzogen, die Mobilmachung beschleunigt, das Kriegsmaterial verbessert und das Eisenbahnnetz so ausgebaut, „daß ein Aufmarsch an der West- und Südwestseite sich in der Hälfte der Zeit vollziehen kann, die derselbe noch vor 5 Jahren beansprucht haben würde. . . . . Es ist nicht richtig, wenn behauptet wird, Rußland sei noch auf lange hinaus zu einem europäischen Kriege nicht fähig. Ebenso hat England alles getan, was im Rahmen seiner staatlichen Einrichtungen zu tun möglich war, um seine Streitkräfte zu stärken und zu verbessern". Es könne eine Armee von 150 000 Mann auf dem Kontinent einsetzen. Frankreich unterhalte ein Heer, das an Friedensstärke dem deutschen fast gleich komme, an Kriegsstärke nur unwesentlich hinter ihm zurückbleibe.

Es nutze seine Volkskraft in einer Weise aus, hinter der Deutschland weit zurückstehe. Während Deutschland von seiner militärpflichtigen Mannschaft zur Ausbildung mit der Waffe 52,7 v. H., insgesamt 53,2 v. H. aushebe, hebe Frankreich mit der Waffe 78,1 v. H., insgesamt 82,9 v. H. aus. Auch Belgien beabsichtige, seine Wehrkraft zu stärken.

Fast in allen europäischen Staaten herrsche eine erhöhte militärische Tätigkeit. „Alle bereiten sich auf den großen Krieg vor, den alle über kurz oder lang erwarten. Nur Deutschland und das ihm verbündete Österreich nehmen an diesen Vorbereitungen nicht teil. Während in Österreich die Regierung schon seit Jahren vergebens um eine unwesentliche Erhöhung des Friedenpräsenzstandes kämpfte, hat sich Deutschland aus finanziellen Gründen im laufenden Jahre mit den Forderungen des neuen Quinquennates in den bescheidensten Grenzen gehalten. Eine wirkliche, wenn auch unbedeutende Verstärkung der Wehrkraft wird auch dieses erst im Jahre 1914 bringen. Von Feinden rings umgeben, läßt Deutschland jährlich Tausende seiner waffenfähigen Männer unausgebildet und daher nutzlos für die Landesverteidigung."

Über die im Kriegsfalle beabsichtigten Operationen war nur kurz gesagt, daß Frankreich der gefährlichere Feind sei. Gegen ihn müsse man die Kräfte zusammenfassen, gegen Rußland nur so viel verwenden, als zur Verteidigung der östlichen Provinzen unbedingt nötig sei.

Niemand wird aus dieser Schrift auch nur das leiseste Anzeichen dafür herauslesen können, daß Deutschland einen Angriffskrieg plane. Es erwartet den Angriff überlegener Feinde und will sich zur Abwehr rüsten. Ausdrücklich wird bemerkt, daß Deutschland keinerlei Ziele habe, wie etwa Frankreich. Nur die Wahrung des Erworbenen sei sein Ziel. Das Ergebnis der Denkschrift war die Heeresverstärkung vom 14. Juni 1912, die eine Erhöhung der Friedensstärke um rund 29 000 Mann brachte. Sie war ganz unzureichend.

Das Jahr 1912 erhöhte die Spannung der Lage. Eine dem Reichskanzler übergebene Denkschrift des Generalstabes vom 21. Dezember 1912 zog die Folgerungen.

Auch in dieser Denkschrift wird davon ausgegangen, daß in einem zukünftigen europäischen Kriege dem Dreibund die vereinigten Kräfte Frankreichs, Rußlands und Englands gegenüberstehen würden. Rumänien werde vielleicht zum Dreibund treten. Österreich sei durch die Verhältnisse auf dem Balkan teilweise in Anspruch genommen. In bezug auf Italiens Bundestreue drückt sich die Denkschrift nicht ganz so zweifelnd aus wie die vom Jahre 1911. Aber mit einem rücksichtslosen Einsatz seiner Kräfte zugunsten des Dreibundes wurde nicht gerechnet. Die erwartete 3. Armee (fünf Armeekorps und zwei Kavalleriedivisionen) werde es nicht

an den Oberrhein schicken. Seine Hilfe werde nicht über die Fesselung verhältnismäßig schwacher französischer Kräfte an der Alpengrenze hinausgehen.

„Der Dreibund ist als Defensivbündnis geschlossen worden. Er trägt alle Schwächen eines solchen in sich. . . . Ebenso wie der Dreibund bezeichnet sich die Triple-Entente als ein Defensivbündnis. Aber während der Gedanke der Abwehr dem Dreibundabkommen in ausgesprochenster Weise zugrunde liegt, sind in der Triple-Entente starke offensive Tendenzen vorhanden, positive Ziele, deren Erreichung den in ihr vereinigten Staaten erstrebenswert erscheinen muß: Rußland hat den begreiflichen Wunsch, sich durch Niederwerfung Österreichs als slawische Vormacht in Europa durchzusetzen, durch Vermittlung Serbiens sich den Weg zur Adria zu öffnen. Österreich hat das defensive Interesse, dies zu hindern. Frankreich hat den Wunsch, die verlorenen Provinzen wiederzugewinnen und Revanche zu nehmen für die Niederlage von 1870. Deutschland will dagegen nur seinen Besitzstand wahren. England hat den Wunsch, sich mit Hilfe seiner Verbündeten von dem Alpdruck der deutschen Seemacht zu befreien. Deutschland denkt nicht an eine Vernichtung der englischen Flotte, auch hier will es sich nur verteidigen.

Überall also offensive Ziele auf der einen, defensive auf der anderen Seite."

Die Hauptlast werde im Kriege auf den Schultern Deutschlands liegen. Die Stärke seines Heeres genüge hierfür nicht, da wir nach mehreren Seiten Front machen müßten. Um nach einer Seite offensiv zu werden, müßten wir auf der andern mit schwächeren Kräften defensiv bleiben. Die Offensive müsse sich gegen Frankreich richten. „Hier ist eine rasche Entscheidung zu erhoffen, während ein Offensivkrieg nach Rußland hinein ohne absehbares Ende sein würde. Um aber gegen Frankreich offensiv zu werden, wird es nötig sein, die belgische Neutralität zu verletzen. Nur bei einem Vorgehen über belgisches Gebiet kann man hoffen, das französische Heer im freien Felde angreifen und schlagen zu können. Wir werden auf diesem Wege das englische Expeditionskorps und — wenn es nicht gelingt, mit Belgien zu einem Vertrag zu kommen — auch die belgischen Truppen vor uns finden. Gleichwohl ist diese Operation aussichtsreicher als ein frontaler Angriff gegen die befestigte französische Ostfront. Ein solcher Angriff würde der Kriegführung den Charakter des Festungskrieges aufzwingen, viel Zeit kosten und dem Heere den Schwung und die Initiative nehmen, deren wir um so mehr bedürfen, je größer die Zahl der Feinde ist, mit denen wir abzurechnen haben."

Die Unterlegenheit Deutschlands in einem Kriege gegen die Triple-Entente im Westen gegenüber Frankreich und England betrage aber 124 Bataillone, wenn Belgien den Gegnern zugerechnet werde: 192.

Die Überlegenheit, die Rußland gegenüber Deutschland, Österreich und Rumänien ins Feld stellen könne, betrage 374 Bataillone, 319 Schwadronen, 82 Batterien. Man müsse damit rechnen, daß Rußland von Jahr zu Jahr mehr erstarke.

Auch unsere Grenzprovinzen bedürften der Verstärkung. Man müsse im Osten und auch im Westen mit einem feindlichen Einfall sofort nach erklärter Mobilmachung rechnen, der unsere Mobilmachung empfindlich stören könne.

„Die Notwendigkeit einer Steigerung unserer Wehrkraft und einer Verbesserung unserer Landesverteidigung glaube ich in den vorstehenden Erwägungen nachgewiesen zu haben. Mit unabweisbarem Zwang werden sie durch die politische Lage gefordert. Gewiß sind es große personelle und pekuniäre Opfer, die von der Nation bei Erfüllung der hierdurch hervorgerufenen und im Teil II der Denkschrift im einzelnen näher dargelegten Forderungen verlangt werden: sie werden aber immer noch erheblich hinter denjenigen zurückbleiben, die wir im Falle eines verlorenen Feldzuges zu leisten haben werden."

In den uns feindlichen Ländern würden gewaltige Anstrengungen zur Steigerung der Wehrkraft gemacht. Auch Deutschland müsse Opfer bringen.

Im zweiten Teil der Denkschrift wurden die entsprechenden Forderungen gestellt. Menschen ständen für eine Heeresverstärkung genug zur Verfügung. Frankreich stelle 82 v. H. seiner Wehrpflichtigen in das Heer ein, Deutschland etwa 52 bis 54 v. H. Spannten wir in gleichem Umfang wie Frankreich unsere Volkskraft an, so kämen wir bei Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht zu einer Erhöhung des Rekrutenkontingents um 150 000 Mann, unserer Friedensstärke um 300 000 Mann. „Eine vermehrte Heranziehung der jüngeren Jahrgänge ist schon eine soziale Pflicht. Man würde damit die älteren Jahrgänge, in denen zahlreiche Familienväter vorhanden sind, entlasten und ihre Verwendung vor dem Feinde hinausschieben. Es würde vermieden werden, daß ein großer Teil der Landwehrleute, die jetzt Reserveformationen zugeteilt sind, sofort ins Feld ziehen muß, während Tausende von jungen Leuten zu Hause bleiben, weil sie nicht ausgebildet sind."

Die wesentlichen Forderungen waren folgende:

Etatserhöhung bei allen Waffen, um den aktiven Formationen im Kriege mehr Gehalt und Kraft zu geben.

Aufstellung von mindestens drei Armeekorps, „um für eine Offensive nach Westen den erforderlichen Kräfteausgleich zu schaffen und gleichzeitig unseren Osten hinreichend zu schützen."

Aufstellung von Armee-Inspektionen, mehreren Kavallerie-Regimentern usw.

Ergänzung der Fußartillerie, Pioniere und Verkehrstruppen.

Erweiterung der Fliegerorganisation.

Verbesserung der Trainformationen.

Ergänzung und Verbesserung der Heeresausrüstung (Feldküchen, vermehrte Munitionsreserve, Flugabwehrkanonen).

Erhöhte Armierung der Grenzfestungen, Ausbau von Graudenz und Thorn.

Von Bedeutung war noch die dringliche Forderung einer Verjüngung und eines weiteren Ausbaues der Reserveformationen unter Ausschaltung der Landwehr. Frankreich hatte die Kriegsbereitschaft und den Wert seiner Reserveformationen erheblich gesteigert (S. 28).

Die Denkschrift wurde ergänzt durch statistisches Material. Weitere ausführliche Zusammenstellungen wurden für die Verhandlungen im Reichstag im Frühjahr 1913 vorgelegt. Eine solche ist Seite 104 angefügt.

Vorstehende Denkschrift ist hauptsächlich die Veranlassung zu der Heeresverstärkung vom 3. Juli 1913 gewesen, die die gestellten Forderungen aber nicht ausreichend erfüllte. Diese Heeresreform brachte uns eine Vermehrung der Friedensstärke um 117 267 Mann, aber sie brachte nicht die mindestens notwendigen drei Armeekorps.

Die in der Denkschrift aufgestellten Forderungen und ihre Begründung sind hauptsächlich das Werk des damaligen Obersten Ludendorff, Abteilungschefs im Großen Generalstabe. Mit seiner ganzen Willenskraft setzte er sich für die Durchführung ein, er war die treibende Kraft. Wir haben allen Grund, ihm dankbar zu sein. Wir würden es noch mehr sein, wenn auch die von ihm dringend begehrten drei Armeekorps aufgestellt worden wären. Diese Forderung ist gar nicht bis an den Reichstag gelangt.

Bei der Bedeutung, die diese Frage in der Öffentlichkeit gewonnen hat, muß hier dazu Stellung genommen werden. Der damalige Kriegsminister, Generaloberst v. Heeringen, hat in der Kreuzzeitung vom 13. und 14. November 1919 die Gründe angegeben, die das Kriegsministerium damals zu seiner ablehnenden Haltung bewogen haben. Die Neubildung von drei Armeekorps hätte die Neuaufstellung zahlreicher höherer Stäbe und vieler Truppenteile erforderlich gemacht. Von der Armee sei dies ohne Schädigung ihres inneren Gefüges nicht gleichzeitig mit den übrigen in der Gesetzesvorlage enthaltenen, bedeutenden Erweiterungen zu leisten gewesen. General v. Moltke habe daraufhin verlangt, daß seine Forderung, wenn sie nicht in die Gesetzesvorlage eingestellt werden könne, zur Kenntnis des Reichstages gebracht werde. Solche Zukunftspläne mit den übrigen bedeutenden Mehrforderungen zu verknüpfen, habe das Kriegsministerium nicht für tunlich gehalten.

Von seiten des Generalstabes ist dem folgendes hinzuzusetzen. Die

Entscheidung des Kaisers, daß die Neubildung von drei Armeekorps erst für eine spätere Zeit in Aussicht zu nehmen sei, ist auf Grund eines Thronvortrages erfolgt, den der Kriegsminister am 23. Januar 1913 gehalten hat. Der Chef des Generalstabes der Armee erfuhr dies nachträglich durch ein Schreiben des Kriegsministeriums von demselben Tage. Er beruhigte sich keineswegs dabei. Am 1. März 1913 schrieb er an den Reichskanzler, daß er ihn mit Rücksicht auf die wahrscheinliche Rückkehr Frankreichs zur dreijährigen Dienstpflicht bitte, nochmals der Frage näher zu treten, ob unter diesen neuen Verhältnissen die Aufstellung zunächst wenigstens eines neuen Armeekorps bis zum 1. Oktober 1913 doch noch durchgeführt werden könne. Am 5. März 1913 berichtete der Chef des Generalstabes nochmals an den Reichskanzler, daß nach vorliegenden Nachrichten Rußland die Aufstellung von 3 bis 4 Armeekorps beabsichtige. Hierdurch werde in Verbindung mit der bevorstehenden Rückkehr Frankreichs zur dreijährigen Dienstzeit in Bälde die Lage von neuem in beträchtlicher Weise zu unseren Ungunsten verschoben. Das in der Denkschrift vom 21. 12. 1912 entwickelte Programm für die Ausgestaltung des Heeres werde für die weitere Zukunft nicht mehr ausreichen, seine alsbaldige Durchführung mithin um so dringender. Der Chef des Generalstabes könne daher nach pflichtmäßiger Überzeugung es nicht unterlassen, zu diesem verhältnismäßig späten Zeitpunkt dem Reichskanzler noch einmal die Erwägung ans Herz zu legen, ob nicht *alsbald* zur Durchführung seines Programms geschritten werden müsse, das neben weiteren Erhöhungen des Friedensetats noch drei neue Armeekorps bringen sollte. Er betonte erneut, daß er diese Forderung für das mindeste ansähe, was zunächst für die Ausgestaltung der Armee geschehen müsse. Der Kriegsminister erhielt Abschrift der Schreiben vom 1. und 5. März.

Diese Vorgänge sind bezeichnend für die Machtbefugnisse des Chefs des Generalstabes der Armee und die Grenzen, die ihm in bezug auf die Vertretung seiner Forderungen gesteckt waren.

Zu der Denkschrift von 1912 ist noch zu bemerken, daß auch sie in keiner Weise für einen Angriffskrieg spricht. Im Gegenteil ist klar hervorgehoben, daß die Angriffsziele auf seiten unserer Gegner vorhanden sind, während es sich bei uns um die Behauptung unseres Besitzstandes handelt. Daß ein solcher Verteidigungskrieg in der Ausführung sich nicht auf die Defensive beschränken kann, daß man nach Eröffnung der Feindseligkeiten nicht abwarten darf, was der Gegner über uns beschließt, sondern daß man versuchen muß, wenigstens einen der Gegner durch den Angriff niederzuwerfen, ist klar. In diesem Sinne sind die Worte zu verstehen, wenn von „Offensive" die Rede ist.

Es wird ferner von der beabsichtigten Verletzung der belgischen Neu-

tralität gesprochen. Die Frage, ob ein Durchmarsch durch Belgien nötig war, wird später geprüft werden.

Das französische Gelbbuch hat unter den „Diplomatischen Dokumenten 1914" an Stelle der Denkschrift von 1912 eine andere Denkschrift vom 19. März 1913 veröffentlicht, die beweisen sollte, daß wir den Krieg suchten und für ein Losschlagen mit weiten politischen Zielen gewesen seien. Der „Temps" nannte den General Ludendorff als Verfasser. Dieser druckt sie in der bereits erwähnten Schrift („Französische Fälschung meiner Denkschrift von 1912 über den drohenden Krieg") ab und bezeichnet sie, was seine Urheberschaft anbetreffe, als freie Erfindung. In keiner Weise entsprach sie den Ansichten des Generalstabes. Offenbar ist sie eine Fälschung, der die französische Regierung zum Opfer gefallen ist. Wir können daher diese Denkschrift hier übergehen.

Wie sehr sich in der Zeit von 1912 bis 1914 die Verhältnisse weiter änderten, ist in den Betrachtungen über das Heerwesen der einzelnen Staaten zum Ausdruck gekommen. Der Generalstab sah sich daher im Frühjahr 1914 nochmals genötigt, in einer an den Reichskanzler und den Kriegsminister gerichteten Denkschrift die schleunige Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht, d. h. die Einstellung sämtlicher wehrfähigen Deutschen zum Waffendienst, zu fordern. Die Forderung konnte allerdings bis zum Beginn des Krieges nicht mehr erfüllt werden. Sie wurde folgendermaßen begründet:

„Seit 1912 haben sich die Verhältnisse bei unseren voraussichtlichen Gegnern zu unseren Ungunsten in sehr erheblichem Maße verschoben:

Frankreich hat die dreijährige Dienstzeit eingeführt unter Aufstellung eines neuen Armeekorps,

Rußland die dreieinhalb- und viereinhalbjährige Dienstzeit unter Aufstellung von vier bis fünf neuen Armeekorps. Dabei ist Rußland im Begriff, innerhalb weniger Jahre sein gesamtes Heerwesen von Grund auf in ungeahnter Weise zu verbessern.

Ferner kommt hinzu, daß in jüngster Zeit die Verhältnisse auf dem Balkan völlig andere geworden sind. Mit Rumänien können wir nicht mehr auf unserer Seite rechnen, sondern es wird voraussichtlich in der Reihe unserer Gegner zu finden sein. Damit wird Österreich auf dem Balkan in einer Weise gebunden, daß mit einer österreichischen Offensive nach Rußland hinein ernstlich nicht mehr zu rechnen ist. Wir müssen somit gewärtig sein, daß sich die Offensive fast des gesamten russischen Heeres gegen unsere im Osten verbleibenden Kräfte richten wird, und zwar die eines russischen Heeres, das bereits etwa vom Jahre 1917 an voraussichtlich in allem neuzeitlich ausgerüstet und ausgestattet sein wird, und welches dank seiner dreieinhalb- und viereinhalbjährigen Dienstzeit und seiner

Etats auf Kriegsstärke schon im Frieden bereit ist, in kürzester Zeit, unter Umständen ohne voraufgegangene Kriegserklärung, die Grenze zu überschreiten.

Wir dürfen uns diesen für uns so ungünstigen Tatsachen nicht verschließen.

Nach meinem pflichtmäßigen Ermessen ist es die höchste Zeit, daß wir jeden wehrfähigen deutschen Mann zum Waffendienst ausbilden, soll uns nicht dereinst der vernichtende Vorwurf treffen, nicht alles für die Erhaltung des Deutschen Reiches und der deutschen Rasse getan zu haben. Denn daß es sich bei einem Zukunftskriege um Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes handeln wird, darüber kann wohl ernstlich ein Zweifel nicht mehr bestehen."

Man wird zugestehen müssen, daß sich der Generalstab über den Umfang und die Bedeutung des zukünftigen Krieges klar war, eines Krieges, zu dem er nicht getrieben hat, für den er aber die äußerste Anspannung des Deutschen Volkes forderte. Zugleich entkräften die angeführten Denkschriften nochmals die Behauptung, der Generalstab habe unsere Gegner, insbesondere die russische Militärmacht, unterschätzt. Wenn das Deutsche Volk in seinen militärischen Vorbereitungen nicht das geleistet hat, was es konnte und mit Rücksicht auf die Anstrengungen seiner Gegner mußte, so ist es nicht die Schuld des Generalstabes. Wer dafür verantwortlich ist, kann hier nicht untersucht werden.

Wir kommen nun zu der Lage unmittelbar vor Beginn des Krieges. Die verhängnisvollen letzten Tage des Juli 1914 waren schwer für den Generalstab. Der Ausspruch der Mobilmachung bedeutete den Weltkrieg, den man unter keinen Umständen entfesseln wollte, solange er irgendwie noch zu vermeiden war. Jede Verspätung im Ausspruch unserer Mobilmachung konnte uns aber in einen unersetzlichen Nachteil gegenüber unseren Gegnern bringen. Die schwere Verantwortung, den richtigen Augenblick für die militärische Notwendigkeit des Mobilmachungsbefehls zu erkennen, trug der Chef des Generalstabes.

Wie er die Lage am 28. Juli auffaßte, geht aus einer dem Reichskanzler am folgenden Tage zugestellten Beurteilung durch den General von Moltke hervor (veröffentlicht in: „Hat der deutsche Generalstab zum Kriege getrieben? Urkunden des deutschen Generalstabes", S. 13). Es heißt darin: „Österreich hat nur einen Teil seiner Streitkräfte, acht Armeekorps, gegen Serbien mobilisiert. Gerade genug, um seine Strafexpedition durchführen zu können. Demgegenüber trifft Rußland alle Vorbereitungen, um die Armeekorps der Militärbezirke Kiew, Odessa und Moskau, in Summa zwölf Armeekorps, in kürzester Zeit mobilisieren zu können, und

verfügt ähnliche vorbereitende Maßnahmen auch im Norden, der deutschen Grenze gegenüber, und an der Ostsee. Es erklärt, mobilisieren zu wollen, wenn Österreich in Serbien einrückt, da es eine Zertrümmerung Serbiens durch Österreich nicht zugeben könne, obgleich Österreich erklärt hat, daß es an eine solche nicht denke.

Was wird und muß die weitere Folge sein? Österreich wird, wenn es in Serbien einrückt, nicht nur der serbischen Armee, sondern einer starken russischen Überlegenheit gegenüberstehen; es wird also den Krieg gegen Serbien nicht durchführen können, ohne sich gegen ein russisches Eingreifen zu sichern. Das heißt: es wird gezwungen sein, auch die andere Hälfte seines Heeres mobil zu machen, denn es kann sich unmöglich auf Gnade und Ungnade einem kriegsbereiten Rußland ausliefern. Mit dem Augenblick aber, wo Österreich sein ganzes Heer mobil macht, wird der Zusammenstoß zwischen ihm und Rußland unvermeidlich werden. Das aber ist für Deutschland der casus foederis. Will Deutschland nicht wortbrüchig werden und seinen Bundesgenossen der Vernichtung durch die russische Übermacht verfallen lassen, so muß es auch seinerseits mobil machen. Das wird auch die Mobilisierung der übrigen Militärbezirke Rußlands zur Folge haben. Dann aber wird Rußland sagen können, es werde von Deutschland angegriffen, und damit wird es sich die Unterstützung Frankreichs sichern, das vertragsmäßig verpflichtet ist, an dem Kriege teilzunehmen, wenn sein Bundesgenosse Rußland angegriffen wird. Das so oft als reines Defensivbündnis gepriesene französisch-russische Abkommen, das nur geschaffen sein soll, um Angriffsplänen Deutschlands begegnen zu können, ist damit wirksam geworden, und die gegenseitige Zerfleischung der europäischen Kulturstaaten wird beginnen.

Unter fortwährenden Versicherungen, daß Rußland noch nicht »mobil« mache, sondern nur »für alle Fälle« Vorbereitungen treffe, daß es »bisher« keine Reservisten einberufen habe, macht es sich soweit kriegsbereit, daß es, wenn es die Mobilmachung wirklich ausspricht, in wenigen Tagen zum Vormarsch fertig sein kann.

Gegen Deutschland versichert Rußland nichts unternehmen zu wollen. Es weiß aber ganz genau, daß Deutschland einem kriegerischen Zusammenstoß zwischen seinem Bundesgenossen und Rußland nicht untätig zusehen kann. Auch Deutschland wird gezwungen werden, mobil zu machen, und wiederum wird Rußland der Welt gegenüber sagen können: »Ich habe den Krieg nicht gewollt, aber Deutschland hat ihn herbeigeführt.« So werden und müssen die Dinge sich entwickeln, wenn nicht, fast möchte man sagen, ein Wunder geschieht, um noch in letzter Stunde einen Krieg zu verhindern, der die Kultur fast des gesamten Europa auf Jahrzehnte hinaus vernichten wird.

Deutschland will diesen schrecklichen Krieg nicht herbeiführen."

Die bedeutende Überlegenheit unserer Gegner ergab sich aus der S. 104 angeführten Zusammenstellung. Die Stärke der Feldtruppen wurde darin im Frühjahr 1914 für Deutschland und Österreich-Ungarn zusammen auf 3 161 000 Mann, für Frankreich (ohne schwarze Truppen) und Rußland (nur mit Kaukasus) auf 4 816 000 Mann berechnet. Das ergab eine Überlegenheit Frankreichs und Rußlands von 1 655 000 Mann. Die tatsächliche Überlegenheit zu Beginn des Krieges war noch weit größer, da die schwarzen Truppen Frankreichs hinzukamen, und Rußland seine Armeekorps aus Ostasien und Turkestan heranzog. Dazu waren England, Belgien und Serbien mit zusammen 609 000 Mann zu rechnen. Die Zusammenstellung der tatsächlichen Kriegsstärken im Sommer 1914 S. 105 (einschließlich Offiziere, ohne Ersatzformationen, ohne Landwehr und Landsturm in Deutschland, ohne Territorialarmee in Frankreich, ohne Reichswehr in Rußland) ergibt die erdrückende Überlegenheit unserer Gegner mit rund 6 200 000 Mann gegenüber Deutschland und Österreich-Ungarn mit rund 3 500 000 Mann.

Alles kam darauf an, daß diese gewaltige Überlegenheit sich nicht von allen Seiten zusammenzog, ehe Deutschland bereit war. Es war Sache des Generalstabes, hierüber zu wachen. Die Aufgabe war schwierig.

Durch genaue Beobachtung der bei Gelegenheit früherer politischer Spannungen von Frankreich getroffenen Maßnahmen war uns bekannt, daß Frankreich während einer „période de tension politique" Anordnungen zur Erhöhung der Kriegsbereitschaft, namentlich in den Grenzgebieten, und zur Vorbereitung der Mobilmachung traf. Dabei war zu unterscheiden zwischen Anordnungen, die von einzelnen Truppenbefehlshabern und Behörden getroffen und häufig lediglich durch Ängstlichkeit und Aufregung hervorgerufen wurden, und solchen, die von der Regierung ausgingen. Auf diese kam es an. Das französische Wehrgesetz gab dem Kriegsminister ausgedehnte Vollmacht zu Maßnahmen vor Ausspruch der Mobilmachung, die bei drohender Kriegsgefahr die Kriegsbereitschaft erhöhen sollten. Er durfte selbständig die ausgedienten Mannschaften im Herbst sowie die zu Übungen eingezogenen Reservisten nach Beendigung ihrer Übung unter den Fahnen behalten. Auch konnte er die Reservisten einberufen, die noch nicht zwei Übungen abgeleistet hatten, und — mit Zustimmung des Ministerrats — den jüngsten Jahrgang der Reserve zu den Fahnen rufen. Diese Maßnahmen bedeuteten eine wesentliche Verstärkung des Heeres, die Grenztruppen erreichten dadurch Kriegsstärke.

Der Kriegsminister hatte ferner die Befugnis, die Grenztruppen (elf Infanterie- und drei Kavalleriedivisionen) unabhängig vom Erlaß des

allgemeinen Mobilmachungsbefehls auf Kriegsstärke zu bringen, auszurüsten und in den Grenzschutzstellungen bereitzustellen. Es erfolgte dies durch den telegraphischen Befehl „ordre de départ en couverture". Spätestens innerhalb 1½ Tagen konnten die genannten Divisionen an der Grenze bereitstehen.

Weitere Maßnahmen während der Spannungszeit bezogen sich auf Absperrung der Straßen an der Grenze, Vorbereitungen der Eisenbahnen für die Transporte und wirtschaftliche Anordnungen.

Auf Grund dieser früher gemachten und genau niedergelegten Beobachtungen wurden im Juli 1914 die französischen Maßnahmen aufmerksam verfolgt, um zu erkennen, bis zu welchem Grade die Mobilmachungsvorbereitungen in Frankreich fortschritten und uns zu überholen drohten.

Daß Rußland imstande war, in der „Kriegsvorbereitungsperiode" seine Mobilmachung im weitesten Umfang vorzubereiten, ist bereits erörtert (S. 66). Es lag ausgesprochen im Plan, durch diplomatische Scheinverhandlungen den Gegner zu täuschen und ihm die Hoffnung zu lassen, der Krieg könne noch vermieden werden. Hier war also die höchste Aufmerksamkeit für uns erforderlich. Die russische Mobilmachung war für uns ausschlaggebend.

Schwierig war es für uns, die englischen Mobilmachungsvorarbeiten zu erkennen. Nachrichten über England liefen spärlicher ein als an den Landfronten. Reservisten brauchten für Reserveformationen nicht eingezogen zu werden. England hatte trotz aller Verhandlungen mit der Entente sich freie Hand behalten und erst am 4. August 1914 die Mobilmachung befohlen. Die erste militärische Vorsichtsmaßnahme ist wohl am 27. Juli mit dem Befehl zum Zusammenhalten der Flotte bei Portland getroffen worden.

Belgien begann bereits am 29. Juli, vier Tage vor Deutschland, seine Mobilmachung, indem es zunächst drei Jahrgänge seiner Reserve einzog. Hieraus und aus eingeleiteten Bahn- und Brückenzerstörungen war im Zusammenhang mit den sonstigen Nachrichten über Belgien seine deutschfeindliche Haltung zu erkennen.

Eine tageweise Zusammenstellung der über die Maßnahmen der Gegner eingehenden Nachrichten im Vergleich zu den tatsächlich getroffenen Maßnahmen (in Klammern beigefügt) und den deutschen Gegenmaßnahmen ergibt folgendes Bild:

25. Juli: Frankreich und England: keine beunruhigenden Maßnahmen.

In Rußland sind seit längerer Zeit Kontroll- und Probemobilmachungen und dergleichen im Gange.

26. Juli: Frankreich und England: Lage ist weiter als ruhig anzusehen.

In Rußland werden sämtliche Truppen aus den Übungslagern in die Standorte zurückberufen. Lage ernst. — (Tatsächlich trat an diesem Tage die Kriegsvorbereitungsperiode in Kraft.)

27. Juli: Frankreich: Rückberufung von Truppenteilen und Urlaubern in ihre Standorte. Scharfe Grenzbewachung.

Rußland: Zurückgehen von Grenzwachen ins Innere, Rückberufung von beurlaubten Offizieren und dergleichen. — (Tatsächlich zweiter Tag der Kriegsvorbereitungsperiode.)

Deutschland: Verstärkte Bahnbewachung durch Eisenbahnangestellte im Grenzbezirk und um Berlin.

28. Juli: Frankreich: Lage gespannt. Zahlreiche Vorsichtsmaßregeln. Weitere Rückberufung von Urlaubern, vorzeitige Einberufung von Übungsmannschaften. Bereitstellung von Transportmitteln.

England: Umfangreiche Kriegsvorbereitungen innerhalb der Flotte.

Belgien: (Drei Jahrgänge werden eingezogen, wurde erst am 29. bekannt.)

Rußland: Militärischer Bahnschutz, Minensperre der Häfen, Pferdeaushebungen, Bereitstellung von Eisenbahnmaterial. — (Tatsächlich dritter Tag der Kriegsvorbereitungsperiode.)

Deutschland: Vom Standort abwesende Truppenteile, die zu sofortiger oder beschleunigter Mobilmachung bestimmt waren, werden zurückberufen. Verstärkte Bewachung der Bahnen usw. durch öffentliche Sicherheitsorgane.

29. Juli: Frankreich: Allgemeine Rückberufung von Truppenteilen und Urlaubern in die Standorte. Militärischer Bahnschutz im Grenzgebiet. Vorbereitende Maßnahmen für den Eisenbahnaufmarsch. In den Grenzbezirken wird der jüngste Jahrgang der Reserve einberufen.

Belgien: Die Einziehung der drei Jahrgänge wird bekannt. Belgien macht offenbar mobil.

Rußland: Aktive Truppen erscheinen im Grenzschutz. Einberufung von Reservisten, Aushebung von Pferden. — (Tatsächlich vierter Tag der Kriegsvorbereitungsperiode. Teilmobilmachung befohlen. Einberufung sämtlicher Jahrgänge der Reserve in den Militärbezirken Odessa, Kiew, Moskau und Kasan sowie für die Flotte.)

Deutschland: Rückberufung der Truppenteile von Märschen und Übungsplätzen in ihre Standorte. Rückberufung der Urlauber. Militärische Bewachung von Eisenbahnkunstbauten. Ausbau von Armierungsstellungen in den Grenzfestungen.

30. Juli: Frankreich: Militärische Grenzbewachung. Armierungsarbeiten in Festungen. Einziehung von Reservisten im Grenzgebiet. „Ordre de départ en couverture" wahrscheinlich ausgesprochen.

England: Verschiedene Sicherheitsmaßnahmen, jedoch noch keine Mobilmachungsvorbereitungen bei der Armee. Die Hochseeflotte überwacht die Deutsche Bucht.

Rußland: Zusammenziehung von Kavalleriedivisionen. Truppentransporte vom Innern nach dem Grenzgebiet. Mobilmachung für große Teile Rußlands befohlen. — (Tatsächlich fünfter Tag der Kriegsvorbereitungsperiode, erster Mobilmachungstag der Teilmobilmachung, allgemeine Mobilmachung befohlen.)

Deutschland: Militärische Sicherung der Nordseeinseln und Großfunkenstationen. Grenzschutz wird bei einigen Grenzkorps aufgestellt.

31. Juli: Frankreich: „Ordre de départ en couverture" ist gegeben. Verstärkung der Grenztruppen. Umfangreiche Bereitstellung von Transportmitteln. Mobilmachung unmittelbar bevorstehend.

England: Lebhafte militärische Tätigkeit in ausländischen Flottenstützpunkten. Mobilmachungsarbeiten der Flotte beendet.

Rußland: Allgemeine Mobilmachung wird im Grenzgebiet veröffentlicht. Truppentransporte aus dem Innern dauern an. — (Tatsächlich Einberufung sämtlicher Jahrgänge der Reserve und Reichswehr ersten Aufgebots. Erster Mobilmachungstag.)

Deutschland: 1 Uhr nachmittags wird „Zustand drohender Kriegsgefahr" befohlen.

1. August: Frankreich: Allgemeine Mobilmachung ist am 31. nachmittags befohlen. (Die Meldung stellte sich später als verfrüht heraus.) Verstärkung der Grenztruppen. Ankunft afrikanischer Truppen in Frankreich.

England: Das Expeditionskorps wird in Essex zusammengezogen.

Rußland: Bereits sieben Kavalleriedivisionen und zahlreiche gemischte Detachements an der Grenze versammelt. Zweiter Mobilmachungstag.

Deutschland: 5,30 Uhr nachmittags wird die Mobilmachung befohlen. 7,10 Uhr abends Übergabe der Kriegserklärung an Rußland.

2. August: Frankreich: Allgemeine Mobilmachung ist am 1. nachmittags ausgesprochen. Heute erster Mobilmachungstag.

Belgien: Drei französische Armeekorps sollen nach einer Nachricht durch Belgien vorgehen. (Irrtümliche Meldung.)

Rußland: Dritter Mobilmachungstag.

Deutschland: Erster Mobilmachungstag.

3. August: Frankreich: Zweiter Mobilmachungstag.

England: Erklärung Greys, daß Heer und Flotte in der Mobilmachung begriffen seien.

Belgien: Zwei französische Armeekorps sollen von Süden her die belgische Grenze überschritten haben. (Irrtümliche Meldung.)

Rußland: Vierter Mobilmachungstag.

Deutschland: Zweiter Mobilmachungstag. Kriegserklärung an Frankreich.

4. August: England: Abbruch der Beziehungen zu Deutschland. Allgemeine Mobilmachung von Heer und Flotte wird befohlen. Erster Mobilmachungstag 5. August.

Einwandfrei geht aus dieser Zusammenstellung hervor, daß uns Rußland in seinen Vorbereitungen weit voraus war. Demgegenüber sei ausdrücklich festgestellt, daß bei uns nach Abschluß der jährlichen Mobilmachungsvorarbeiten am 31. März 1914 bis zur Zurückberufung der Truppen in ihre Garnisonen am 28. Juli keine einzige vorbereitende Maßnahme getroffen worden ist. Auch Frankreich und Belgien sind uns in ihren Mobilmachungsvorbereitungen vorangegangen. Wir sind durchweg nachgefolgt. Ein weiteres Zögern wäre ein Verbrechen gewesen. Die Mobilmachung der großen Militärmächte war auf Tage, ja fast auf Stunden gegeneinander abgestimmt. Der Feldmarschall v. Moltke hat schon darauf hingewiesen, daß der Beginn des Feldzuges von 1870 wohl geeignet sei, die Wichtigkeit eines etwa bei Mobilmachung oder Transport versäumten Tages hervorzuheben. Denken wir uns die deutschen Operationen, die Kämpfe bei Wörth und Spicheren, vom 6. auf den 7. August verschoben, so fand an der Sauer der Kronprinz statt eines französischen Korps deren zwei vor. Jenseits der Saar konnte der Kaiser Napoleon am 7. füglich seine vier Korps um St. Avold zusammengezogen haben. Selbst am 8. vermochten wir dann doch nur mit vier Armeekorps anzugreifen. (Moltkes Kriegslehren. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Berlin 1911, E. S. Mittler und Sohn. III, S. 106.)

Nur ein Punkt ist 1914 angreifbar: die deutsche Kriegserklärung an Rußland und Frankreich. Sie hatte nur eine formelle Bedeutung, an der tatsächlichen Lage hat sie nichts geändert. Niemand kann im Ernst daraus die Schuld Deutschlands am Beginn des Weltkrieges herleiten wollen. Es ist Trug, wenn die Entente dies versucht. Die russische Mobilmachung war schuld. Immerhin hätten wir vorsichtiger verfahren können.

Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg hielt die Kriegserklärung für nötig mit Rücksicht auf die von militärischer Seite erhobene Forderung, unverzüglich die Offensive gegen Frankreich auf dem Wege über Belgien zu beginnen, nachdem durch die russische Mobilmachung der Zweifrontenkrieg unvermeidlich geworden war. Dem Durchmarsch durch Belgien habe die Sommation an Belgien vorausgehen müssen. Deren Voraussetzung sei aber gewesen, daß wir uns im Notstand, d. h. Kriegszustand befanden. Der Kriegsminister v. Falkenhayn war gegen die Kriegserklärung, ebenso

wie der Großadmiral v. Tirpitz. Dieser berichtet, daß General v. Moltke weder auf die Kriegserklärung gegen Rußland noch gegen Frankreich Wert gelegt habe.

Auch die jüngst veröffentlichten „Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch" bieten keinerlei Anhaltspunkte dafür, daß General v. Moltke aus militärischen Gründen eine Kriegserklärung an Rußland und Frankreich für notwendig erachtet und gefordert hat. Tatsächlich genügte für die von ihm zunächst beabsichtigten Maßnahmen gegen die beiden Staaten der Ausspruch der Mobilmachung. Nur die Überreichung der Sommation an Belgien am 2. August war eine militärische Notwendigkeit. Dieser Schritt hatte nicht den Kriegszustand mit Frankreich und noch weniger mit Rußland, das damit in keinem Zusammenhang stand und in der Sommation gar nicht erwähnt wird, zur Voraussetzung. General v. Moltke betonte am 2. August in seiner in den Dokumenten veröffentlichten Eingabe an das Auswärtige Amt: „Unsere eventuelle Kriegserklärung gegen Frankreich ist völlig unabhängig von dem in Belgien unternommenen Schritt. Eins bedingt nicht das andere. Ich halte es nicht für erforderlich, schon jetzt die Kriegserklärung an Frankreich zu überreichen. Vielmehr rechne ich damit, daß bei vorläufigem Zurückhalten derselben Frankreich seinerseits durch die Volksstimmung gezwungen sein wird, kriegerische Handlungen gegen Deutschland anzuordnen, auch ohne daß eine formelle Kriegserklärung abgegeben ist. Voraussichtlich wird Frankreich in der Rolle des Protektors der belgischen Neutralität in Belgien einrücken, sobald der Schritt Deutschlands gegen Belgien in Paris bekannt sein wird. Diesseits sind Anordnungen getroffen, daß Überschreitung der französischen Grenze vermieden wird, bis Unternehmungen Frankreichs dieselbe herausfordern." Anderseits beweisen die Dokumente (Nr. 562 und 608 Anmerkung), daß General v. Moltke am 1. August gegen die vom Auswärtigen Amt entworfene Fassung der Kriegserklärung an Rußland und Frankreich keine grundsätzlichen Einwendungen erhoben hat und nur für die Überreichung bestimmte späteste Zeitpunkte gewünscht hat.

Sonstige bestimmte Angaben über den Anteil Moltkes an der Kriegserklärung habe ich nicht erlangen können. Im Generalstab waren urkundliche Feststellungen nicht vorhanden. Der damalige Oberquartiermeister, General Graf Waldersee, der allerdings bei der Entscheidung über die Kriegserklärung nicht zugegen war, versichert, der General v. Moltke sei mit ihm einer Ansicht gewesen, daß wir nur die Mobilmachung brauchten, daß aber die Kriegserklärung unnötig sei. Dies wird mir auch anderweitig bestätigt und entspricht nach allem wohl dem tatsächlichen Hergang. Der General v. Moltke hat die Kriegserklärung nicht gefordert, ist ihr aber auch nicht bestimmt entgegengetreten.

Die Kriegserklärung wirkte ungünstig. Sie wurde benutzt, um uns die Absicht des Angriffskrieges unterzuschieben, und gab Italien und Rumänien die Handhabe, sich ihrer Verpflichtungen zu entledigen. Wir konnten die militärisch notwendigen Maßnahmen auch ohne die formelle Kriegserklärung treffen. Unter keinen Umständen durften sie durch die Rücksicht auf die Kriegserklärung eine Verzögerung erleiden.

Zweifellos gab es weder im Generalstab, noch in der Armee, noch in der militärischen Umgebung des Kaisers eine Militärpartei, die auf den Krieg drängte. Daß eine solche in Rußland mit Erfolg am Werke war, hat der Suchomlinowprozeß bewiesen.

Die Aussichten des Krieges.

Professor Dr. Steinhausen zieht in seiner erwähnten Schrift aus seiner Behauptung, der Generalstab habe unsere Gegner unterschätzt, einen weiteren Schluß.

Auf Grund dieser Unterschätzung habe der Generalstab den Krieg als aussichtsvoll angesehen. Für den preußischen soldatischen Geist sei ein zuversichtlicher Optimismus besonders bezeichnend gewesen, der zwar im Kriege tatsächlich zur Erhaltung der Siegesstimmung und zur Überwindung vieler Krisen beigetragen, aber oft auch recht schädlich gewesen sei und „vor allen Dingen die so häufige Unterschätzung des Gegners mit hervorgerufen habe". . . . . „Der Krieg mußte bei richtiger Einschätzung seiner Aussichten von Deutschland, soweit es das konnte, vermieden werden." Professor Dr. Steinhausen hat es meines Erachtens nicht bewiesen, „wie es das konnte".

Ich habe eine Menge Bücher über die politische Vorgeschichte des Feldzuges gelesen, von Helfferich, v. Bethmann Hollweg, v. Jagow, Graf Reventlow usw. Der eine meint, wir hätten eine Verständigung mit England suchen müssen, der andere ist für östliche Orientierung. Daß wir politische Fehler gemacht und kein besonderes diplomatisches Geschick bewiesen haben, ist mir klar geworden. Wir sind nun einmal ein unpolitisches Volk. Wo wir in der Weltgeschichte eine große Politik gemacht haben, da waren es einzelne bedeutende Männer, die uns führten.

„Deutschland! Aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden,
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf." (Schiller.)

Ich habe aber nirgendwo einen klar bezeichneten Weg gefunden, auf dem wir den Krieg gegenüber den bestimmten feindlichen Kriegszielen sicher hätten auf die Dauer vermeiden können.

Der Generalstab sah die sich heranwälzende Gefahr deutlich und in ihrem ganzen Umfang. Über Krieg oder Frieden zu entscheiden, war

Sache des Staatsmannes, der Politik. Der Generalstab konnte nur immer wieder auf die gewaltigen militärischen Anstrengungen unserer Gegner und auf ihre klar erkennbaren Kriegsziele hinweisen. Er mußte warnend feststellen, daß die Anspannung unserer Wehrkraft nicht genügte, daß unsere Gegner weit überlegen waren. Das hat er mit aller Bestimmtheit, sogar mit Schärfe getan, aber mit unzureichendem Erfolg. Weiter reichte seine Machtbefugnis nicht.

Kam es aber zum Kriege, so war es besser, der Generalstab ging mit Optimismus als mit Pessimismus ins Feld. Was uns an Zahl fehlte, mußten wir durch die Tüchtigkeit der Truppe zu ersetzen suchen. Es war die beste Armee, die Deutschland je gehabt hat, mit der es 1914 ins Feld zog. Im Bewegungskrieg war sie jeder anderen überlegen. Das bewies sie gegenüber den Russen gleich anfangs in dem glänzenden Siege bei Tannenberg; das bewies sie im August und September 1914 gegenüber den Engländern und Franzosen. Marschall Joffre hat dies ausdrücklich anerkannt (S. 55). Der Ausgang der Marneschlacht hängt von anderen Ursachen ab (S. 23). Auch der Feldzug in Rumänien 1916 und in Italien 1917 bestätigte unsere Überlegenheit in der Führung der Operationen. Überlegen wurde uns der Feind im Westen schließlich nur im Stellungskrieg durch den gewaltigen Einsatz von Artillerie, Munition, Fliegern und technischen Hilfsmitteln sowie durch die allmählich sich immer mehr geltend machende Überzahl.

Es ist zuzugeben, daß wir einen solchen jahrelangen Stellungskrieg vom Meere bis zur Schweiz nicht vorausgesehen haben. Wir hatten unsere Sache auf den Bewegungskrieg gestellt. Auf ihn glaubten wir hauptsächlich den Erfolg begründen zu können.

Wenn ich von meinen persönlichen Erfahrungen von 1914 bei der 1. Armee berichten darf, so entstand beim Vormarsch niemals eine Sorge beim Armee-Oberkommando, wenn ein Korps meldete, daß es mit einem nicht allzu überlegenen Feinde zusammenstieß. Wir waren des Ausganges sicher und haben uns nie getäuscht. Nie werde ich den Anblick vergessen, als das IV. Armeekorps nach langem Marsch an einem heißen Tage in Löwen an dem an einer Straßenecke haltenden, allgemein verehrten kommandierenden General Sixt von Armin vorbeimarschierte. Man konnte diese brave, stramme Truppe, deren Schwung sich im Vorbeimarsch ausprägte und die von dem tadellosen damaligen Offizierkorps geführt wurde, nur mit Rührung ansehen.

Mit dieser Truppe und diesen Führern konnte man es wagen, ins Feld zu ziehen, und mußte es. Ehre unseren Truppen und unseren Führern, die es mit Optimismus taten.

Dieser Optimismus im Kriege hat aber nichts mit einem Treiben zum

Kriege zu tun. Der Generalstab hat weder infolge falscher Einschätzung des Gegners zum Kriege getrieben, noch die politische Leitung in dieser Richtung beeinflußt. Der Generalstab muß dem darin liegenden Vorwurf des Professors Dr. Steinhausen aufs bestimmteste entgegentreten, wenn er fragt, „ob nicht diejenige Stelle, die am ersten einen Einblick in die Aussichten und den wahrscheinlichen Verlauf des Krieges haben mußte, die militärisch maßgebende Stelle, der Generalstab, zu einer Einschätzung der Dinge hätte gelangen müssen, die eine bewußt ausweichende Haltung der Regierung gerade befördert hätte". Er deutet sogar an, daß der Generalstab zwar keineswegs zu einer absichtlichen Herbeiführung des Krieges mitgewirkt habe, daß ihm aber der Gedanke der Unvermeidlichkeit des Krieges doch „wohl bei der ohne unser Zutun heraufziehenden Kriegsgefahr die Notwendigkeit, dem Gegner, solange es noch Zeit ist, zuvorzukommen, zwingender habe erscheinen lassen". Indem er sich einerseits dagegen sichert, die Ausführungen des Generals von Bernhardi mit den Ansichten des Generalstabes zu identifizieren, meint er anderseits, daß dieser General „die seiner Zeit herrschende militärische Anschauung richtig wiedergebe, wenn er es unter Umständen für richtig hält, unseren Gegnern zuvorzukommen."

Wie die Regierung auf die Dauer hätte „ausweichen" sollen, vermag ich nicht zu ersehen. Ausweichen stärkt nur den Angriffswillen eines kriegsbereiten Gegners. Doch das ist Sache der Politik. Für den Soldaten galt, als es zum Kriege kam, nur das Wort Goethes:

„Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme
Der Götter herbei."

So dachte Friedrich der Große, so hat er sich gegen Österreich, Rußland und Frankreich im Siebenjährigen Kriege behauptet.

„Es war wohl ein Wahn, an einen Sieg über die halbe Welt zu glauben", meint Professor Dr. Steinhausen. Das konnte man auch 1756 dem kleinen Preußen zurufen! In schwierigen Lagen im Laufe des Krieges, wenn unsere Kräfte zu erlahmen drohten und der Feinde immer mehr wurden, habe ich oft an den Großen König gedacht, dem jubelnd seine Soldaten zuriefen:

„Fridericus Rex, mein König und Held,
Wir schlügen den Teufel für dich aus der Welt!"

Der Gedanke hat mich immer aufgerichtet. Auch der König mußte zuletzt zum Stellungskrieg greifen, als seine Kräfte nicht mehr für ein

Roßbach und Leuthen reichten. „Aber die fünf Millionen sind trotz siebenjährigen Ringens von den neunzig Millionen nicht zu Boden geworfen worden. Im Gegenteil, sie stehen, wenn auch aus mancher Wunde blutend, noch immer aufrecht und bereit, den für einen Augenblick unterbrochenen Kampf wieder aufzunehmen. Die neunzig Millionen dagegen sind gänzlich ermattet, sehen das Nutzlose, ja Verderbliche weiterer Anstrengungen ein und bitten, ihnen den längst ersehnten Frieden zu schenken." (Graf Schlieffen.) Freilich war es Friedrich der Große, der das preußische Heer führte, und England war auf seiner Seite.

Dieser alte Preußengeist lebte auch in unseren Führern und in unserem Generalstabe, als wir 1914 in den Krieg zogen, vertrauend auf unsere Truppe und unser Können, das wir uns in jahrelanger schwerer Arbeit erworben zu haben glaubten. Möchte sich von diesem starken Geist ein Rest aus dem Zusammenbruch hinüberretten in bessere Zeiten.

Die Zahl ist nicht allein entscheidend, der Sieg ist nicht immer bei den „großen Bataillonen".

Von Italien nahmen wir an, daß es wenigstens neutral bliebe. Amerikas Eingreifen war noch nicht in Sicht. England konnte zunächst nur mit seinem Expeditionskorps auftreten. Daß es kein Krieg werden würde wie 1866 gegenüber den schlecht geführten Österreichern, und wie 1870, wo wir eine nicht unbeträchtliche Überlegenheit besaßen, wußten wir. Um einen „frischen fröhlichen Krieg" handelte es sich nicht. Wir gingen einen schweren Gang, aber mit Begeisterung und Vertrauen. Die Großtaten unseres Heeres im Osten und Westen haben unser Vertrauen gerechtfertigt, trotzdem wir schließlich unterlegen sind.

Wir hätten den Krieg gewinnen können, sogar nachdem die Marneschlacht 1914 zu unseren Ungunsten ausgefallen war. Es ist wohl denkbar, daß wir 1915 mit Rußland zu Ende gekommen wären, und selbst im Frühjahr 1918 war der Sieg noch möglich. Der Unterseebootskrieg, wenn er schlagartig, überraschend und im richtigen Augenblick begonnen, dann aber ohne Schwanken durchgeführt worden wäre, konnte zu einem durchschlagenden Erfolge führen.

Freilich, die ganze Furchtbarkeit des viereinhalbjährigen Krieges ahnten wir nicht. Es war nicht nur ein Kampf der beiderseitigen, ins Gigantische gewachsenen Millionenheere, es war ein Ringen Volk gegen Volk, das sich gegen die gesamte Kraft des Volkes, seine Finanzen und seine Wirtschaft richtete.

Welches Bild hatten wir uns von diesem Kriege gemacht, wie hatte sich der Generalstab darauf vorbereitet, wie war unsere finanzielle und wirtschaftliche Rüstung?

Graf v. Schlieffen.

Unser Lehrmeister und Erzieher für den „Großen Krieg der Jetztzeit" war der Feldmarschall Graf v. Schlieffen. Auf den Erfahrungen und Lehren seines großen Vorgängers Moltke aufbauend, suchte er sich emporzuringen zu der Kunst, mit den Massen der heutigen Millionenheere zu operieren und die Vernichtung des Gegners zu erreichen. Sein ganzes Leben war dieser Aufgabe gewidmet. Er ließ sich durch Einwände nicht beirren. „Ebenso wie es heute viele verständige Menschen gibt", schrieb er, „welche in den Millionenheeren eine Verirrung der Kriegskunst erblicken, gab es vor hundert Jahren nicht weniger verständige Leute, welche die Hunderttausend-Heere mit äußerstem Mißtrauen betrachteten."

Über ihn ist viel geschrieben worden. Es ist nicht meine Absicht, ein zusammenhängendes Bild seiner Persönlichkeit zu entwerfen. Seinen Lebensgang und sein Lebenswerk hat der General Frhr. v. Freytag-Loringhoven in den „Gesammelten Schriften des Grafen v. Schlieffen" (Berlin 1913, E. S. Mittler und Sohn) beschrieben. Nur einige persönliche Eindrücke und Erlebnisse will ich dem Bilde hinzufügen.

Der Graf v. Schlieffen war die bedeutendste Persönlichkeit, mit der ich in meiner langen dienstlichen Laufbahn in Berührung gekommen bin. Wie erwähnt, bin ich viel von ihm zu operativen Studien, Kriegsspielen und Generalstabsreisen herangezogen worden. Manche seiner großen operativen Gedanken hat er mit mir auf der Karte durchgespielt. Er verlangte von seinen Untergebenen außerordentlich viel, entsprechend seiner eigenen ungewöhnlichen Arbeitskraft. Ich erinnere mich eines Abends zur Zeit, als er mit der Leitung der Operationen in Südwestafrika betraut war. Ein Bericht über die Lage sollte für den Reichstag fertiggestellt werden. Um 10 Uhr abends kam er in das Geschäftszimmer „Südwestafrika", um den Entwurf abzuholen. Er mißfiel ihm. Um 3 Uhr morgens brachte er den von ihm erneut verfaßten und geschriebenen Entwurf auf das Geschäftszimmer. Zu derselben Stunde wie gewöhnlich war er frühmorgens zu Pferde und später am Arbeitstisch.

Mehrere Jahre lang klingelte es am Weihnachtsabend in meiner Wohnung. Ein besonderer Bote brachte sein Weihnachtsgeschenk, eine große, von ihm entworfene Kriegslage mit der Aufgabe, einen Operationsentwurf einzureichen. Er wäre sehr erstaunt gewesen, wenn die Ausarbeitung am ersten Weihnachtstag abends nicht in seinen Händen gewesen wäre. Am zweiten Weihnachtstag traf, von ihm verfaßt, die Fortsetzung der Kriegslage mit der weiteren Aufgabe ein. Sonn- und Festtage waren nach seiner Ansicht für größere Aufgaben bestimmt, für die man, ungestört durch die laufenden Geschäfte, einer ruhigen, andauernden Arbeit bedurfte.

Sein Gedächtnis war ungewöhnlich. Wie er selbst alle Arbeitsgebiete beherrschte, so verlangte er von seinen Abteilungschefs jederzeit sichere Auskunft. Widersprüche gegen frühere Angaben entgingen ihm nie. „Sie sagten mir doch damals so und so", hieß es dann, wenn auch ein Jahr dazwischen lag.

So war denn jeder von uns zur schärfsten Anspannung erzogen. Es war schwer, ihm zu genügen; wenige Menschen waren ihm fleißig genug. Über viele sprach er sich scharf und sarkastisch aus. Ein scharfer Beobachter und Menschenkenner, neigte er zu absprechendem Urteil über die Masse. Wer aber sein Vertrauen errungen hatte, stand fest in seiner Gunst.

Er lebte ausschließlich seiner Arbeit und seiner großen Aufgabe. Ich erinnere mich, daß wir einmal in der Nacht von Berlin nach Insterburg fuhren, wo die Große Generalstabsreise beginnen sollte. Der Graf Schlieffen fuhr mit seinem Adjutanten zusammen. Morgens früh fuhr der Zug von Königsberg weiter im Pregeltal, das, von der aufgehenden Sonne beschienen, einen freundlichen Eindruck machte. Bis dahin war kein Wort gefallen auf der Reise. Der Adjutant wollte kühn eine Unterhaltung beginnen und wies auf das freundliche Pregeltal hin. „Als Hindernis ohne Bedeutung", meinte der Graf. Die Unterhaltung bis Insterburg war damit bestritten.

So wortkarg wie er war, für Humor hatte er viel Sinn. Er konnte herzlich lachen über eine lustige Erzählung. Seine Reden, die er bei besonderen Gelegenheiten hielt, waren Meisterwerke nach Gedankenreichtum, Form und Vortrag. Sein Stil in seinen Dienstschriften und in den nach seiner Verabschiedung verfaßten Werken ist eigenartig, knapp, klar und scharf.

Äußerlich trat er wenig hervor, absichtlich hielt er sich zurück. Dasselbe verlangte er von seinen Generalstabsoffizieren. Der Generalstabsoffizier muß mehr sein als scheinen, war seine Forderung. Unter seiner äußeren Ruhe brannte das feu sacré, das zum Feldherrn gehört. Wir waren eines Tages auf der Großen Generalstabsreise in Markirch in den Vogesen. Es war zur Zeit einer Marokkokrisis. Ich mußte ihm nachmittags die mir als Chef der dritten Abteilung von Berlin telegraphisch zugeschickten Nachrichten über Frankreich vortragen. Es ergab sich daraus, daß die Lage ernst war, die Franzosen trafen Kriegsvorbereitungen. „Und sie sollen mal kommen", rief er aus, mit der Faust auf den Tisch schlagend.

„Massenbildungen", so schrieb er, „führen lediglich zu Angriffen gegen die Front mit unzureichenden Kräften, zu aufeinanderfolgenden, immer schwächer werdenden Stößen, die nahezu wirkungslos bleiben. . .. Dadurch wird die moderne Schlacht noch mehr als die frühere zum Ringen um die

Flanken. . . . . In diesem Ringen um die Flanken siegt derjenige, dessen letzte Reserve sich nicht hinter der Mitte der Front, sondern auf dem äußersten Flügel befindet. Dorthin kann sie nicht erst gebracht werden, wenn der Adlerblick des Feldherrn im Toben der viele Quadratmeilen umspannenden Schlacht den Punkt der Entscheidung erkannt hat, sondern dorthin muß sie bereits durch den Anmarsch zur Schlacht, durch den Vormarsch von den Ausladestationen, ja durch den Eisenbahntransport geführt werden." Um zu erkennen, wie dies auszuführen sei, studierte er die Kriegsgeschichte von der Schlacht am Aufidus bis Sedan und faßte die Ergebnisse in seinem Werke „Cannä" zusammen.

Keine „ordinären" Schlachten wollte er schlagen, in denen der Gegner im günstigsten Falle zurückgedrängt wird. Der umfaßte, seiner Verbindung beraubte Gegner sollte vernichtet werden. Dieser Gedanke kehrte unablässig in seinen taktischen und operativen Aufgaben, in seinen Generalstabsreisen und seinen Schriften wieder.

Die Prüfungsaufgaben, die er den zum Generalstab kommandierten Offizieren stellte, versetzten uns meist in eine äußerst schwierige Lage gegenüber einem überlegenen Feind. In seinen geistreichen Lösungen entzog er sich durch einen kühnen Entschluß der Gefahr und griff mit geschickt zusammengefaßten Kräften den Feind an seiner verwundbaren Stelle, meist in der Flanke, an.

Es war ihm nicht vergönnt, seine Gedanken auf dem Schlachtfeld in die Tat umzusetzen.

Wir haben in der entscheidenden Marneschlacht im September 1914 nicht vermocht, unsere Reserven von vornherein, durch den Anmarsch auf den äußersten Flügel zu bringen, wie er es gefordert hatte. Aber einer seiner Schüler hat bei Tannenberg als Chef des Generalstabes des Generals v. Hindenburg diesem zu den Maßnahmen raten können, die zu einem Cannä führten, wie es Schlieffen gedacht hatte: General Ludendorff. Ein äußerst kühner Entschluß wandelte die stark gefährdete Lage in einen großen Sieg um und vernichtete den Gegner. Ostpreußen war gerettet.

Mehrfach wurden die Lehren und die Methoden des Grafen Schlieffen angegriffen. Die Aufgaben, die er den jungen Offizieren im größten operativen Rahmen stellte, gingen weit über deren Gedankenkreis und über ihre demnächstige praktische Tätigkeit hinaus, so meinte man. Er war der Ansicht, daß auch ein junger Generalstabsoffizier im Kriege vor Entscheidungen gestellt werden würde, die einen solchen großen Überblick verlangen. Nach meiner Erfahrung hat er Recht gehabt. Zumal im Bewegungskriege, in dem der Fernsprecher nicht folgen konnte, mußten entsandte Stabsoffiziere und junge Hauptleute in schwierigen Lagen selbständige Entscheidungen treffen, die ein volles Verständnis für die gesamte Kriegslage erforderten.

Man hat dem Grafen Schlieffen die Anlage der Kaisermanöver und Kaiserkriegsspiele vorgeworfen, in denen Seine Majestät der Kaiser regelmäßig siegte. In bezug auf die Kaisermanöver hatte er sicher recht. Ein Kaisermanöver war für die ganze Provinz ein großes Fest, die Presse des Inlandes und Auslandes berichtete darüber. Man durfte den Kaiser nicht einer öffentlichen Niederlage aussetzen. Man könnte einwenden, daß dann der Kaiser besser nicht geführt hätte. Das war aber doch für den Obersten Kriegsherrn erforderlich. Taktische Entscheidungen im Manöver sind immer mehr oder weniger Ansichtssache. Es war kein großes Unglück, wenn hier und da etwas nachgeholfen wurde.

Anders vielleicht bei den großen Kriegsspielen, in denen der Kaiser eine Partei führte. Sie fanden im engeren Kreise des Generalstabes unter Zuziehung einiger anderer Offiziere statt. Hierbei wäre ein freier Verlauf wohl möglich gewesen.

Es ist nicht zu leugnen, daß der Graf Schlieffen auch sonst bei Generalstabsreisen und Kriegsspielen dem Verlaufe hier und da Gewalt antat. Es kam ihm weniger auf ein freies Spiel der Kräfte beider Parteien gegeneinander, als auf die Durchführung eines bestimmten operativen Gedankens an. Er prüfte, wie sich eine Operation unter bestimmten Bedingungen gestalten würde, welche Aushilfen der Führer auf die Maßnahmen des Gegners hin wohl finden könnte. Zu dem Zweck warf er öfters absichtlich dem einen Führer besondere Schwierigkeiten dazwischen, während er dem andern die Lage erleichterte. Es waren also hauptsächlich Studien für ihn selbst. So erklärt es sich auch, daß seine Veröffentlichungen, die er unter dem Namen „Cannä" zusammenfaßte, nicht als kriegsgeschichtliche Darstellungen, sondern als operative und taktische Studien auf der Grundlage der kriegsgeschichtlichen Begebenheiten aufzufassen sind. Durch das Studium der Kriegsgeschichte suchte er die Erkenntnis, „wie alles gekommen ist, wie es kommen mußte und wie es weiter kommen wird".

In diesen operativen Studien ging er ganz auf. Er konnte kaum erwarten, bis er nach der Ausgabe einer neuen Lage die Entschlüsse des Führers in Händen hatte. Erholung und Zerstreuung kannte er nicht. Er berief sich auf Moltke: „Das Genie ist Arbeit." Bei der Jahrhundertfeier der Kriegsakademie rief er den Offizieren zu: „Dieser Ausspruch wird bestätigt durch eine Reihe großer Feldherren, die alle gearbeitet haben bis hinauf zu Alexander dem Großen, der doch nicht den ganzen Tag den Buzephalus gebändigt, sondern auch zu den Füßen des Aristoteles gesessen hat."

Welche Ansichten er sich von der zukünftigen, durch mannigfache Bedingungen veränderten Gestalt des Krieges gebildet hatte, entwickelte er im Jahre 1909 in einem in der „Deutschen Revue" erschienenen Aufsatz:

„Der Krieg in der Gegenwart" einem breiteren Leserkreis. Der Aufsatz wurde viel besprochen, viel gerühmt, aber auch angefeindet.

Er ging darin davon aus, daß die Gewalt der Verhältnisse, das natürliche Streben, sich zu decken und doch die vorzüglichen Waffen zur Wirksamkeit zu bringen, die große Ausdehnung der Gefechtsfronten hervorgebracht habe. Es sei nicht zu bezweifeln, daß die im Ostasiatischen Kriege zutage getretenen Erscheinungen sich auch in einem europäischen Kriege wiederholen würden. Ein Armeekorps könne die dreifache Breite wie vor vierzig Jahren einnehmen. Die Schlachtfelder der Zukunft würden und müßten eine ganz andere Ausdehnung annehmen, als wir aus der Vergangenheit kennen. Die allgemeine Wehrpflicht habe Massen geschaffen, wie man sie noch nie gesehen.

Die Schwierigkeit bestehe darin, diese Massen einheitlich zu bewegen und auf dem Schlachtfeld zur Geltung zu bringen.

Der Russisch-Japanische Krieg habe bewiesen, daß der bloße Angriff gegen die feindliche Front im günstigsten Fall nur einen geringen Erfolg haben kann. Der Feind wird zurückgedrückt, wiederholt aber nach einiger Zeit an anderer Stelle den vorübergehend aufgegebenen Widerstand. Der Feldzug schleppt sich hin. Um einen entscheidenden und vernichtenden Erfolg zu erreichen, sei ein Angriff von zwei oder drei Seiten, also gegen die Front und gegen eine oder beide Flanken erforderlich. Die für einen starken Flankenangriff erforderlichen Mittel seien aber in der Regel nur dadurch zu gewinnen, daß die gegen die Front zu verwendenden Kräfte möglichst schwach gemacht würden. Unter allen Umständen müsse aber auch die Front angegriffen werden.

„Anstatt Reserven hinter der Front anzuhäufen, die untätig bleiben müssen und an der entscheidenden Stelle vermißt werden, ist es besser, für den Nachschub reichlicher Munition zu sorgen..... Alle Truppen, die sonst wohl zurückgehalten wurden, mit denen die Entscheidung gegeben werden sollte, müssen jetzt von Hause aus zum Flankenangriff angesetzt werden. Je stärker die Kräfte sind, die hierfür herangezogen werden können, desto entscheidender wird der Angriff ausfallen."

„Die wesentlichste Aufgabe des Schlachtenlenkers ist damit erfüllt, daß er, lange bevor ein Zusammenstoß mit dem Feinde erfolgen kann, allen Armeen und Korps die Straßen, Wege und Richtungen angibt, in welchen sie vorgehen sollen, und ihnen die ungefähren Tagesziele bezeichnet. Der Anmarsch zur Schlacht beginnt, sobald die Truppen die Eisenbahn verlassen haben."

Sehr viel besprochen wurde seinerzeit die Rolle, die der Graf Schlieffen dem Feldherrn in der Schlacht zuwies:

„Kein Napoleon, umgeben von einem glänzenden Gefolge, hält auf

einer Anhöhe. Auch mit dem besten Fernglas würde er nicht viel zu sehen bekommen. Sein Schimmel würde das leicht zu treffende Ziel unzähliger Batterien sein. Der Feldherr befindet sich weiter zurück in einem Hause mit geräumigen Schreibstuben, wo Draht- und Funkentelegraph, Fernsprech- und Signalapparate zur Hand sind, Scharen von Kraftwagen und Motorrädern, für die weitesten Fahrten gerüstet, der Befehle harren. Dort, auf einem bequemen Stuhl vor einem breiten Tisch hat der moderne Alexander auf einer Karte das gesamte Schlachtfeld vor sich, von dort telephoniert er zündende Worte und dort empfängt er die Meldungen der Armee- und Korpsführer, der Fesselballone und der lenkbaren Luftschiffe, welche die ganze Linie entlang die Bewegungen des Feindes beobachten, dessen Stellungen überwachen."

Dies Bild des modernen Krieges wurde damals von mancher Seite lebhaft angefochten. Es ist wichtig, auf diese Frage einzugehen, da der Graf Schlieffen eine ganze Generation von Generalstabsoffizieren in seinem Sinne erzogen hat. Er besaß kraft seiner geistigen Überlegenheit eine unbedingte Autorität im Generalstabe. Sein Wille durchdrang unsere gesamte Tätigkeit, äußerst selten bedurfte es dazu eines scharfen Wortes von ihm. Ich bin unbedingt davon überzeugt, daß er seinen Willen auch im Kriege bis zum entferntesten jüngsten Hauptmann durchgesetzt hätte, der seinen Stolz darin gesehen hätte, so zu handeln, wie er glaubte, daß der Chef es von ihm erwartete.

Ein Punkt kann vorweg genommen werden, in dem der Graf Schlieffen sich geirrt hat. Er teilt diesen Irrtum mit recht vielen anderen. Er meinte in dem erwähnten Aufsatz, lang sich hinschleppende Kriege seien „zu einer Zeit unmöglich, wo die Existenz der Nation auf einen ununterbrochenen Fortgang des Handels und der Industrie begründet ist, und durch eine rasche Entscheidung das zum Stillstand gebrachte Räderwerk wieder in Lauf gebracht werden muß. Eine Ermattungsstrategie läßt sich nicht treiben, wenn der Unterhalt von Millionen den Aufwand von Milliarden erfordert."

Auch der französische Generalstab glaubte an einen kurzen Krieg, wie in dem erwähnten Bericht der Kommission, die den Verlust von Briey untersucht hat, bezeugt wird. Marschall Foch vertrat vor dem Kriege in seinem Buch „Les principes de la guerre" die Ansicht, daß der zukünftige Krieg nicht von längerer Dauer sein könne (de Thomasson a. a. O., S. VIII).

Der Feldmarschall v. Moltke hatte dagegen vorausschauend schon 1890 geäußert: „Wenn der Krieg, der schon mehr als zehn Jahre lang als ein Damoklesschwert über unseren Häuptern schwebt, wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer wie sein Ende nicht abzusehen. Es sind die größten Mächte Europas, welche gerüstet wie nie zuvor gegen-

einander in den Kampf treten; keine derselben kann in einem oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie sich für überwunden erklärte, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuern. Es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden."

Inzwischen haben sich freilich die Verhältnisse geändert. Es hat wohl kaum jemand vorher an eine so lange Dauer des Krieges geglaubt. Die Finanzen und die gesamte Wirtschaft mußten zusammenbrechen, meinte man nicht nur in militärischen, sondern auch in wirtschaftlichen Kreisen. Wir haben uns alle darin geirrt. Das Wirtschaftswesen hat sich dem Kriege anzupassen gesucht, die Finanzen brachen nicht zusammen. Selbst die völlige Abschnürung hat uns zwar schwer zu schädigen, nicht aber auf die Knie zu zwingen vermocht. Die schwersten Folgen machten sich erst geltend, als die Waffen von uns niedergelegt wurden

Daß wir uns hierin getäuscht haben, war auch der Grund für unsere ungenügende wirtschaftliche Vorbereitung auf den Krieg. Der Generalstab hatte zwar unsere Behörden auf die Notwendigkeit einer solchen Vorbereitung hingewiesen und sich in den letzten Jahren vor dem Krieg viel mit diesen Fragen beschäftigt. Auch die öffentliche Aufmerksamkeit war auf die Bedeutung dieser Frage mehrfach in den vom General Frhr. v. Freytag-Loringhoven vorzüglich geleiteten Vierteljahrsheften durch Aufsätze gelenkt worden, die bestimmte Forderungen aufstellten. In den Vierteljahrsheften 1912 findet sich ein Aufsatz von Professor Gisevius über die Sicherstellung der Verpflegung im Mobilmachungsfalle. Es wurde darin auf das Wort Moltkes hingewiesen, daß wir jeden Feldzug, noch bevor der erste Kanonenschuß gefallen wäre, verloren hätten in dem Augenblick, wo für den Kriegsfall die deutsche Landwirtschaft nicht mehr in der Lage wäre, Heer und Volk unabhängig vom Ausland zu ernähren. Professor Gisevius hielt die Möglichkeit für gegeben, ein Volk im Kriegsfall durch Hunger zum Frieden zu zwingen und ihm die Friedensbedingungen zu diktieren, und mahnte zur Vorsorge, damit unsere Landwirtschaft uns im Kriege vor der Hungersnot schützen könne.

Der General v. Stein (Erlebnisse und Betrachtungen aus der Zeit des Weltkrieges. Leipzig 1919, Koehler. S. 87) berichtet, daß er als Abteilungschef im Generalstabe wiederholt den Antrag gestellt habe, eine Aufnahme der Lebensmittel vor und nach der Ernte anzuordnen unter der Annahme, daß Deutschland von allen Seiten abgeschlossen sei. Der Antrag sei abgelehnt worden, weil die Behörden nicht Kräfte genug dafür hätten und die Kosten zu hoch wären.

Im Jahre 1913 wurde in den Vierteljahrsheften in einem Aufsatz

„Volkswirtschaftliche Kriegsvorsorge" eine genaue Prüfung der Frage verlangt, wie sich die volkswirtschaftliche Lage im Kriege gestalten werde und wie einem Verfall vorgebeugt werden könne. Auf Grund einer verzweifelten Wirtschaftslage können schwere innere Unruhen entstehen, die die Stoßkraft der Waffen beeinträchtigen. „Keine Hungersnot, keine Revolution!" Es wurde insbesondere auf die Zufuhr der Nahrungsmittel, auf die finanzielle Kriegsrüstung, auf den Bezug von Rohstoffen usw. hingewiesen und vorgeschlagen, einen volkswirtschaftlichen Beirat aus der landwirtschaftlichen, industriellen und kommerziellen Praxis zu errichten. Trotz aller Schwierigkeiten sei es nicht unmöglich, selbst einen länger währenden und gegen mehrere Fronten geführten Krieg durchzuhalten. Die Schwierigkeiten beständen hauptsächlich in der massenhaften Entziehung von Arbeitskräften, in der Unterbindung des Außenhandels, in der Verhinderung der Einführung von Rohstoffen.

Die finanzielle Kriegsvorbereitung wurde in einem Aufsatz „Das deutsche Geldwesen im Kriege" im Jahrgang 1913 der Vierteljahrshefte eingehend besprochen. Auch dessen Verfasser kam zum Schluß, daß zwar das deutsche Volk nach dem Stande seines Einkommens und Vermögens die Lasten eines Krieges sehr wohl zu tragen vermöge, daß aber eine sorgfältige Vorbereitung durch eine aus Vertretern des Heeres, der Marine, des Finanzministeriums, der Reichsbank usw. zusammengesetzte Kommission nötig sei.

Unsere finanzielle Mobilmachung war tatsächlich auch, wie Helfferich (Der Weltkrieg, 2. Band, S. 33) bestätigt, in Friedenszeiten gründlich vorbedacht und vorbereitet worden, während ein eigentlicher wirtschaftlicher und industrieller Operationsplan für die Beschaffung und Verteilung der Nahrungsmittel und Rohstoffe, für die Umstellung unserer gewerblichen und kommerziellen Tätigkeit und für die Umgruppierung der Arbeitskräfte nicht vorhanden war. Offenbar hat man mit der langen Dauer des Krieges nicht gerechnet, auf eine Zufuhr durch die Neutralen gehofft und die Frage nicht für so dringlich gehalten. Es ist aber auch, als die Kriegsgefahr drohte, nichts geschehen, um im letzten Augenblick noch unauffällig Vorräte an Kupfer, Salpeter und dergleichen zu beschaffen. Die gesamte wirtschaftliche Mobilmachung und ihre Vorbereitung war nicht Sache des Generalstabes, er konnte nur anregend und fördernd wirken. Immerhin wird man zugeben müssen, daß er hätte energischer fördern können.

Man wird es dem Grafen Schlieffen nicht zum Vorwurf machen, wenn er in der Frage der Kriegsdauer sich geirrt hat. In dem Bilde, das er von dem zukünftigen Kriege entwarf, war er im übrigen im Recht.

Er wurde damals von dem General v. Bernhardi angegriffen (Vom heutigen Kriege. Berlin 1912, Mittler und Sohn. 1. Band, S. 361).

Es muß hierauf eingegangen werden, weil damit wichtige allgemeine Generalstabsfragen verknüpft sind. Der General v. Bernhardi meint, der Schlieffensche Aufsatz sei der Niederschlag einer Anschauung, die in der deutschen Armee weite Verbreitung und wahrscheinlich auch an maßgebender Stelle Einfluß gehabt habe. Es handelt sich also darum, ob der Generalstab mit falschen operativen und taktischen Ansichten ins Feld gezogen ist.

Der General v. Bernhardi sah in der Tätigkeit des Führers, wie sie Schlieffen geschildert hatte, eine Beschränkung des persönlichen Elements in der Führung und vermißte in der Darstellung den wissenschaftlichen Ernst. Die Zündkraft der telephonierten „zündenden Worte" zweifelte er an. Die Operationen müßten zwar von einer rückwärtigen Zentralstelle aus geleitet werden. Auch könne es in einer Gesamtschlacht, an der der größte Teil der gesamten Heeresmacht teilnehme, unter Umständen bei großer örtlicher Ausdehnung oder bedeutender Entfernung der einzelnen Teilschlachtfelder voneinander erforderlich werden, daß der oberste Feldherr in einem zentral gelegenen Hauptquartier verbleibe. In der Schlacht einer einzelnen Armee oder im zusammenhängenden Kampf mehrerer Armeen sei der Feldherr keineswegs persönlich an eine Zentralstelle fern vom Schlachtfelde gebunden. Gerade die Vervollkommnung der technischen Nachrichtenmittel mache ihn unabhängig von einem bestimmten Platz. „So wird er sich das Vorrecht nicht nehmen lassen, falls er es für nötig hält, an den entscheidenden Punkten des Schlachtfeldes persönlich einzugreifen und durch seine Persönlichkeit zu wirken, wie es die großen Feldherren aller Zeiten getan haben. . . . . Sobald der Feldherr den Punkt erkannt hat, wo die Hauptentscheidung fallen soll, wird er nicht zögern dürfen, sich dorthin zu begeben und sich von seiner Nachrichtenzentrale zeitweilig zu trennen, mit der er jedoch dauernd verbunden bleibt. . . . . Der Feldherr gehört heute wie früher dahin, wo die eisernen Würfel der Entscheidung fallen, und er das Entscheidungsfeld selbst übersehen kann."

Bei aller Verehrung für den geistvollen General, der, vor dem Kriege schon längere Zeit verabschiedet, beim Ausbruch des Krieges zu den Fahnen eilte und bis zum letzten Tage auf dem Posten blieb, muß ich ihm hier widersprechen. Wo ist der entscheidende Punkt der Schlacht? Wann erkennt man ihn, wann und wie kommt man hin und was „übersieht" man dort? Wie sicher und schnell ist währenddessen die Verbindung mit der Zentralstelle? Ich bin als Chef des Generalstabes einer Armee an der Leitung großer fünftägiger Schlachten, als Chef des Generalstabes einer Heeresgruppe an der obersten Leitung der wochen- und monatelangen Schlachten an der Somme, bei Arras, in Flandern und bei der Offensive 1918 beteiligt gewesen. Meine ganze Erfahrung spricht gegen die Ansicht

des Generals v. Bernhardi. Bleibt der Chef an der Zentralstelle, wo alle Nachrichten zusammenlaufen, und fährt der Führer herum, so geht die Leitung der Schlacht notgedrungen auf den Chef über. Manche Entscheidungen dulden keinen Aufschub, es handelt sich oft um Minuten. Keine Verbindung ist so sicher, daß der umherfahrende Führer stets zu erreichen wäre. Im entscheidenden Augenblick wird er nicht zu finden sein. Darüber ließe sich mancherlei aus der Praxis erzählen. Im heutigen Artilleriefeuer sind die Fernsprechverbindungen häufig unterbrochen, wie wir alle im Generalstab oft genug schmerzlich empfunden haben. Verläßt der Führer seinen Standpunkt, so wird man ihn auch mit anderweitigen Verkehrsmitteln nicht erreichen.

Wo die Entscheidung in tage- und wochenlangen Kämpfen fällt, ist ungeheuer schwer zu erkennen, meist sogar erst nachträglich. Noch schwerer ist es, rechtzeitig hinzukommen. Schließlich, was übersieht man dort? Äußerst wenig, wie jeder zugeben wird, der großen Schlachten beigewohnt hat.

Ich glaube, der Lehnstuhl Alexanders ist für den Lenker einer großen modernen Schlacht doch besser als der Schimmel Napoleons. Brigadekommandeure können wie Napoleon mit der Fahne über die Brücke von Arcole stürmen.

Ich will damit keineswegs sagen, daß es nicht Fälle gibt, in denen der Feldherr seinen Platz verläßt, um an einem bestimmten Punkte seine Persönlichkeit zur Geltung zu bringen. Aber es sind Ausnahmen. „Zündende Worte" an die Truppe muß man wohl meist dem kommandierenden General, dem Divisions-, Brigade- und Regimentskommandeur überlassen.

Mit diesen verhält es sich anders. Im Stellungskrieg waren auch sie meist gezwungen, von rückwärts durch den Fernsprecher zu leiten. Als wir 1918 im Westen zum Angriff übergingen, mußten sie sich erst wieder daran gewöhnen, weiter vorwärts Aufstellung zu nehmen, um Übersicht und Einfluß auf die Truppe zu gewinnen, wie wir es zu Beginn des Krieges im Bewegungskriege stets getan hatten.

Im weiteren wendet sich der General v. Bernhardi gegen die taktische Lehre, die der Graf Schlieffen in dem genannten Aufsatz entwickelt. Wenn nur die Umfassung einen Erfolg im Angriff in Aussicht stelle, so werde der Verteidiger damit rechnen und der Umfassung eine neue Front entgegenstellen. Die Umfassung werde daher nur zu einer immer weiteren Ausdehnung der Front führen, der gegenüber der Verteidiger auch seine Linie immer weiter verlängern könne, bis schließlich der letzte Mann auf beiden Seiten verausgabt sei. Ausgeschlossen sei allerdings ein Umfassungssieg nicht, zumal bei großer Überlegenheit. Gerade unter modernen Verhältnissen könne aber der vom Grafen Schlieffen verworfene Durchbruch unter Umständen glücklichere Ergebnisse haben.

Ebenso verfehlt wie die Umfassungstheorie sei die Anschauung von der Bedeutung der Reserven. „Kraftwagen voller Munition" seien für den Angreifer gerade die allerschlechtesten Reserven, sie hülfen ihm gar nichts. Man brauche unbedingt wirkliche Reserven. Somit sei die Grundanschauung, auf der sich diese Auffassung vom modernen Gefecht aufbaue, zweifellos verfehlt. Wir seien wieder völlig bei der Lineartaktik angekommen. Eine offensiv geführte Verteidigung werde in Zukunft sehr bald wieder zu einer Verkürzung der Gefechtslinie gelangen. In der notwendigen Vertiefung des Angriffs werde sich ein Gegengewicht gegen die ausdehnenden Tendenzen des Gefechts finden. Die Armee, die bewußt und absichtlich den Weg der Tiefentaktik einschlage, werde einen gewaltigen Vorsprung gewinnen.

Wenn man den Verlauf des Krieges auf die hier wiedergegebenen Ansichten hin prüft, so finden sich Beispiele, die teils dafür, teils dagegen zu sprechen scheinen. Die bisher angeführten Bemerkungen des Generals v. Bernhardi richten sich zunächst nur gegen die Schlieffensche Taktik. In dem Aufsatz des Grafen Schlieffen handelt es sich aber nicht nur um taktische, sondern auch um operative Maßnahmen. Beide greifen ineinander über, so daß wir von einer Trennung absehen können.

Ob der Gegner immer in der Lage ist, rechtzeitig gegen die drohende, aus dem operativen Anmarsch sich ergebende Umfassung eine neue Front zu bilden, ist sehr fraglich. Es handelt sich auch gar nicht immer um einen Verteidiger und einen Angreifer, sondern wesentlich auch um den Bewegungskrieg, in dem beide Parteien in der Bewegung operieren.

Wir haben im Westen 1914 die Franzosen umfassen wollen. In den Augustschlachten war der Erfolg für uns. Nur durch eiligen Rückzug konnte sich der linke französische Flügel der Vernichtung entziehen, der Rückzug des ganzen Heeres war die Folge. In der Marneschlacht 1914 drohte aber uns die Umfassung durch die Franzosen am Ourcq. Wäre sie gelungen, so hätte uns eine schwere Niederlage getroffen. Es gelang noch, mit Aufbietung aller Kraft, die Umfassung abzuwehren, aber unsere Oberste Heeresleitung entschloß sich zum Rückzug. Die französische Umfassung hatte ihre Wirkung ausgeübt, die deutsche Umfassungsabsicht und der Feldzugsplan waren mißlungen. Ursprünglich hatte General Joffre schon gegen Ende August bei Amiens eine Armee zum Angriff gegen die deutsche rechte Flanke bilden wollen. Der Gedanke war verfrüht, die Angriffsgruppe kam nicht rechtzeitig zustande. Dann wollte er hinter die Seine zurückgehen, entschloß sich aber, angeblich gegen den Vorschlag seines Generalstabschefs, den Kampf bereits an der Marne aufzunehmen. Die eiligst verstärkte Armee Maunoury erwies sich aber nicht stark genug, um die Umfassung siegreich durchzuführen. Vielleicht hatte der Generalstabschef recht: bis die

Franzosen hinter der Seine angelangt waren, konnten sie eine gewaltige Überlegenheit in der deutschen rechten Flanke versammeln. Die starke Seinefront war mit schwächeren Kräften zu halten.

Unser Versuch, durch Heranführung neuer Kräfte im September und Oktober 1914 eine Umfassung der Franzosen im Artois und in Flandern einzuleiten, mißlang. Hier traf das ein, was der General v. Bernhardi vorausgesagt hatte: der Gegner, auf die Gefahr aufmerksam gemacht und selbst bestrebt, uns zu umfassen, verlängerte die Front, wir verlängerten weiter, bis wir im Wettlauf um die Flanke am Meer eine Grenze fanden. Worin lag der Unterschied gegenüber dem Ourcq? Wir hatten uns verausgabt. Die zunächst verfügbaren Kräfte kamen tropfenweise an, marschierten zum Teil hinter der Front her und mußten hauptsächlich schrittweise von innen nach außen verlängern, statt daß die Umfassungstruppen weit abgesetzt wurden. Wir umfaßten nicht hinreichend schon durch den operativen Anmarsch, oder durch den Eisenbahntransport, wie die Franzosen am Ourcq.

Als wir später zu einer gründlichen Umfassung schreiten wollten, trafen wir an der überschwemmten Yser auf die größten Geländeschwierigkeiten. Unsere neugebildeten Reservekorps waren der ihnen zufallenden Aufgabe nicht gewachsen.

So kamen wir im Westen zum Stellungskrieg. Umfassungen waren nicht mehr möglich. Durchbrüche gelangen nicht, selbst nicht nach monatelangen Kämpfen.

Im Osten haben wir bekanntlich glänzende Siege durch Umfassung gewonnen. Allerdings gelang uns auch der Durchbruch bei Gorlice. Aber vernichtet wurden die Russen dadurch nicht, sie wichen, wenn auch nach schwersten Verlusten, rechtzeitig zurück. Nur durch eine Umfassung, nicht durch ein mehr oder weniger frontales Nachdrängen war ein entscheidendes Ergebnis zu erreichen. Wäre im späteren Verlaufe unser Nordflügel stärker gewesen und hätte er frühzeitig umfassend ausgeholt, so wäre ein solches Ergebnis wohl möglich gewesen. Die Ende August 1915 beginnende Offensive der Heeresgruppe Hindenburg über Wilna vermochte den Gegner nicht mehr zu umfassen.

Daß die Front auch der Reserven bedarf, betont der General v. Bernhardi mit Recht. Daß die Masse der Reserven aber nicht hinter die Front gehört, wenn die Möglichkeit einer Umfassung besteht, scheint mir sicher. Es war unser Fehler, daß wir beim Vormarsch durch Belgien 1914 unsere Korps zweiter Linie hinter der ganzen Heeresfront verteilt hatten, statt sie hinter dem Stoßflügel zu vereinigen. Sogar die später verfügbar werdenden Ersatzdivisionen wurden auf den linken Heeresflügel gezogen.

Wir sind im Kriege nicht zu einer Verkürzung der Frontbreiten gelangt.

Keine Tiefentaktik des Angreifers hat im Westen zu einem entscheidenden Erfolge geführt. Der große Augenblick, in dem wir Anfang September 1914 umfassen und dem Kriege eine schnelle Entscheidung geben konnten, war ein für allemal versäumt.

„Was man von der Minute ausgeschlagen,
Gibt keine Ewigkeit zurück."

Somit bestätigen die Erfahrungen des Krieges die Ansicht, daß große, entscheidende Erfolge doch fast nur durch die Umfassung zu erreichen sind. Wo die Umfassung ihr Ziel verfehlt hat, sind die Gründe erkennbar.

Leicht ist aber eine solche Umfassung nicht. Es hat nicht viele „Cannä" in der Weltgeschichte gegeben. Das betonte der Graf Schlieffen stets. Es muß also doch eine Kunst sein, eine vollkommene Schlacht bei Cannä zuwege zu bringen.

Der General v. Bernhardi findet, daß durch die Schlieffensche Auffassung die Kriegführung von der Kunst zum Handwerk herabgedrückt werde. Die Truppen sind angesetzt, von den Eisenbahnendpunkten marschieren sie in bestimmter Richtung auf das Schlachtfeld. Reserven sind nicht vorhanden. So bliebe dem Alexander nichts anderes zu tun übrig, als abzuwarten, was kommen soll, und das Schicksal über sich ergehen zu lassen. Es sei eine Strategie der numerischen Überlegenheit, aber eine Bankerotterklärung der Kriegskunst, wenn man über eine Überlegenheit nicht verfüge. Diese „mechanische" Kriegsauffassung, wie er sie nennt, beschränke den Führerwillen auf das äußerste. Ihr stellt der General v. Bernhardi die „geniale" Auffassung gegenüber, die dem Genius der Führung freien Spielraum gewähre. Auch für die modernen Massen sei ein gewisses Maß an Bewegungsfreiheit vorhanden, das dem Feldherrn die Möglichkeit zur freien, künstlerischen Gestaltung seiner Gedanken gebe. Der Sieg sei nicht an ein bestimmtes System gebunden.

Diesem letzten Satz wird gewiß jeder beistimmen. Aber es liegt anderseits auf der Hand, daß die im Laufe der Zeit sich ändernden Verhältnisse der Kriegführung eine gewisse Richtung aufdrücken. Mit modernen Massen kann man nicht auf der inneren Linie operieren wie Napoleon bei Montenotte und Mondovi. Es handelte sich für den Grafen Schlieffen in seinem Aufsatz hauptsächlich darum, ein Bild davon zu entwerfen, wie sich in der Einleitung eines Feldzuges, etwa Deutschlands gegen Frankreich, die Massen zweckmäßig verwenden lassen. Ein System für alle Fälle sollte dies keineswegs sein. Es war ihm wohlbekannt, und seine im Generalstabe im Frieden gestellten Aufgaben beweisen es, daß der weitere Verlauf des Krieges für die mannigfaltigsten Entschließungen Gelegenheit und Bewegungsfähigkeit ergibt. Wenn aber Masse gegen Masse an der Grenze

aufmarschiert, wird nach menschlichem Ermessen die breite Linie des nach Umfassung Strebenden dem schmal und tief Gegliederten überlegen sein, vorausgesetzt, daß sich zur Umfassung überhaupt die Möglichkeit bietet. Daß dann die Reserven auf den entscheidenden Flügel gehören, ist offenbar. Im Osten, wo wir zur Defensive mit Teilkräften aufmarschierten, ist niemandem der Gedanke gekommen, dasselbe Verfahren anwenden zu wollen. Wie oft wurde vom Grafen Schlieffen im Frieden die Lage durchgespielt, in der der Verteidiger Ostpreußens, hinter den masurischen Seen bereitstehend, auf der inneren Linie gegen die vom Njemen und Narew her eindringenden Russen operierte, eine der feindlichen Armeen angriff, ihr in die Flanke stieß, oder vereinzelt vorgehende Teile mit Überlegenheit angriff. Auch für den Grafen Schlieffen war die Strategie ein System der Aushilfen.

Prüfen wir seine „mechanische" Kriegskunst an dem Verlauf der Operationen im August und September 1914. Gegenüber unserem breiten Aufmarsch standen die Franzosen schmaler, tiefer, „genialer". Trotz ihres frühzeitigen Vorstoßes nach dem Elsaß und ihres Angriffes nach Lothringen hinein gaben wir ihnen im August das Gesetz, zwangen sie zur Umgruppierung, zu Gegenmaßnahmen, Teilangriffen und schließlich, Ende August, zum großen Rückzug. Es war den Franzosen nicht gelungen, gegenüber dem deutschen Umfassungsflügel rechtzeitig eine neue, hinreichend starke Front zu bilden.

Die große Entscheidungsschlacht an der Marne bildete den zweiten Akt. Wir verloren die Schlacht nicht wegen des Schlieffenschen Verfahrens, sondern weil wir es verlassen hatten. Wir holten nicht zu der geplanten Umfassung weit aus, sondern schwenkten verfrüht links ein. Wir hatten keinen bis aufs äußerste Maß verstärkten rechten Umfassungsflügel, wir hatten dort nicht die vom Grafen Schlieffen geforderten Reserven, ja wir schwächten im entscheidenden Augenblick den rechten Flügel empfindlich, wir griffen auf unserem linken Flügel die Front an der Mosel nicht mit schwachen, sondern mit starken Kräften vergebens an. Trotzdem wir der Zahl nach beträchtlich unterlegen waren, hätten wir die Schlacht sonst gewonnen. Wäre uns der Sieg zum zweiten Male zugefallen, die Folgen wären unberechenbar gewesen. Die Schlieffensche Kriegskunst ist nicht bankerott, wenn man die Überlegenheit nicht besitzt. Man muß dann nur um so schärfer den alten Grundsatz durchführen, den Entscheidungsflügel so stark als irgend möglich zu machen, den anderen Flügel zu versagen und möglichst schwach auszustatten.

Der Lehnstuhl Alexanders ist nicht ganz so sorgenlos, der neue Alexander braucht nicht nur abzuwarten, wie die eingeleitete große Operation abläuft. Auch wenn sie im Sinne Schlieffens durchgeführt worden wäre,

waren wichtige Entschließungen, Eingriffe, Mahnungen, treibende und anhaltende Anordnungen nötig. Von selbst läuft die Operation von sieben Armeen nicht im ordnungsmäßigen Geleise, zumal wenn die Maßnahmen des Gegners die eigene Absicht zu durchkreuzen streben. Wer die Bewegungen der einzelnen Armeen bis zur Marneschlacht verfolgt, wird dies leicht erkennen. Mehrfach traten Krisen ein, Unterstützung von Nachbararmeen war anzuordnen, die eine Armee stürmte vor, die andere verhielt. Die Tätigkeit der 6. und 7. Armee gegenüber dem französischen Einbruch in das Oberelsaß und in Lothringen bedurfte sorgfältigster Überwachung. Sie durften keinesfalls aus dem Rahmen ihrer Aufgabe herausfallen. War es aber doch geschehen, so mußten neue Aushilfen gefunden, Kräfte an die entscheidende Stelle verschoben, neue Anweisungen gegeben werden, um den großen Grundgedanken der Operation festzuhalten.

Ich glaubte damals und glaube auch nach den Kriegserfahrungen, daß *der Graf Schlieffen uns Generalstabsoffiziere in der Hauptsache richtig für den Krieg erzogen hat.*

Eine andere Frage ist die, ob nach den Erfahrungen des Weltkrieges die Lehre Schlieffens auch in einem zukünftigen Kriege noch in vollem Umfang gültig sein wird. Gewaltige Geschwader gepanzerter Riesenflugzeuge werden vielleicht große Einleitungsschlachten schlagen und ungeahnte Bombenlasten auf die Verkehrswege und Industriemittelpunkte schleudern. Die ungeheure Entwicklung der Kriegstechnik und der Waffenwirkung, die Bedeutung des Stacheldrahtes und des Stellungskrieges und vieles andere mögen wesentliche Änderungen in der Kriegführung bewirken: die großen Grundgedanken sind seit Hannibal dieselben. Uns aber winkt ja der ewige Friede!

General v. Moltke.

Der Nachfolger des Grafen Schlieffen, General v. Moltke, war ein vornehmer, edler Mensch. Er hatte einen klaren Verstand, große Einsicht, schnelle Auffassung und eine große Arbeitskraft. Bescheiden waltete er in der Stille seines schweren Amtes. Seine Gesundheit war zu Beginn des Krieges angegriffen. Es mag dies mitgewirkt haben, daß seine Nerven im Kriege nicht standhielten. Sein plötzlicher Tod zeigte, daß er schwerer erkrankt war, als man glaubte.

Im Frieden hat er für die Vorbereitung des Krieges sehr viel Verdienstliches geschaffen und nichts versäumt, was seines Amtes war.

Die Weiterbildung der Generalstabsoffiziere wurde von ihm musterhaft geleitet.

Sie fußte auf der Ausbildung unseres gesamten Offizierkorps. Diese

war vor dem Kriege im allgemeinen gut. Die Organisation und der Unterricht auf den Kriegsschulen waren zweckmäßig. Unzureichend war die Weiterbildung in der Front. Die Franzosen waren uns in dieser Beziehung voraus. Seit langem legten sie den größten Wert auf das Zusammenwirken der Waffen. Wir bildeten die einzelnen Waffen zu einseitig aus. Die Kriegsakademie reichte zur Abhilfe nicht aus, da sie nur für eine beschränkte Anzahl von Offizieren in Betracht kam. Auch die theoretische Weiterbildung (Winterarbeiten, Kriegsspiele, Vorträge) genügte nicht. Um das gegenseitige Verständnis und das Zusammenwirken der Waffen, auf der das heutige Gefecht beruht, zu fördern, mußten einjährige Kommandos der Offiziere zu den anderen Waffen in bestimmter Zahl zur Regel werden. Besondere Lehrgänge waren einzuführen, um das Zusammenwirken der Infanterie mit der Artillerie zu üben. Man war sich im Generalstabe klar darüber, daß in dieser Beziehung sehr viel mehr geschehen mußte.

Die Art des Unterrichts auf der Kriegsakademie hatte sich im allgemeinen bewährt, nur hätte die Ausbildung im Gelände und bei der Truppe noch mehr in den Vordergrund gestellt werden müssen.

Die zum Generalstabe kommandierten Offiziere wurden in der Regel zu sehr durch ihre Ressortarbeiten in Anspruch genommen, so daß für ihre taktische und operative Weiterbildung nicht genügend Zeit blieb. Es war daher vor dem Kriege vom Generalstabe seit langem angestrebt worden, die Belastung mit Ressortarbeiten durch Kommandierungen anderer hierzu geeigneter, bodenständiger Offiziere einzuschränken. Vor allem war es dringender Wunsch des Generalstabes, daß die kommandierten Offiziere erheblich mehr zu Übungsritten im Gelände, zur Teilnahme an den Manövern und zur Probedienstleistung bei einem Truppengeneralstab herangezogen würden, um ihre praktische Befähigung zu erweisen. Die Durchführung scheiterte an den Kosten. Erst in den allerletzten Jahren wurde eine Besserung, wenn auch keine ausreichende Erfüllung der Wünsche erreicht.

In den Generalstab zu kommen, war das Sehnen jedes strebsamen jungen Offiziers. Es wurde ihm nicht leicht gemacht. Vielmals wurden die Offiziere gesiebt, in der Prüfung zur Aufnahme auf die Kriegsakademie, auf der Akademie während drei Jahren, dann in zweijährigem Kommando zum Generalstabe, bis die wenigen Auserwählten oben blieben. Irrtümer in der Auswahl kamen ab und zu vor, Begünstigungen sehr selten. Besonders der General v. Moltke war in dieser Beziehung unzugänglich.

In vielen Punkten wies der General v. Moltke in der weiteren Entwicklung unseres Heerwesens und in der Ausbildung für den Krieg auf die richtigen Wege hin. Die Bedeutung der sich rasch entwickelnden Kriegstechnik erkannte er früh und errichtete eine besondere technische Sektion im

Großen Generalstabe. Er war schon frühzeitig ein überzeugter Anhänger des Flugzeuges gegenüber dem Luftschiff. Seine Verdienste um die weitere Entwicklung der schweren Artillerie, die kriegsmäßige Anlage und Durchführung der Manöver sind bekannt. Daß dem Stellungskrieg im Verhältnis zum Bewegungskrieg nicht die gebührende Beachtung geschenkt wurde, ist wohl unser aller Fehler gewesen. Eine solche Ausdehnung des Stellungskrieges haben wir nicht vorhergesehen. In Frankreich war es nicht viel besser. De Thomasson (a. a. O. S. 19) behauptet, daß in sehr vielen Regimentern die im Oktober 1913 eingetretenen Rekruten im August 1914 ins Feld gezogen seien, ohne eine Schaufel Boden bewegt und einen Schützengraben ausgehoben zu haben.

Der Vorwurf ungenügender Munitionsausrüstung trifft nicht nur die deutsche Militärbehörde, sondern alle kriegführenden Staaten. Der Generalstab hatte weitgehende Forderungen vor dem Kriege gestellt, insbesondere hat der General Ludendorff sich damals als Chef der 2. Abteilung dafür eingesetzt. „Ich bin nicht auch nur annähernd in dem gebotenen Umfang durchgedrungen", bemerkt er in seinen „Kriegserinnerungen" (S. 94). Freilich würde selbst die Bewilligung dieser Forderungen dem im Kriege eingetretenen überraschend großen Bedarf nicht entsprochen haben. Aber wir würden die Schwierigkeiten leichter überwunden haben. Auch unsere Gegner sind auf einen solchen Munitionsverbrauch nicht eingerichtet gewesen.

Die Großen Generalstabsreisen und operativen Kriegsspiele leitete der General v. Moltke musterhaft. Die Anlage der Kaisermanöver war sehr lehrreich und vielseitig. In ihrer Leitung hatte er freiere Hand, da Seine Majestät der Kaiser darauf verzichtete, eine Partei zu führen. Entsprechend der Bedeutung, die den Fragen der Verpflegung und Munitionsversorgung der Millionenheere zukam, wurden die Verwaltungs-Generalstabsreisen erheblich erweitert. Auf allen Gebieten des modernen Krieges griff der General v. Moltke vorausschauend und fördernd ein.

---

4. Der deutsche Aufmarsch und Operationsplan.

Allgemeines.

Der Feldmarschall Graf v. Moltke sagte bekanntlich 1874: „Was wir in einem halben Jahre mit den Waffen errungen haben, das mögen wir ein halbes Jahrhundert mit den Waffen schützen, damit es uns nicht wieder entrissen wird."

Auch die von Rußland drohende Gefahr und die Möglichkeit eines Krieges nach zwei Fronten hat er frühzeitig erkannt. In seiner

Denkschrift vom Frühjahr 1860 (Moltkes militärische Korrespondenz. Aus den Dienstvorschriften des Krieges 1870/71. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Berlin 1897, Mittler & Sohn. S. 19) meinte er zwar noch: „Für Rußland ist die Zeit noch nicht gekommen, wo ein Zusammenwirken des slawischen Ostens mit dem romanischen Westen gegen das Zentrum Europas die Lage der Welt umgestalten kann." Er sah aber „diesen Titanenkampf" in der Zukunft kommen. Schon im Januar 1870 äußerte er: „Die politische Lage läßt voraussehen, daß wir in nächster Zukunft und vielleicht auf lange hinaus entweder keinen oder einen Krieg nach zwei Seiten haben werden." (Moltkes Kriegslehren. Herausgegeben vom Großen Generalstab. Berlin 1911, E. S. Mittler & Sohn. I, S. 206.)

Unmittelbar nach dem Kriege 1870/71 war er sich klar darüber, daß ein gleichzeitiger Krieg gegen Frankreich und Rußland die gefährlichste Probe sein werde, die der Fortbestand des neuen Deutschen Reiches auszuhalten habe. Dementsprechend traf er seine Vorbereitungen. Für seine Nachfolger wurde dies zur wichtigsten Aufgabe.

Wir waren in einem solchen Kriege auf der *inneren Linie*. Man kann in einem solchen Falle beide Gegner zugleich angreifen. Selten wird man dazu stark genug sein.

In jedem Lehrbuch steht, wie man dann zu verfahren hat: man wendet sich erst gegen den einen, dann gegen den andern Gegner, den man solange hinzuhalten hat. So hat es schon Friedrich der Große im Siebenjährigen Kriege gegen die Österreicher, Russen und Franzosen gemacht, so handelte Napoleon in seinem ersten Feldzug 1796 gegen die Österreicher und Piemontesen, so wollte er es in seinem letzten gegen Blücher und Wellington 1815 machen. Schnelligkeit der Märsche und Geheimhaltung mußten bewirken, was heute die Eisenbahnen leisten. Die Sache sieht einfach aus, ist aber in der Ausführung äußerst schwierig. Gegen welchen Gegner wendet man sich zuerst? Wie weit führt man die Operationen durch? Wann läßt man von ihm ab? Wie hält man den andern Gegner solange hin? Mit dem Grundsatz, daß zuerst der stärkste und gefährlichste Feind erledigt werden müsse, ist es nicht getan. Es muß die Möglichkeit gegeben sein, ihn zu erreichen und innerhalb einer gewissen Zeit zu schlagen. Man muß die eigene Überlegenheit gegen ihn schnell zur Geltung bringen können. Er darf nicht etwa hinter eine Festungslinie ausweichen oder hinter einem schwer zu überwindenden Abschnitt stehen. Solcher Abschnitte bedarf man aber selbst, um den anderen Gegner lange genug fernzuhalten. Dieser darf nicht in bedrohliche Nähe kommen, ehe der erstere Gegner geschlagen ist. Es kommt also auch darauf an, welcher der beiden Gegner zuerst operationsbereit ist.

Mannigfaltige Umstände und Verhältnisse wirken ein, Stärke und

Marschbereitschaft der Gegner, die Gestaltung der Grenze und der Kriegsschauplätze, die Entwicklung des Festungssystems, der Ausbau des Eisenbahnnetzes, die politische Lage, Zahl und Verhältnis der Verbündeten zueinander und vieles andere.

Es kann daher nicht wundernehmen, daß die Frage zu verschiedenen Zeiten verschieden beantwortet wurde.

Ist der Krieg gewonnen worden, wird der Operationsplan bewundert. Der Sieger hat immer Recht. Der Unterlegene muß einen falschen Operationsplan gehabt haben. Er muß in Bausch und Bogen verurteilt werden.

So einfach liegt die Sache nicht. Der Moltkesche Aufmarsch gegen Österreich 1866 war sehr schwierig. Die 1. Armee marschierte aus der Lausitz, die 2. Armee aus Schlesien nach Böhmen ein, beide weit voneinander getrennt, die 2. Armee zudem wiederum in sich in drei Kolonnen auf Gebirgspässen getrennt vorgehend. Die Österreicher, wenn sie im nördlichen Böhmen rechtzeitig aufmarschiert waren, standen auf der inneren Linie und konnten eine der preußischen Armeen beim Heraustreten aus dem Gebirge mit Überlegenheit angreifen, die andere mit schwächeren Kräften im Gebirge festhalten. Je länger sich unsere Mobilmachung verzögerte, um so schwieriger wurde unsere Lage. Es bestanden mit Recht die größten Bedenken gegen diesen Einmarsch nach Böhmen. Moltke war sich dessen bewußt, meinte aber, daß es keine andere Möglichkeit gebe, als schnelle Versammlung nach vorwärts. So geschah es denn auch, wenn auch der König Wilhelm I. sich nur zögernd dazu entschloß. Das Glück war uns günstig, obwohl es den Österreichern bei Trautenau gelang, eine der getrennten Kolonnen der 2. Armee zu schlagen. Die entschlossene Führung der anderen Kolonnen, die vortreffliche Ausbildung der Truppe, die Überlegenheit des Zündnadelgewehrs glichen die Nachteile aus. Der nicht ungefährliche Plan, der uns durch die geographischen und sonstigen Verhältnisse aufgezwungen wurde, gestaltete sich in der Ausführung zu einer glänzenden Operation. Auf die Ausführung kommt es an.

Professor Dr. Steinhausen (a. a. O. S. 34 und ff.) behauptet, der Schlieffensche Plan, der auf dem Einmarsch in Belgien beruht, habe „eine geradezu suggestive Macht über unseren Generalstab besessen. Dieser war darauf eingeschworen, der Plan war die Grundlage aller Vorbereitungen; er beherrschte bei Kriegsausbruch die strategischen und taktischen Anschauungen des Heeres vollkommen". (Professor Steinhausen führt hier das erwähnte Buch Immanuels an.) „Er war die Ursache aller Zuversicht, er galt als die einzige Bedingung des Erfolges. Man hatte einen geradezu inbrünstigen Glauben an ihn."

Für den Fachmann ist eine Richtigstellung dieser Bemerkungen nicht erforderlich. Für den Laien bemerke ich, daß ein Operationsplan an sich

noch niemals von einem Offizier als „einzige Bedingung des Erfolges" angesehen wurde. Irgendein Operationsplan muß gefaßt werden. Nach sorgfältiger Erwägung wird der gewählt, der als der beste erscheint. Selbstverständlich ist dieser Plan „die Grundlage aller Vorbereitungen". Man sieht seiner Ausführung mit Zuversicht entgegen. Aber man weiß ebenso gewiß, daß er mit Sicherheit nicht weiter reicht, als bis zum Aufmarsch und den einleitenden Operationen. Dann tritt uns der unabhängige Wille des Gegners entgegen. Die am besten ausgedachten Pläne können scheitern. Zufälligkeiten und überraschende Wendungen treten ein. Dem allem Rechnung zu tragen, seine Entschlüsse der wechselnden Lage anzupassen, dabei sein großes Ziel im Auge zu behalten, ist die freie Kunst der Führung. Der Operationsplan beschränkt sich daher im wesentlichen auf den Aufmarsch, die erste Bereitstellung für die Operationen, deren Beginn und das große zu erreichende allgemeine Ziel. Geht er räumlich und zeitlich zu weit, so begibt er sich in unsicheres Fahrwasser. Gewiß überlegt sich der Führer alle weiterhin eintretenden Möglichkeiten, er durchdenkt die Lagen, soweit er irgend kann. Nur eins wird er nie tun: in einem Plan „die einzige Bedingung des Erfolges" sehen. Er weiß, daß die wichtigste in der Ausführung liegt.

Napoleon hat einmal gesagt, er habe nie einen Operationsplan gehabt. Er hat aber stets einen Plan gefaßt. Er hat ihn vor 1796 schriftlich bis in alle Einzelheiten niedergelegt, er hat ihn vor Marengo, Ulm und Jena, er hat ihn stets gehabt. Der Aufmarsch, die einleitenden Bewegungen und das große Ziel standen fest. Die Ausführung des Planes, seine Abänderung, die Ausnützung der Lage und der Fehler des Gegners behielt er sich vor. Das meinte er, wenn er behauptete, keinen Plan gehabt zu haben.

„War der Schlieffensche Plan überhaupt wirklich das große unfehlbare Mittel des Sieges?" fragt Professor Dr. Steinhausen. Man staunt, daß derartige Fragen gestellt werden. Als ob es überhaupt ein unfehlbares Mittel des Sieges geben könnte.

Der Kritiker geht weiter: „Das starre Festhalten an dem Schlieffenschen Plan hat dann auch eine gewisse mechanische Art der Kriegführung bedingt. Es fehlte der freie, geniale Geist, der aus jeder Lage die eigenen Bedingungen schuf." Das hat mit dem Generalstab, mit dem Operationsplan nichts zu tun, das ist die Kunst der Heerführung und betrifft das Vorrecht, aber auch die Verantwortlichkeit des Obersten Führers. Der Vorwurf des starren Festhaltens ist übrigens nicht berechtigt. Leider haben wir nicht am Plane Schlieffens festgehalten.

Solche Übertreibungen entbinden uns nicht von der gewissenhaften Untersuchung der Frage, ob der Schlieffensche Plan richtig war. Die Aufstellung des Operationsentwurfes ist Sache des Generalstabes.

Man hat darauf hingewiesen, daß der ältere Moltke Rußland angreifen und sich gegen Frankreich verteidigen wollte. (Gothein a. a. O. S. 33.) Man hätte sich dadurch den Einmarsch nach Belgien mit allen seinen schweren politischen Folgen ersparen können. Die Entwicklung des Operationsplanes für einen Krieg nach zwei Fronten vom Feldmarschall v. Moltke bis 1914 muß klargelegt werden. Zum großen Teil habe ich diesen Entwicklungsgang im Generalstab miterlebt und kann auf Grund dessen darüber berichten.

Feldmarschall Graf v. Moltke.

Unmittelbar nach dem Kriege von 1870/71 glaubte sich der Feldmarschall v. Moltke stark genug, in einem Kriege gegen Frankreich und Rußland nach beiden Seiten zugleich angreifen zu können. Sobald aber die Wehrkraft Frankreichs erstarkte, erwies sich dies als undurchführbar. Eine Entscheidung, auf welcher Seite man angreifen, auf welcher man sich verteidigen sollte, mußte getroffen werden.

Moltke entschied sich zuerst für den Angriff gegen Frankreich, die Verteidigung gegen Rußland. Er ging dabei davon aus, daß das französische Heer schneller aufmarschierte als das russische und am 12. Mobilmachungstag an der Grenze bereitstehen konnte. Bei sofortiger Offensive war daher im Westen in der dritten Woche mit einer großen Entscheidungsschlacht zu rechnen.

War der Erfolg für uns, so mußten wir ihn zwar auszubeuten suchen, hätten aber die Verfolgung nicht bis Paris ausdehnen können. Moltke wollte es der Diplomatie überlassen, uns, wenn auch nur auf der Grundlage des status quo ante, nach dieser einen Seite hin Ruhe zu schaffen, um nun unsere Streitmacht im Osten verstärken zu können. Er nahm an, daß bis zur vierten Woche die Russen noch nicht bis zur Weichsel vorgedrungen seien.

Es mag dabei die Erinnerung daran mitgewirkt haben, wie schwer es uns 1870/71 doch schließlich geworden ist, Frankreich endgültig niederzuwerfen. Aber es blieb doch eine große Lücke in diesem Plan, die durch die Diplomatie geschlossen werden sollte. Moltke muß ein großes Vertrauen zu ihr gehabt haben. Aber es war Bismarck, auf den er vertraute. So konnten wir heute nicht mehr planen. Moltke selbst kam bald von der Absicht ab. Der Abschluß des Bündnisses mit Österreich-Ungarn im Jahre 1879 fiel dabei in die Wagschale. Das Eingreifen Österreichs kam nur im Osten in Frage.

In den Jahren 1879 und 1880 faßte daher Moltke die Absicht, gegen Rußland offensiv zu werden und sich gegen Frankreich zu verteidigen. Er begründete dies folgendermaßen:

Seitdem die französische Armee reorganisiert, Paris neu befestigt und an der deutschen Grenze gleichsam eine Tirailleurkette von Festungen und Forts vorgeschoben worden war, war nach dieser Richtung auf eine schnelle Entscheidung des Kampfes in keiner Weise mehr zu rechnen. Auch ließ der französische Patriotismus, den Moltke seit 1870/71 durchaus anerkannte, eine Dauer des Widerstandes voraussehen, währenddessen der andere Feind ziemlich freie Hand gegen uns hatte. Mußten wir zwei Kriege in Entfernung von etwa 150 Meilen gleichzeitig führen, so waren nach Moltkes Ansicht die großen Vorteile, die der Rhein und unsere mächtigen Festungen der Defensive boten, gegen Westen auszunutzen und alle nicht unbedingt dort nötigen Streitkräfte für eine nachdrückliche Offensive gegen Osten zu verwenden. Bei dem Zustand, in dem sich den damaligen Nachrichten zufolge zur Zeit noch das russische Eisenbahnwesen befand, durfte angenommen werden, daß wir eine dem Gegner entsprechende Heeresmacht an verschiedenen Punkten der Ostgrenze um mehrere Tage früher aufstellen und nach vorwärts versammeln konnten, bevor Rußland seine Gesamtstärke entwickelte.

Wir hatten gegen Frankreich zwischen den neutralen Gebieten Belgiens und der Schweiz eine Grenze von nur 30 Meilen Entwicklung. Die eine Hälfte unserer Front wurde durch die Vogesen geschützt, parallel hinter der eine doppelgleisige Eisenbahn lief, während die übrigen Schienenwege des linken Rheinufers gegen die offenen Teile der Grenze zusammenliefen und so die schnelle Versammlung von Streitkräften an den bedrohten Punkten sicherten. Dahinter bot der Rhein einen überaus starken Abschnitt. Solange Metz und Straßburg hielten, konnten Lothringen und Elsaß vom Feinde überzogen, aber nicht erobert werden.

Ganz anders verhielt es sich gegen Osten. Die Strecke allein von Lyck bis Kattowitz bildete eine über 100 Meilen lange, völlig offene Grenze, an die nur vier einspurige Bahnen heranführten. Den an diesen Endpunkten in weitem, gegen uns gekehrten Bogen auszuschiffenden Truppen standen die Russen bei Warschau, wo ihre Transportlinien zusammenliefen, auf der inneren Operationslinie versammelt gegenüber. Selbst wenn Ostpreußen und Schlesien auf örtliche Verteidigung angewiesen blieben, bedingte die Versammlung unserer übrigen Korps bei Thorn, um dem direkten Vormarsch des Feindes gegen Berlin entgegenzutreten, von den Ausladestellen aus noch Märsche von 10 bis 18 Meilen längs der Grenze. Dahinter bot erst die Oder einen größeren Abschnitt.

Schon aus diesen geographischen und Transportverhältnissen ging nach Moltkes Ansicht unwiderleglich hervor, daß wir gegen Westen eine starke Defensive führen, unsere Ostgrenze aber nur durch die Offensive schützen konnten, und daß der Versammlungspunkt für die in dieser Rich-

tung verwendeten Streitkräfte vorwärts auf feindlichem Gebiet gesucht werden mußte.

Die Russen konnten trotz der Anhäufung ihrer Truppen im Königreich Polen nach der Annahme Moltkes über 200 000 Mann bei Kowno und Warschau jedenfalls nicht früher als bis zum 16. Tag versammeln. Wir waren mit dem, was wir für den Krieg gegen Rußland bestimmten, schon vom 10. Tage an in der Lage, die Grenze zu überschreiten und konnten dabei zunächst nur auf vorgeschobene Postierungen des Gegners stoßen. Da aber dessen Stärke von Woche zu Woche sehr erheblich wachsen mußte, so konnten wir nur wünschen, eine Entscheidung sobald als möglich herbeizuführen. Es sprach auch die Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Russen in dem politisch wenig zuverlässigen Königreich Polen uns schon mit den zunächst bereiten Streitkräften entgegenrücken würden.

Österreich hatte im Kriege gegen Rußland nur nach einer Seite Front zu machen. Wenn abgerechnet wurde, was zum Besetzthalten von Bosnien und eventuell zur Beobachtung gegen Italien zurückbleiben mußte, so konnte immer noch ein Heer von 500 000 bis 600 000 Mann in Galizien versammelt werden.

Im eigenen wohlverstandenen Interesse mußte es liegen, mit einer solchen Macht sofort in Wolhynien einzurücken, die Eisenbahnverbindung mit dem russischen Süden zu unterbrechen (Brody—Dubno 2 Märsche) und den Gegner aufzusuchen.

Aus alledem ergab sich für Moltke, daß wir im Westen uns verteidigen konnten, im Osten aber durchaus auf den Angriff angewiesen waren. Danach war die Verteilung unserer Streitkräfte zu bemessen, jedoch unter Beachtung der Vorteile, die die Ausnutzung der schnelleren Bereitschaft uns gegen Rußland, nicht aber gegen Frankreich gewährte, und die uns gestattete, die Heeresmacht gegen Rußland soweit wie angängig zu beschränken.

Die Ausführung plante Moltke folgendermaßen:

Im Westen nahm er an, daß die Franzosen sich in mehreren Armeen an der oberen Mosel und hinter der Maas, zwischen Epinal und Verdun, aufstellen würden. Da sie ein bestimmtes Kriegsziel, die Wiedergewinnung von Elsaß-Lothringen, hätten, würden sie angreifen und hierzu mit den Hauptkräften nach Lothringen, mit minderen Kräften nach dem Elsaß vorgehen. Demgegenüber wollte Moltke den Hauptteil der für den Westen vorgesehenen Kräfte in Lothringen, eine Nebenarmee im Elsaß aufmarschieren lassen. In Lothringen sollte in einer starken Stellung vorwärts der Saar, etwa in der Linie Forbach—Saarunion, der Angriff des Feindes angenommen werden. Der Feind konnte sie nicht umgehen. Moltke nahm an, der Gegner müßte, wenn er gegen ihre ganze Front

vorgehen wollte, sich zuvor in solcher Breite entwickeln, daß uns die Gelegenheit geboten würde, über ihn herzufallen. Er hielt es für wahrscheinlich, daß die Franzosen versuchen würden, unter Bewältigung eines Flügels der Stellung an ihr vorbeizudringen. Hiergegen sollten starke Kräfte hinter beiden Flügeln gestaffelt, auf dem linken Flügel außerdem unter Umständen die elsässischen Heeresteile herangezogen werden. Eine Umgehung durch die Schweiz hielt Moltke für unwahrscheinlich, ein französischer Durchmarsch durch Belgien käme am Rhein zum Stehen. Moltke wollte den Franzosen in letzterem Falle entgegenrücken und sie zwingen, mit der Front nach Süden zu schlagen, Holland hinter sich, die Verbindungen in der Flanke. Würden wir aber durch die Überlegenheit des Feindes zum Rückzug genötigt, so wollte Moltke aus Lothringen auf Mainz, aus dem Elsaß auf Straßburg zurückgehen. Östlich vom Rhein sollte eine Aufstellung zwischen Mainz und Frankfurt hinter dem Main eingenommen werden, die in der Front sehr stark war, und an der der Feind nicht nach dem Innern Deutschlands vorbeimarschieren konnte. Nachdem die Franzosen sich vor Metz, Straßburg und Mainz sowie durch Sicherung einer ausgedehnten Etappenlinie und eines Stromübergangs geschwächt hatten, hoffte Moltke, daß das Gleichgewicht der Kräfte einigermaßen hergestellt sei, und wir *am Main eine Entscheidung bis zu Ende durchkämpfen* könnten. Wo und wann eine Aushilfe von dem östlichen Kriegsschauplatz nach dem Rhein herangezogen werden konnte, wollte Moltke von den Erfolgen abhängig machen, die an der Weichsel erkämpft wurden.

Für die in *Rußland* zu führenden Operationen ging Moltke davon aus, daß Rußland gegenüber Deutschland mit einer Armee am Njemen, mit zwei Armeen am Narew, gegenüber Österreich mit zwei Armeen in Wolhynien und einer Armee in Podolien aufmarschieren werde. Eine Armee, die sich außerdem in der Mitte an der Weichsel sammelte, konnte gegen Deutschland oder Österreich verwendet werden. Allem Anschein nach beabsichtigten die Russen eine große Offensive nach Deutschland oder nach Österreich-Ungarn hinein. Wir konnten hoffen, ihr durch unseren Angriff zuvorzukommen. Eine Versammlung der russischen Hauptkräfte um Warschau war unter vier Wochen kaum zu beenden, und von dort bis zur schlesischen Grenze waren dreißig Meilen zu marschieren. Allerdings konnten gegenüber Ostpreußen auf den Bahnen von Petersburg und Moskau die Njemen- und Narewarmee nahezu ebenso schnell heranbefördert werden, wie die unsrigen ihnen gegenüber. Österreich konnte bis zum 28. Tage an der russisch-galizischen Grenze bereitstehen. Vom deutschen Heere wollte Moltke sieben Armeekorps für den Feldzug im Osten verwenden. Während zwei Korps gleich nach Gumbinnen und Lyck herangeführt wurden, mußten

die Hauptkräfte infolge der Mangelhaftigkeit unseres Eisenbahnnetzes auf der 30 Meilen breiten Front von Inowrazlaw (Hohensalza) bis Ortelsburg ausgeladen und erst durch Fußmarsch nach vorwärts zusammengezogen werden.

Der Angriff war, schon mit Rücksicht auf diese Versammlung, auf dem rechten Weichselufer zu führen. Die befestigte Weichselfront wurde so umgangen. Die deutschen Hauptkräfte sollten gegen den Narew in der Richtung auf Pultusk—Ostrolenka vorgehen in der Erwartung, entweder schon diesseits des Narew auf starken Feind zu stoßen oder ihn jedenfalls am Narew zum Schlagen bereit zu finden. Unterdessen hatten die Österreicher von Galizien aus in nördlicher Richtung auf Lublin vorzumarschieren, nachdem sie sich vorher in der rechten Flanke gegen die voraussichtlich noch in der Bildung begriffenen russischen Armeen Luft gemacht hatten. So hoffte Moltke schließlich alle Kräfte zur Entscheidungsschlacht zusammenzufassen.

Die Russen konnten es nicht wagen, zwischen den beiden verbündeten Heeren etwa von Warschau aus eine weitgreifende Offensive nach Posen oder Schlesien hinein zu unternehmen. Die etwa 100 000 Mann des Zentrums bei Warschau waren nicht stark genug zu einer solchen Unternehmung, ihre beiden Flügel wurden von Norden und Süden her vollauf beschäftigt. Die russische Mitte wäre vielmehr gezwungen worden, aus ihrer festen Stellung hinter Weichsel und Bug hervorzutreten und nach der einen oder andern Seite die Entscheidung im freien Felde zu suchen.

Sollten sich die Russen zu einem früheren Zeitpunkt vom Njemen aus zu einem Angriff auf Ostpreußen entschließen, so sollten ihnen die dort stehenden deutschen Streitkräfte nach Umständen entweder offensiv oder defensiv hinter der Angerapp begegnen und nötigenfalls auf Allenstein oder Ortelsburg, nicht auf Königsberg ausweichen. Wir standen dann auf der inneren Operationslinie zwischen den in Preußen eingedrungenen und den an der Weichsel und am Narew versammelten Streitkräften des Feindes. Gingen die Russen über den Narew vor, so nahmen wir die Schlacht mit allen verfügbaren Korps an. Verhielten sie sich vielmehr abwartend hinter dem Strom, so blieb nur eine auskömmliche Beobachtung gegen sie stehen, und alles übrige wandte sich gegen den in Preußen eingedrungenen Feind, der in eine um so schwierigere Lage geraten mußte, je weiter er vorgerückt war.

Moltke blieb bei seinem Plan, auch nachdem durch Italiens Hinzutritt der Dreibund geschaffen worden war. Die in Aussicht gestellte Heranführung mehrerer italienischer Korps an den Oberrhein diente zur erhöhten Sicherung des Elsaß. Auch die Belagerung Belforts konnte ins Auge gefaßt werden. An der Alpengrenze konnten französische Kräfte durch die Italiener gebunden werden.

Auch Graf Waldersee, der im Jahre 1888 der Nachfolger Moltkes wurde, aber ihm schon seit 1882 als Generalquartiermeister zur Seite stand, war im wesentlichen derselben Ansicht. Vorübergehend schlug er vor, die deutschen Hauptkräfte im Westen zum Angriff zu verwenden, als es in den Jahren 1886 und 1887 den Anschein hatte, daß der Anstoß zum Kriege von Frankreich ausgehen und dieses früher als Rußland zu Feindseligkeiten schreiten würde. Er kehrte jedoch bald zum Moltkeschen Aufmarsch zurück, als es schien, daß Rußland den Krieg beginnen würde, dem sich Frankreich, wenn nicht sogleich, so doch nach kurzer Zeit anschließen würde.

Im Westen wollte er durch eine nachhaltige Defensive, ebenso wie Moltke, sich der Franzosen dauernd erwehren. Im Osten sollte im Verein mit den Österreichern eine schleunige Offensive geführt werden, um dort so früh als irgend möglich eine große Waffenentscheidung herbeizuführen. Unter der Annahme, daß die Russen sich gegen Deutschland defensiv, gegen Österreich offensiv verhalten würden, wollte der Graf Waldersee mit 7 Armeekorps nebst den zugehörigen Reservedivisionen gegen Rußland, mit 13 Armeekorps nebst den zugehörigen Reservedivisionen im Westen aufmarschieren. Den Aufmarsch der deutschen Hauptkräfte verlegte der Graf Waldersee jedoch weiter nach Osten in die Linie Ortelsburg—Johannisburg—Lyck. Während eine schwächere Armeeabteilung von Soldau aus so früh als möglich durch Vorgehen auf Pultusk die Aufmerksamkeit des Gegners auf sich zu ziehen hatte, sollten die Hauptkräfte mit zwei gleichstarken Armeen, die eine aus der Linie Ortelsburg—Lyck gegen und über den Narew in Richtung Lomsha oder Bialystok, die andere von Gumbinnen gegen den Njemen oberhalb Kowno die Offensive ergreifen. Der nördlichen Gruppe fiel dabei die Aufgabe zu, den linken Flügel der südlichen gegen einen Angriff der russischen Njemenarmee zu decken.

Graf Waldersee verkannte die Schwierigkeiten eines Angriffs gegen den Narew nicht. Bei nasser Jahreszeit, namentlich im April, Mai und wohl auch noch im Juni sowie im November, hielt er eine Offensive nicht für durchführbar. Die Wege wurden grundlos, die Wasserläufe schwollen an, und die Niederungen wurden ungangbar. Sollte ein Krieg in der nassen Jahreszeit ausbrechen, so behielt er sich die Entscheidung vor, ob man nicht besser täte, sich im Osten zu schwächen und im Westen stärker aufzutreten.

War aber die Offensive einmal begonnen, und gelang es nicht, mit Beginn des Feldzuges die durch die Wasserläufe des Njemen, Bobr und Narew gebildete Verteidigungslinie der Russen zu durchbrechen, so blieb nach Ansicht des Grafen Waldersee nichts übrig, als die russische Offensive zu erwarten, in der Absicht, zum Angriff vorzugehen, wenn diese die genannte Flußlinie überschritt.

In diesen Einschränkungen, die der Graf Waldersee selbst machte, liegt zugleich eine starke Kritik des ganzen Operationsplanes.

Moltke hat natürlich die Frage auch eingehend geprüft, wie ein Feldzug gegen Frankreich allein zu führen sei, falls ein Krieg mit Rußland nicht zu erwarten sei. Seine Gedanken hierüber sind für unsere späteren Betrachtungen von Wichtigkeit.

Den Angriff gegen Frankreich hielt Moltke für sehr schwer. Bekanntlich bestanden im französischen Befestigungssystem zwei Lücken, die absichtlich gelassen worden, zwischen Epinal und Toul und zwischen Verdun und Montmédy. Eine Umgehung von Verdun im Norden könne der Feind auf den Maashöhen sehr erschweren, und selbst wenn der Flußübergang erzwungen werde, so sei die linke Flanke des Angreifers von Verdun aus ernstlich bedroht. Moltke zog daher ein Vorgehen gegen die Lücke zwischen Epinal und Toul vor. Waldersee mußte aber hierbei schon den inzwischen erfolgten Ausbau von Nancy zu einer großen Feldstellung in Rechnung stellen. Nancy und Manonviller mußten zuvor angegriffen werden, bevor man südlich Toul durch die Lücke vordringen konnte. Das alles gestaltete sich aber sehr schwierig und konnte zu einer Schlacht unter für uns ungünstigen Umständen führen.

Änderung des Aufmarsches.

Von einer Umgehung durch Belgien war damals noch keine Rede. Auch beim Grafen Schlieffen zunächst noch nicht, der im Jahre 1891 an die Stelle Walderfees trat. Bald aber vollzog sich bei diesem ein Umschwung in den Ansichten, der einen gänzlich veränderten Aufmarsch und Operationsentwurf herbeiführte.

Wodurch ist dieser Umschwung bedingt? Jeder Operationsplan hat nur solange Berechtigung, als die Verhältnisse und Bedingungen, auf denen er aufgebaut ist, sich nicht geändert haben.

Nach dem Feldzug 1870/71 war in den nächsten Jahren mit Sicherheit im Kriegsfalle mit der französischen Defensive zu rechnen. Alle Maßnahmen der Franzosen waren darauf berechnet. Als das Wichtigste erschien ihnen, sich zunächst durch den Ausbau ihres Landesverteidigungssystems gegen einen Angriff zu sichern. Auf Grund der Vorschläge des Generals Rivières wurde die Nordostfront nach einheitlichem Plane befestigt. Die vordere Linie bestand aus Sperrforts, gestützt durch die vier großen Gürtelfestungen Verdun, Toul, Epinal und Belfort. Zwei Lücken waren, wie erwähnt, gelassen worden. Bis zum Jahre 1885 waren die Arbeiten im wesentlichen ausgeführt. Nur wurde später gegenüber der Brisanzmunition der Umbau mit Panzer und Beton nötig. Eine schnelle Ent-

scheidung gegen die Franzosen herbeizuführen, mußte Moltke unmöglich erscheinen. Gegen die Russen schien sie damals erreichbar. Moltke wie Waldersee gingen offenbar davon aus, daß die Russen vorgehen und nicht etwa in das Innere des Landes ausweichen würden.

Die Erstarkung der französischen Wehrkraft änderte aber die Lage. Mobilmachung und Aufmarsch der Franzosen wurden erheblich beschleunigt und kamen den unsrigen mindestens gleich. Die Offensivkraft und der Offensivgeist der Franzosen wuchsen dementsprechend. Man mußte, wenn man sich im Westen auf die Verteidigung beschränken wollte, mit einem frühzeitigen Angriff der Franzosen rechnen, besonders seitdem man erwartete, die Engländer auf seiten unserer Gegner zu finden. Frankreich hatte ein bestimmtes Ziel, es wollte seine verlorenen Provinzen wieder erobern. Dazu mußte sein Heer vorgehen, freilich unter der Voraussetzung, daß die Russen starke deutsche Kräfte fesselten.

Zweifellos war der Franzose nunmehr der stärkere und gefährlichere Feind, außerdem von vornherein unserer Grenze näher als der Russe. Hiergegen war nunmehr nach der Ansicht des Grafen Schlieffen eine schnellere Entscheidung möglich, hier konnte es zur Schlacht kommen, bevor die russische und ebenso die österreichische Armee ihren Aufmarsch beendet hatten.

Gegen die von Moltke in Lothringen geplante Defensive (S. 148) mußten sich Bedenken erheben. Sie beruhte auf älteren Anschauungen. Der Feind war jetzt zweifellos stark genug, um die ganze Front von Forbach bis Saarunion anzugreifen. Er konnte seine Front erheblich erweitern und unseren Flügel bei Saarunion umfassen.

Der Abmarsch aus Lothringen nach Norden, den Moltke gegen eine französische Umfassung durch Belgien plante, war nicht so einfach auszuführen. Die Franzosen konnten gleichzeitig die lothringische Front angreifen.

Die ganze Durchführung der Verteidigung mußte erheblich schwieriger gegen die erstarkten Franzosen werden, die taktisch und operativ zweifellos viel geschickter als die Russen waren. Moltke wollte es auf die Entscheidungsschlacht ankommen lassen (S. 149). Dies mußte jetzt gefährlich erscheinen, zum mindesten aber erheblich stärkere Kräfte erfordern. Es wurde fraglich, ob die Kräfte dann noch für eine große Offensive im Osten reichen würden.

Dort hatten sich die Verhältnisse inzwischen auch verschoben. Die konzentrische Operation gegen den um Warschau sich sammelnden Gegner stieß auf Schwierigkeiten, wie später noch zu erörtern sein wird (S. 174). Der Angriff über den Narew war schon vom Grafen Waldersee von der Jahreszeit abhängig gemacht worden. Die Russen erschwerten den an sich schon

recht ungünstigen Angriff über den Bobr—Narew durch die Befestigungen von Ossowjetz, Lomsha, Ostrolenka, Roshan, Pultusk, Segershe und Nowo Georgiewsk.

So erschien es für uns günstiger, die Entscheidung im Westen zu suchen und uns im Osten auf die Abwehr zu beschränken.

Entschloß man sich dazu, dann war es geboten, alle irgend verfügbaren Kräfte für den Angriff gegen Frankreich zusammenzuziehen und im Osten ein Mindestmaß von Truppen zu lassen. Es handelte sich um schnelle Entscheidung.

Sie war unmöglich, wenn man die starke französische Festungsfront angriff. Gegen die befestigte Front Belfort—Epinal war ein Angriff untunlich. Ein Angriff auf die Maaslinie Toul—Verdun stand ebenfalls vor einem Festungsabschnitt, während ein Vorgehen durch die Lücke zwischen Epinal und Toul auf einen Abschnitt von großer natürlicher Stärke stieß. Beide Angriffe hatten zudem zur Vorbedingung einen zeitraubenden Angriff auf das befestigte und erweiterte Nancy.

Die Front mußte umfaßt werden. Durch die Schweiz zu gehen, verbot sich mit Rücksicht auf die Schwierigkeit des Geländes und die Schweizer Armee. Eine Umfassung zwischen Verdun und der luxemburgisch-belgischen Grenze war nicht ausgiebig genug. Die nördlich Verdun die Maas überschreitende Armee lief beim Einschwenken nach Süden Gefahr, ihre Verbindungen zu verlieren, Belgien im Rücken, Verdun in der linken Flanke zu haben, während die offene rechte Flanke von zurückgehaltenen feindlichen Kräften bedroht war. Man mußte sich zum Durchmarsch durch Belgien entschließen. Es war ein Gebot der Not. Der Raum zwischen Schweizer und Luxemburger Grenze war zu eng für moderne Millionenheere. Der Kriegsschauplatz mußte sich weiten, wollte man die Massen zur Entfaltung bringen.

Hätte man sich trotzdem auf den Frontalangriff beschränkt, so drohte die Gefahr einer Umfassung durch ein Vordringen der Franzosen im Verein mit den Engländern und wohl auch den Belgiern durch Belgien. Unser Angriff wäre in gefährlichster Weise in der Flanke getroffen worden. Es war nicht anzunehmen, daß die Franzosen, wenn sie zum Angriff vorgingen, sich auf den engen Raum zwischen Oberrhein und Luxemburg zusammenpressen würden.

Die Rücksicht auf die italienische Hilfe konnte bei der Entscheidung über den Operationsplan nicht von wesentlichem Einfluß sein. Die versprochene Heranführung italienischer Korps an unseren linken Flügel nach dem oberen Rhein hielt Schlieffen für „eine Illusion". Etwa die Hälfte der italienischen Armee wurde an der Alpengrenze von zwei französischen

Armeekorps festgehalten. Jede der beiden Parteien wollte einen Angriff abwarten, den die andere gar nicht zu unternehmen beabsichtigte. Es war zu erwarten, daß auch diese beiden Korps bald von den Franzosen herangezogen würden, ohne daß deshalb mit einer italienischen Invasion über die Alpen zu rechnen war.

Graf v. Schlieffen.

Dieser sich allmählich vollziehenden Umgestaltung der Lage sah sich der Graf Schlieffen in den ersten Jahren seiner Diensttätigkeit als Chef des Generalstabes der Armee gegenüber. Er zog die Folgerungen daraus.

Zunächst stand er zwar noch auf dem Standpunkt Moltkes und Waldersees. Eine Offensive gegen die französische Festungslinie sei untunlich, schon weil unsere Fußartillerie nicht ausreiche. Die Franzosen würden hinter ihren Festungen wahrscheinlich unseren Angriff abwarten. Eine schnelle Entscheidung sei daher im Westen nicht zu erreichen. Wollten wir unsere Hauptkräfte im Westen verwenden, so mußten wir damit rechnen, daß, ehe die Franzosen aus ihren sicheren Stellungen herauskamen, die Fortschritte der Russen uns zum Abtransport einer erheblichen Anzahl von unseren Korps nach dem Osten zwingen würden. Im Osten schienen die Russen uns gegenüber am Njemen und Narew defensiv bleiben und mit ihren Hauptkräften Österreich angreifen zu wollen. Es war fraglich, ob Österreich diesem Angriff gewachsen war. Eine Niederlage, die Österreich zum Abschluß des Friedens nötigte, stellte uns allein der russischen und französischen Armee gegenüber. Österreich durfte daher nicht sich selbst überlassen bleiben.

Bald mußten dem Grafen Schlieffen aber *die Franzosen als der stärkere, gefährlichere Feind* erscheinen, *der möglichst mit Überlegenheit anzugreifen war*. Das erstarkte Frankreich hatte ein bestimmtes Ziel, seine verlorenen Provinzen konnte es nicht hinter der Sperrfortlinie erobern. Es mußte vorgehen. Trotzdem glaubte der Graf Schlieffen auch an der Offensive gegen die Russen zusammen mit den Österreichern zunächst noch festhalten zu müssen. Die Österreicher griffen sonst nicht an, und wir wurden in Ostpreußen vernichtet oder mußten eiligst zurückgehen. Interessant ist die von ihm eine Zeitlang geplante Durchführung des Angriffs. Eine räumlich so weit getrennte Operation gegen den Narew einerseits, anderseits von Galizien aus, wie sie Moltke und noch ausgeprägter Waldersee geplant hatten (S. 150 und 151), hielt er für untunlich. Mobilmachung und Aufmarsch der Russen waren inzwischen beschleunigt worden. Die Kräfte sollten an einer Stelle zusammengefaßt, der Feind durch die Deutschen aus Oberschlesien und dem südlichen Posen in der Richtung auf die Weichsel oberhalb Iwangorod,

durch die Österreicher von Westgalizien aus angegriffen werden. Ostpreußen war durch schwache Kräfte zu verteidigen.

Über die Art, wie der Angriff gegen die Franzosen zu führen sei, bildete er in den Jahren 1894 bis 1899 seine Ansicht aus. Die (S. 154) erörterten Schwierigkeiten des Frontalangriffs mußten zur Umfassung führen. Aber die Umfassung sollte zunächst noch mit dem Frontalangriff verbunden werden.

Die Franzosen waren uns in der Mobilmachung und im Aufmarsch voraus. Die Umgehung durfte daher nicht zu ausgedehnt sein, denn es lag für unseren Aufmarsch eine doppelte Aufgabe vor: Gegenangriff, falls der Feind, sobald er seinen Aufmarsch vollendet hatte, vorging, und Offensive, falls er hinter seinen Befestigungen stehen blieb.

Um die Wende des Jahrhunderts traten im Aufmarsch sechs Armeen in der Linie St. Vith—Trier—Saarbrücken—Saarburg—Straßburg auf, eine siebente gestaffelt hinter dem rechten Flügel bei Düren—Kall und südlich. Die 1. und 2. Armee sollten bei Donchery—Stenay die Maas überschreiten, in der rechten Flanke gegen die Belgier durch die 7. Armee gedeckt. Weiter links ging die 3. Armee über die Maas vor, die 4. und 5. Armee nahmen Nancy—Frouard—Pont St. Vincent ein und gingen südlich Toul unter Deckung hiergegen über die Mosel in Richtung Neufchâteau vor. Die 6. Armee deckte die linke Flanke. Der Abschnitt Verdun—Toul sollte zunächst nicht angegriffen werden.

Fast die gesamte Heeresmacht wurde hierzu verwendet, nur ganz schwache Kräfte wurden im Osten belassen, zum Grenzschutz und zur Täuschung des Gegners. Vor einem feindlichen Angriff mußte mit einem baldigen Rückzug hinter die Weichsel gerechnet werden. Zu einem solchen Rückzug ist man aber besser schwach als stark. Es kam darauf an, im Westen einen entscheidenden Sieg zu erfechten. War dies gelungen, so mußte man sehen, wie man das im Osten Verlorene wiedergewann.

Es mußte aber auch der Fall in Rechnung gestellt werden, daß in einem Kriege Deutschlands und Österreich-Ungarns gegen Rußland sich Frankreich im Anfange noch zurückhielt. Die Lösung dieser Aufgabe, die der Graf Schlieffen wählte, ist von hohem Interesse. Sie zeigt die Vielseitigkeit und Eigenart seiner strategischen „Aushilfen". Ein Angriff gegen Rußland wurde dann erforderlich. Er sollte mit der größeren Hälfte unserer Kräfte im Verein mit den Österreichern geführt werden. Eine starke Armee sollte aus Ostpreußen gegen den Narew-Abschnitt Pultusk—Lomscha, mit dem linken Flügel auf Bialystok vorgehen, eine schwächere Armee unter Deckung gegen Ossowjetz und Augustow die russische Njemenarmee nördlich umfassend angreifen. Die kleinere Hälfte des Heeres wurde in der Heimat bei den Garnisonen trans-

portbereit zur Verwendung nach dem Osten wie dem Westen zurückgehalten. Griffen die Franzosen, wie zu erwarten war, an, so sollten diese Korps mit der Eisenbahn überraschend gegen ihre linke Flanke vorgeführt werden. Der linke Flügel der Franzosen mußte, sie mochten vorgehen wie sie wollten, einmal seine sichere Anlehnung verlieren. Dann bot sich die Gelegenheit, die sehr viel stärkere französische Armee an einer Stelle mit Überlegenheit anzugreifen. Wenn wir von Hause aus uns zu diesem Angriff bereitstellten, würden die Franzosen unsere Absicht erkennen und ihre Vorkehrungen treffen.

In den folgenden Jahren führte Graf Schlieffen allmählich den Gedanken der Umfassung schärfer durch. Der Angriff gegen die Front fiel weg. Der linke Flügel in Lothringen bekam eine defensive Aufgabe. Fast die gesamten Kräfte sollten unter Anlehnung des linken Flügels an Metz die große Umgehung und Schwenkung ausführen, die wie eine gewaltige Walze durch Belgien und Nordfrankreich hindurch jede in Betracht kommende Stellung der Franzosen umfassen sollte. Der Kriegsschauplatz dehnte sich aus, für das Millionenheer wurde Raum geschaffen.

Gegenüber den Russen konnte man nach dem russisch-japanischen Krieg hoffen, für einige Zeit den Rücken frei zu haben. Es konnten daher fast alle Kräfte nach dem Westen gezogen werden. Man mußte aber mit England rechnen, das 100 000 Mann landen wollte. Die Landung in Jütland hielt Schlieffen nicht für wahrscheinlich, wahrscheinlicher war eine Operation der Engländer im Zusammenhang mit den Franzosen. Eine Hilfe der Italiener stellte Graf Schlieffen nicht in Rechnung. Auf dieser Grundlage entwickelte sich in der allerletzten Zeit seiner Diensttätigkeit der gigantische Plan, der den weiteren Kriegsvorbereitungen zugrunde gelegt werden sollte.

Gelang die Umfassung der Franzosen, wie sie bisher geplant gewesen, so bot sich ihnen eine neue Stellung in der Linie Aisneabschnitt—Reims—La Fère. Auch diese mußte umfaßt werden. Der rechte deutsche Flügel mußte daher noch weiter nördlich aufmarschieren, noch weiter durch Belgien ausholen. 23 Armeekorps, 12½ Reservekorps und 8 Kavalleriedivisionen waren dazu bestimmt, die große Linksschwenkung um den Drehpunkt Verdun auszuführen. Sie sollten in der Rheinprovinz längs der Grenze, mit dem linken Flügel bei Metz aufmarschieren.

In Lothringen verblieben zum Schutz der linken Heeresflanke, rechts von der Mosel, nur 3½ Armeekorps, 1 Reservekorps, 3 Kavalleriedivisionen, in Metz außer der Kriegsbesatzung 6 Landwehrbrigaden, in Straßburg außer der Kriegsbesatzung 1 Reservedivision, am Oberrhein 3½ Landwehrbrigaden, im Unterelsaß 1 Landwehrbrigade. Metz bildete den Stützpunkt für die große Schwenkung, aber ein Metz im Sinne einer

großen Feldstellung Mosel—Deutsche Nied—Saar, die mit starker, schwerer Artillerie auszustatten war.

Die Aufgabe der Lothringer Kräfte war, möglichst viele französische Truppen mit möglichst wenig deutschen zu fesseln. Zu Beginn des Krieges war daher ein Angriff auf Nancy vorgesehen. Es war möglich, daß die Franzosen einen Gegenangriff nach Lothringen machten. Dies konnte nur erwünscht sein. Je mehr Kräfte die Franzosen dafür verwendeten, um so besser für die Deutschen. Diese durften sich nur nicht in hartnäckige Gefechte einlassen. Immer blieb es ihre Aufgabe, einen möglichst starken Feind auf und nach sich zu ziehen und mit Hilfe des erweiterten Metz festzuhalten.

Die Durchführung des Angriffs beabsichtigte der Graf Schlieffen in folgender Weise:

Die Nordgruppe wurde so stark als irgend möglich gemacht: 9 Armeekorps und 5 Kavalleriedivisionen. Ihr folgten 7 Reservekorps zur Deckung der rechten Flanke und zur Einschließung Antwerpens. Außerdem sollten, sobald möglich, zwei der zunächst in Lothringen rechts der Mosel verbleibenden Korps mit der Bahn nachgeführt werden. So konnten im ganzen 18 Korps vorgeführt werden. Es war Sicherung geschaffen gegen die bei Antwerpen anzunehmenden Belgier und auch gegen die Engländer, falls sie dort landen sollten. Mit möglichster Beschleunigung sollte die Nordgruppe auf Brüssel—Namur vorgehen, die Bewegung verlangsamte sich entsprechend vom rechten Flügel nach links.

Die mittlere Gruppe, 6 Armeekorps, 1 Reservedivision, wendete sich gegen die Maaslinie Namur—Mézières,

die Südgruppe, 8 Armeekorps, 2 Kavalleriedivisionen gegen die Maas von Mézières bis Verdun.

5 Reservekorps sollten in Anlehnung an Metz die linke Flanke gegen ein Vorgehen des Feindes auf dem linken Moselufer aus der Linie Toul—Verdun decken.

Die mittlere und südliche Gruppe mußten jederzeit eines feindlichen Angriffs gewärtig sein.

16 Landwehrbrigaden folgten nördlich und südlich der Maas.

Die nördliche Gruppe nahm im weiteren Vorgehen die Richtung gegen den linken Flügel der französischen Stellung Mézières—Rethel—La Fère.

Die Franzosen mochten einen Gegenangriff machen; sie konnten es, da die Stellung Belfort—Verdun nur schwach besetzt zu bleiben brauchte. Wir zogen die beiden genannten Korps aus Lothringen heran. Der Gegenangriff konnte uns nur erwünscht sein. Unsere Korps marschierten geschlossen. Ihr linker Flügel war tunlichst gut angelehnt, ihr rechter war stark. Es war nicht wahrscheinlich, daß die Franzosen, die ihre Korps erst zusammenziehen mußten, das gesamte Heer so gut geordnet hatten.

Die Franzosen konnten aber auch in eine neue Stellung ausweichen. Eine Stellung hinter der Somme war nicht wahrscheinlich. In diesem Falle marschierte unser rechter Flügel auf Amiens, nötigenfalls auf Abbeville.

Bildeten die Franzosen eine große Defensivflanke hinter der Oise in Linie La Fère—Paris, links sich an die Festung Paris anlehnend, dann wurde die Stellung angegriffen wie im Belagerungskrieg, von Stellung zu Stellung vorgehend, und westlich und südlich um Paris herum umgangen. Dies war auch dann nötig, wenn der Feind die Oise aufgab und hinter die Marne oder Seine zurückging.

Es mußte durchaus versucht werden, die Franzosen durch Angriff auf ihre linke Flanke in östliche Richtung gegen ihre Moselfestungen, gegen den Jura und gegen die Schweiz zu drängen. Das französische Heer mußte vernichtet werden. *Das Wesentliche für den Verlauf der ganzen Operation war, einen starken rechten Flügel zu bilden*, mit dessen Hilfe die Schlachten zu gewinnen und in unausgesetzter Verfolgung den Feind mit eben diesem starken Flügel immer wieder zum Weichen zu bringen.

Die Kräfte schwinden bekanntlich im Fortschreiten der Offensive. Der Graf Schlieffen forderte daher, um seinen Plan durchführen zu können, die Heranziehung des sofort aufzubietenden Landsturms und der in den heimatlichen Festungen verbleibenden Landwehr für die Besetzung des Etappengebietes und die Sicherung der Eisenbahnen, ferner gleich im Anschluß an die Mobilmachung die Aufstellung von 8 Ersatzkorps aus Ersatztruppen. Diese mußten auf oder hinter den rechten Flügel gebracht werden, sobald die Eisenbahnen es erlaubten. So glaubte Graf Schlieffen zum Vorgehen gegen die Stellung Aisne—Oise—Paris auf 25 Armeekorps, 2½ Reservekorps und 6 neugebildete Armeekorps rechnen zu können. Davon waren 7 Armeekorps zur Umgehung von Paris, 6 neue Korps zur Einschließung von Paris auf der West- und Südfront in Ansatz gebracht.

Es war zu erwägen, was geschehen sollte, wenn die Franzosen von vornherein die Offensive ergriffen. Sie konnten zwischen Metz und Straßburg vordringen oder über den Oberrhein oder, was unwahrscheinlich war, durch die Schweiz nach Süddeutschland vorgehen. Der deutsche Operationsplan war so wenig wie möglich zu ändern. Die Deutschen, meinte der Graf Schlieffen, konnten, wenn sie auf ihren Operationen verharrten, sich versichert halten, daß die Franzosen schleunigst umkehren würden, und zwar nicht nördlich, sondern südlich von Metz in der Richtung, von wo die meiste Gefahr drohte.

Schwieriger wurde unsere Aufgabe, wenn die Franzosen einen Vor-

sprung in der Mobilmachung und im Aufmarsch hatten und mit den Engländern und Belgiern zusammen durch Belgien vorgingen. Erreichten sie vor uns die Linie Antwerpen—Namur, so war eine Umfassung unmöglich. Ein neuer Plan wurde nötig: nördlich Namur—Lüttich mußte ihr Vorgehen verwehrt werden. Wollten sie uns zurückwerfen, mußten sie auf dem rechten Maasufer vorgehen. Hierbei wurde ihre rechte Flanke von Metz—Diedenhofen—Trier angegriffen.

Auch nach seinem am 1. Januar 1906 erfolgten Rücktritt blieb der Graf Schlieffen im wesentlichen bei seiner Ansicht, als Rußland allmählich wieder erstarkte und gefährlich wurde. Nur ein Mindestmaß an Kräften sollte im Osten verbleiben: das Schicksal Österreichs wird nicht am Bug, sondern an der Seine entschieden. Aber den gesteigerten Aufgaben entsprechend hielt der Graf Schlieffen eine baldige Vermehrung der Zahl der Armeekorps für unerläßlich.

Hiermit schlossen die Vorarbeiten des Grafen Schlieffen für den zukünftigen Krieg ab. Die allmähliche Entwicklung seines gewaltigen Planes gestattet einen Einblick in die Gedankenarbeit dieses bedeutenden Mannes. In der Stille schuf er sein Lebenswerk, das er seinem Nachfolger als sein Vermächtnis hinterließ.

Die Offiziere des Generalstabes führte er durch Generalstabsreisen und Kriegsspiele in seinen Gedankengang ein.

Jährlich im Sommer und Herbst pflegte der Graf Schlieffen eine Große Generalstabsreise abwechselnd an der Ost- und Westgrenze zu machen. Der Winter wurde zu Operationsstudien und operativen Kriegsspielen benutzt. Da es sich um große Operationen handelte, konnte auf den Reisen im Gelände nicht viel durchgespielt werden, nur hier und da wurde eine wichtige Lage im Gelände besprochen, wenn es der Verlauf der Reise möglich machte. Die Absicht des Grafen Schlieffen war, den Teilnehmern der Reise einen Einblick in das gesamte, für die Operationen in Betracht kommende Gelände, insbesondere in das Grenzgebiet, zu verschaffen. Man hat dieses Verfahren öfter getadelt. Ich wüßte nicht, wie man es anders machen sollte. Die Gelegenheit, den Großen Krieg durchzuspielen, bot sich nur auf diesen Reisen. Es war unmöglich, zugleich im einzelnen Taktik im Gelände zu treiben, höchstens in großen Zügen. Dies mußte den Korps- und sonstigen Generalstabsreisen und Übungsritten überlassen bleiben. Die Ausbildung für den Großen Krieg war so wichtig, daß die wenigen großen Reisen dafür voll ausgenutzt werden mußten.

Der Graf Schlieffen stellte große Anforderungen an die Teilnehmer, die größten aber an sich selbst. Vormittags draußen zu Pferde, saß er nachmittags und abends am Arbeitstisch. Um 2 oder 3 Uhr morgens sah

man manchmal noch seine Lampe brennen. Auf die Schlußbesprechung waren wir immer sehr gespannt. Sie war geistreich, ungemein belehrend, oft sarkastisch und für die Parteiführer nicht immer erfreulich. Eine Fülle von Gedanken ergab sich hieraus wie aus den Winterkriegsspielen. Was für die erörterten Fragen wichtig ist, sei hier hervorgehoben.

Die Grundlage bildete in der Regel der Zweifrontenkrieg. Ein derartiger Krieg ist nicht durch das Zurückwerfen des einen oder des anderen Feindes, sondern durch möglichste Vernichtung erst des einen, dann des anderen Gegners zu Ende zu führen. Dieser Gedanke durchzog stets seine Ausführungen. Das Mittel besteht darin, daß man sich mit allen seinen Streitkräften oder wenigstens mit dem größten Teil in die Flanke oder den Rücken des Feindes begibt, ihn zur Schlacht mit verkehrter Front zwingt und in der für ihn ungünstigsten Richtung zurückdrängt. So hat es Friedrich der Große wiederholt angestrebt, so hat es Napoleon 1800, 1805, 1806 und 1807 ausgeführt. Moltke hat im August und September 1870 auf den gleichen Mitteln den Erfolg aufgebaut.

Es handelte sich um eine Operation auf der inneren Linie. Diese Operationen gelten, so führte der Graf Schlieffen aus, als das Vorzüglichste und Schwierigste, was ein Feldherr leisten kann. Napoleon wird als Vertreter der inneren Linie genannt und dem Feldmarschall Moltke nur die äußere Linie als Domäne zugewiesen, obgleich er gerade derjenige ist, dessen System war, kein System zu haben. Tatsache ist, daß Napoleon mehrfach auf der inneren Linie operiert hat, aber ebenso ist Tatsache, daß er zweimal auf der inneren Linie zugrunde ging. Es gelang ihm 1813 nicht, die Hauptarmee nach der Schlacht bei Dresden völlig zu vernichten, sie kam nach einiger Zeit wieder. Es gelang ihm ferner nicht, die Schlesische und die Nordarmee zu schlagen, sie wichen immer aus. Bei Ligny hat Napoleon auch gesiegt, aber er hat nicht vernichtet. Er wandte sich nach der anderen Seite, die besiegte Armee rückte nach, und es kam schließlich dazu, daß er bei Leipzig völlig umfaßt und bei Belle-Alliance von zwei Seiten angegriffen wurde.

Die taktische Lehre, die hieraus für den Krieg auf einem und demselben Kriegsschauplatz gezogen wurde, mußte auch operativ bei dem Zweifrontenkrieg auf mehreren, weit getrennten Kriegsschauplätzen gelten. Die Schwierigkeiten der Operation mußten wachsen. Es konnte uns wie Napoleon ergehen, daß der eine der Gegner nicht vernichtend getroffen wurde oder auswich. Der Transport starker Heeresteile von der einen Grenze Deutschlands nach der entgegengesetzten ist zeitraubend, der richtige Zeitpunkt dafür nicht leicht zu erfassen.

Der Graf Schlieffen legte auch Lagen zugrunde, die seinen tatsächlichen Absichten nicht völlig entsprachen. In einem Zweifrontenkrieg

wurde bei einer Generalstabsreise angenommen, daß Rußland und Frankreich angriffen und beide ziemlich gleichzeitig am 18. Mobilmachungstage die Grenze überschritten. Die deutschen Hauptkräfte wurden im Westen verwendet. Es gelang, die Franzosen am 27. Tage zu schlagen und auf ihre befestigten Stellungen an der Mosel und Maas zurückzuwerfen. Elf Armeekorps wurden nach dem Osten befördert. Aber Frankreich ist nicht erledigt, es wird wieder vorgehen, sobald es sich gesammelt hat, und den Kampf aufs neue beginnen. Nur eine Pause ist entstanden. Diese Pause will Deutschland benutzen und sich in möglichster Stärke gegen die in Ostpreußen eingedrungenen Russen wenden. Eine solche Operation ist nicht erwünscht, sie ist ein Notbehelf. Nebenbei sei darauf aufmerksam gemacht, daß von einer um Wochen oder gar um Monate rückständigen Mobilmachung der Russen in den vom Grafen Schlieffen für die Reisen gegebenen Grundlagen nie die Rede ist.

Für die Heeresbewegungen wies Graf Schlieffen immer darauf hin, daß die Armeeführer sich den Plan des Höchstkommandierenden zu eigen machen müßten. Ein Gedanke muß das ganze Heer durchdringen. Er tadelte wohl: es fehlte am Exerziermäßigen. Es muß sein wie beim Bataillonsexerzieren. Insbesondere bei der großen umfassenden Heeresbewegung durch Belgien und Nordfrankreich, meinte er mir gegenüber öfters, müßten die Armeen ausgerichtet wie die Bataillone vorgehen. Der rechte Flügel könne gar nicht stark genug sein, hinter jedem Korps müsse möglichst ein zweites folgen. Daß es mit dem Plan allein nicht getan war, führte er uns im Verlaufe der Reisen oft deutlich zu Gemüte. (S. 143 und 144.)

Im einzelnen spielte er im Osten und Westen die mannigfaltigsten Fälle durch, alles prüfend, auf jeden neuen Gedanken eingehend, immer bemüht, neue Möglichkeiten, neue Abhilfen zu finden.

Wiederholt wurde der Versuch gemacht, im Westen defensiv zu bleiben. Die Deutschen wollten abwarten und die Franzosen kommen lassen.

Der französische Angriff gegen Deutschland stellte sich jedesmal als sehr schwierig heraus. Ein Angriff mit der zusammengedrängten, tief gegliederten Masse des Heeres zwischen Metz und Straßburg hindurch scheiterte fast regelmäßig. Der schmale Raum wurde durch Straßburg, die Feste Kaiser Wilhelm II. und die Nordvogesen eingeschränkt. Die Franzosen konnten von Metz, von Straßburg, von der Saar her angegriffen werden. Sie konnten versuchen, mit einem Teil links oder rechts auszuholen. Umgingen sie die Festungsfront Metz—Diedenhofen nördlich mit einem Teile, so mußten sie luxemburgisches, wahrscheinlich auch belgisches Gebiet betreten. Sie konnten von deutschen, in der Gegend von Trier oder nördlich bereitgestellten Kräften in der linken Flanke angegriffen

werden. Holten die Franzosen mit ihrem rechten Flügel aus, um in das Elsaß einzudringen, so mußte ihr Vorgehen vor Straßburg und der Breusch zum Stehen kommen.

Immer ergab sich eine Trennung des französischen Heeres in mehrere Teile. Sie mußte noch größer werden, wenn die Franzosen versuchten, mit dem rechten Flügel den Oberrhein zu überschreiten. Bei allen Operationen trat auf deutscher Seite der große Vorteil des befestigten Moselabschnittes Metz—Diedenhofen für die Heeresbewegungen und Verschiebungen hervor, während er für die Franzosen eine Trennung hervorrief.

Eine andere Möglichkeit war noch für die Franzosen, frontal nur schwache Kräfte zu verwenden, die Masse des Heeres aber nördlich Verdun durch Belgien und Luxemburg vorzuführen. Zur Sicherung des rechten Flügels mußte dabei Metz—Diedenhofen abgeschlossen werden. Der Angriff konnte zu einer großen Rechtsschwenkung um den Drehpunkt Verdun gegen die untere Mosel führen. Die linke Flanke mußte die Anlehnung verlieren und wurde vom Rhein her angegriffen. Wollte man, um dies zu vermeiden, sich gegen die Mosel in der rechten Flanke sichern und den Marsch gegen den Rhein fortsetzen, so war die rechte Flanke bedroht. Eine exzentrische Bewegung, indem starke Teile gegen die Mosel einschwenkten, starke gegen den Rhein marschierten, war ebensowenig empfehlenswert. Wie man diesen Angriff auch ausführte, stets führte er in den Bogen zwischen Mosel und Rhein.

Die verschiedensten deutschen Maßnahmen gegen eine französische Offensive kamen zur Sprache.

Eine Stellung an der Nied und Saar als Mittel gegen einen französischen Hauptangriff in Lothringen wurde nicht gutgeheißen. Alle Stellungen haben das Gemeinsame, daß sie umgangen und umfaßt werden und dann unhaltbar sind. Die Zuflucht zu einer Stellung ist der Anfang vom Ende, wenn nicht außerhalb der Stellung noch Kräfte vorhanden sind, die einen Entsatz bewirken können. Selbst wenn die Verteidigung glückt, bedeutet dies nur eine frontale Abwehr, keine Vernichtung. Vernichtung wird nur durch Bewegung erreicht, nicht durch Stehenbleiben. Der zwischen Metz und Straßburg vordringende Gegner mußte daher von beiden Seiten, rechts um Metz herum, links über die Vogesen, umfaßt werden.

Holten die Franzosen nördlich Diedenhofen aus, so waren sie in der bereits erörterten Weise in der Flanke anzugreifen. Ein Vorgehen in das Elsaß veranlaßte keine besonderen Maßnahmen, einem Überschreiten des Oberrheins war leicht zu begegnen.

In allen Fällen wurde aber ersichtlich, daß trotz der Schwierigkeiten,

die einem französischen Angriff erwachsen, nicht unbeträchtliche deutsche Kräfte erforderlich sind, um ihm wirksam zu begegnen. Mit einigen wenigen Korps kommt man nicht aus.

Häufig wurde der Angriff der deutschen Hauptkräfte gegen Frankreich durchgespielt. Der frontale Angriff erwies sich als undurchführbar. Der Graf Schlieffen wies ausdrücklich darauf hin, daß auch die Lücke zwischen Epinal und Toul durch eine von Natur sehr starke Stellung ausgefüllt wird. Die andere Lücke zwischen Verdun und Montmédy ließ sich leicht hinter dem Loison sperren. Wer hier angriff, mußte gewärtig sein, von den Franzosen durch Belgien und Luxemburg umfaßt zu werden.

Bei dieser Sachlage, so führte der Graf Schlieffen bei einer Schlußbesprechung aus, haben Engländer und Amerikaner, die sich mit der Frage beschäftigt haben, als praktische und wenig skrupulöse Leute es als selbstverständlich angenommen, daß die Deutschen die Franzosen durch Belgien angreifen würden. Die Schweizer haben dem freudig zugestimmt, weil auf diese Weise eine Verletzung ihres Landes außer Frage stand. Die Franzosen wollten uns in der Flanke umfassen. Auch dies ist kaum anders möglich als durch Belgien oder Luxemburg. Belgien richtet sich auf alle Fälle ein und trifft seine Vorkehrungen. Man kann also wohl sagen, daß alle irgendwie in Frage kommenden Nationen den Durchmarsch durch Belgien als eine Tatsache hinnehmen.

Für die Deutschen kam dieser Durchmarsch in Frage, um die französische Stellung zu umfassen. Die Lösung, mit einem Teile des Heeres die Front anzugreifen, mit einem anderen Teil um Verdun herum bis Mézières vorzugehen, erwies sich als ungünstig. Sie führte zu einer Trennung des deutschen Heeres. Es zeigte sich bei den Generalstabsreisen auf Grund der verschiedensten Versuche, daß eine Umgehung mit dem gesamten Heere oder wenigstens mit seinem wesentlichsten Teil nördlich um Verdun herum, wie sie den Vorbereitungen für den Aufmarsch tatsächlich vom Grafen Schlieffen zugrunde gelegt wurde, die beste Lösung war. Nicht die Front Verdun—Belfort, sondern die Front Verdun—Lille mußte angegriffen werden. So weit nach Westen mußte man sich ausdehnen, um den nötigen Raum zur freien Bewegung zu gewinnen. Auf der neuen Front befanden sich auch Befestigungen, aber nicht so starke und nicht so schwer zu bewältigende, als auf der uns zugekehrten. Allerdings stellten sich auch Nachteile bei der Durchführung heraus. Die Breite des nördlichen Belgien ist so bedeutend, der Durchmarsch dauerte so lange, daß die Franzosen zu allen möglichen Gegenmaßregeln Zeit gewannen. Von einer Überraschung war keine Rede. Aber die Gegenmaßnahmen waren vielfach übereilt, sie konnten gegenüber der von vornherein planmäßig angesetzten

und unbeirrt durchgeführten Bewegung nicht rechtzeitig und nicht ausreichend zur Wirkung kommen.

Im Osten gestaltete sich die zugrunde gelegte Lage bei den Reisen verschieden, je nachdem wie weit die Russen vorgedrungen waren, bevor Verstärkungen aus dem Westen mit der Bahn heranbefördert werden konnten. Die Aussichten für eine Verteidigung mit schwächeren Kräften erwiesen sich als günstig. Bei ihrem Vorgehen vom Njemen und Narew her waren die Russen geteilt. Die masurischen Seen, die Befestigungen an den durch sie gebildeten Engen erschwerten das Zusammenschließen. Diese Zeit der Trennung, bis die Russen sich westlich davon vereinigt hatten, mußte ausgenützt und ein Teil geschlagen werden, ehe der andere herankommen konnte.

Wurden die Deutschen auf die Weichsel zurückgedrängt, so konnte der Fall eintreten, daß die Njemenarmee durch Ost- und Westpreußen gegen die untere Weichsel frontal vorging, während die Narewarmee zwischen Warschau und Wloclawek über die Weichsel ging, um den hinter der starken unteren Weichselfront stehenden Verteidiger zu umfassen. Dadurch trennte sich der Angreifer in zwei Teile. Mehrere Möglichkeiten ergaben sich. Unter Ausnutzung von Thorn und Posen, der Weichsel, der Netze und der vielen zwischen diesen Flüssen liegenden Seen wurde die linke Flanke der Narewarmee angegriffen. Aber auch ein Angriff über Marienburg—Elbing zur Umfassung des rechten Flügels der Njemenarmee erwies sich als besonders wirksam. Ein solcher Angriff wurde am 35. Mobilmachungstage durchgespielt.

Eine sehr interessante Lage spielte der Graf Schlieffen im Winter 1901 in einem operativen Kriegsspiel durch. Die Hauptkräfte sollten gegen Frankreich verwendet werden. Es handelte sich darum, hierzu den Russen gegenüber mehr Zeit zu gewinnen, als durch eine Verteidigung allein möglich war. Auch sollte Österreich entlastet werden, das den Hauptangriff der Russen auszuhalten hatte. Hierzu wurde frühzeitig ein kurzer Vorstoß gegen die Russen mit sieben Armeekorps und vier Kavalleriedivisionen unternommen. In Richtung auf Grodno vorgehend, sollte diese Armee in den beginnenden russischen Aufmarsch hineinstoßen, die gegenüberstehenden russischen Kräfte zurückwerfen und die große Petersburger Bahn nach Wilna—Grodno und die Bahn Baranowitschi—Bialystok zerstören. So mußte der russische Aufmarsch nach Wilna zurückverlegt werden. Dann wandte sich die deutsche Armee gegen die sich sammelnde Narewarmee, die entgegengehen, wahrscheinlich aber hinter den Bug oder auf Warschau zurückgehen konnte. Diese Offensive mußte die Franzosen zum Vorgehen bestimmen, wenn sie nicht ohnedies zum Angriff entschlossen waren. Der Angriff gegen sie wurde erleichtert, nachdem sie ihre befestigte Linie ver-

lassen und sich der deutschen Grenze genähert oder sie überschritten hatten. Die zu dem Vorstoß in Rußland verwendeten Korps wurden größtenteils zum Angriff gegen die Franzosen herangezogen. Es war zu erwarten, daß die Entscheidung im Westen auf oder nahe dem deutschen Gebiet fiel. Das Einladen und der Abtransport starker Kräfte nach dem Osten, wenn er später nötig wurde, gestaltete sich auf den heimischen Bahnen leichter als auf den vielfach zerstörten Bahnen im feindlichen Gebiet, wenn man weit nach Frankreich hinein vorgedrungen gewesen wäre. Der Graf Schlieffen legte auf diesen Umstand besonderen Wert.

Diesen Versuch dem tatsächlichen Aufmarsch zugrunde zu legen, hat er sich jedoch nicht entschlossen. Ich glaube, mit Recht. Ob die zum Vorstoß gegen Rußland verwendete Armee rechtzeitig aus der Offensive herausgezogen und nach dem Westen befördert werden konnte, mußte fraglich erscheinen. Es bestanden große Bedenken dagegen, die Franzosen zu weit gegen den Rhein vorkommen zu lassen. Warf man sie demnächst zurück und verfolgte sie nach Frankreich hinein, so ging der Vorteil des Einladens auf heimischen Bahnen wieder verloren, falls man sich erneut gegen Rußland wenden mußte.

General v. Moltke.

Der Nachfolger des Grafen Schlieffen, General v. Moltke, hielt den Hauptgedanken des Aufmarsches bis zum Beginn des Weltkrieges fest. Auch er legte den Schwerpunkt nach Frankreich, hier mußte mit allen verfügbaren Kräften die Entscheidung gegen den gefährlichsten Feind herbeigeführt werden. Sobald es anging, sollten Verstärkungen nach dem Osten befördert werden. Moltke rechnete damit, daß Frankreich nach Aufstellung seiner Kriegsformationen keine großen Reserven an Mannschaften mehr übrig habe. (S. 16, 20.) Werde Frankreich in den ersten großen Schlachten geschlagen, so sei es fraglich, ob es den Krieg auf lange Dauer weiterführen könne. Nahm man nach den Erfahrungen früherer Kriege an, daß die Russen langsam operieren würden, so konnte man hoffen, eine ausschlaggebende Entscheidung an der deutschen Westgrenze zu erreichen, bevor die Ereignisse an der österreichisch-russischen Grenze zu einer Entscheidung geführt hatten.

Auch in der Ausführung des Angriffs gegen die Franzosen verblieb es bei der bisherigen Absicht einer großen operativen Umgehung durch Belgien. Sie wurde um so nötiger, je wahrscheinlicher es wurde, daß die Franzosen und Engländer in Belgien einrücken würden (S. 41).

In dem Kräfteverhältnis zwischen rechtem und linkem Heeresflügel trat allmählich eine Verschiebung ein. Die in Lothringen aufmarschierenden Truppen waren vom Grafen Schlieffen so schwach als möglich gehalten

worden, ihre Aufgabe war vorwiegend defensiv. Alles kam ihm auf einen möglichst starken rechten Heeresflügel an. Der General v. Moltke trug Bedenken, das Elsaß gegenüber einem mit aller Wahrscheinlichkeit erfolgenden französischen Einbruch ganz ungeschützt zu lassen. Das Land sollte nicht sogleich bei eintretendem Kriegsfall geräumt und jeder feindlichen Bewegung preisgegeben werden. Das XIV. Armeekorps wurde mit der Deckung des Oberelsaß beauftragt, während der Oberrhein, wie nach dem Plan des Grafen Schlieffen, von Landwehrbrigaden örtlich gesichert wurde. Das Korps sollte vor einer „ernsten Operation" über den Oberrhein oder auf Straßburg zurückgehen. Ob das vereinzelte Korps einen wesentlichen Nutzen bringen konnte, muß dahingestellt bleiben; es konnte an anderer Stelle fehlen.

In den Entwürfen der folgenden Jahre wurden die Kräfte im Elsaß verstärkt. Die zwischen Metz und Nordvogesen in Lothringen aufmarschierende 6. Armee zählte 3 Armeekorps und 1 Reservekorps, die bei und nördlich Straßburg, mit 1 Korps bei Kolmar-Mülhausen sich versammelnde 7. Armee ebenso viel, im ganzen 8 Korps außer den Kriegsbesatzungen von Metz und Straßburg und einer Anzahl Landwehrbrigaden. Die Gesamtzahl blieb bis zum Kriege 1914 dieselbe, nur daß schließlich die 6. Armee 5, die 7 Armee 3 Korps zählte. Die Verstärkung der 6. Armee erfolgte mit Rücksicht auf eine mögliche französische Offensive beiderseits Metz.

Dem deutschen Aufmarsch gegen Frankreich, wie er nach dem Plane des Generals v. Moltke 1914 ausgeführt wurde, lag folgende Absicht zugrunde:

Die Hauptkräfte des deutschen Heeres, 1. bis 5. Armee, 26 Armee- und Reservekorps, sollten durch Belgien und Luxemburg nach Frankreich vorgehen. Ihr Vormarsch war als Schwenkung gedacht, deren Drehpunkt der befestigte Moselabschnitt Metz—Diedenhofen bildete. An Diedenhofen hatte die auf dem linken Flügel der Hauptkräfte befindliche 5. Armee mit ihrem linken Flügel Anschluß zu halten.

Diese Bewegung der Masse des Heeres in der linken Flanke zu schützen, war die Aufgabe, die die 6. und 7. Armee in Verbindung mit den Festungen Diedenhofen—Metz und der Niedstellung zu lösen hatten.

Der Festungsabschnitt Diedenhofen—Metz war der 5. Armee, die Niedstellung dem Gouverneur von Metz unterstellt. Es war dies eine von Armierungsarbeitern an der Französischen Nied zwischen Metz und der Saar hergestellte befestigte Feldstellung, die durch eine größere Anzahl von Landwehrbrigaden und durch schwere Artillerie besetzt wurde.

Die 6. Armee (fünf Armeekorps) marschierte südöstlich Metz im Raume Kurzel—Saarburg i. L.—Saargemünd, die 7. Armee (drei Armeekorps)

bei Straßburg und am Oberrhein auf. Beide unterstanden dem ältesten Armeeführer, dem Kronprinzen Rupprecht von Bayern.

Diesem gemeinschaftlichen Oberbefehlshaber war aufgetragen, gegen die Mosel unterhalb Frouard und gegen die Meurthe vorzugehen, um die dort versammelten französischen Kräfte festzuhalten und ihren Abtransport nach dem linken französischen Heeresflügel zu verhindern. Gingen die Franzosen aber ihrerseits zwischen Metz und den Vogesen mit überlegenen Kräften zum Angriff vor, so war es Aufgabe des Oberbefehlshabers, zunächst auszuweichen und eine Umfassung der Niedstellung und eine dadurch erfolgende Bedrohung der linken Flanke der deutschen Hauptkräfte durch die Franzosen zu verhindern.

Der 7. Armee fiel außerdem während der Aufmarschbewegung der Schutz des Oberelsasses und des südlichen Baden zu. Ein französischer Angriff von Belfort aus war wahrscheinlich. Einen Vorstoß schwacher französischer Kräfte sollte die 7. Armee zurückwerfen, „damit das Land nicht schutzlos jeder feindlichen Unternehmung preisgegeben würde". Gegenüber überlegenen Kräften hatte sie auf Straßburg und auf das rechte Rheinufer zurückzugehen. Aufgabe des Gouvernements Straßburg war es dann, die Linie Feste Kaiser Wilhelm II.—Breuschstellung—Straßburg zu halten.

Die dem Oberbefehlshaber der 7. Armee im Oberelsaß und im südlichen Baden zugewiesene Aufgabe war ausdrücklich nur als eine vorübergehende bezeichnet. Das Wichtigste war das unmittelbare Zusammenwirken mit der 6. Armee für die dem gemeinschaftlichen Oberbefehlshaber beider Armeen gestellten Aufgaben. Spätestens hatte dieses Zusammenwirken zu erfolgen, wenn die 7. Armee auf Straßburg und das rechte Rheinufer auswich.

Diesen Anweisungen lag der Gedanke zugrunde, daß ein starker französischer Angriff zwischen Metz und Vogesen, verbunden mit einem Vorstoß schwächerer Kräfte von Belfort aus nach dem Oberelsaß zu erwarten sei. Man nahm an, daß die in Elsaß-Lothringen verwendeten deutschen Truppen sich bezahlt machen, die französischen dem Gegner auf seinem linken Flügel fehlen würden. Das Ausweichen vor einem überlegenen französischen Angriff in Lothringen dachte man sich etwa so, daß die 6. Armee auf die Saar zurückging, so daß der nachdrängende Gegner von Metz und aus der Niedstellung von Norden und aus den Nordvogesen durch die herangezogene 7. Armee von Süden angegriffen werden konnte. Ob der Gegner die ihm hierbei zugedachte Rolle übernehmen würde, mußte freilich fraglich erscheinen.

Die „vorübergehende" Aufgabe der 7. Armee war nicht leicht. Ob der Gegner mit starken oder schwachen Kräften von Belfort vorging, war nicht

immer gleich zu übersehen. Ein Vorgehen der 7. Armee auf Mülhausen konnte zu einem Luftstoß führen und das rechtzeitige Zusammenwirken mit der 6. Armee für die Hauptaufgabe in Frage stellen.

Eine Verschiebung des Gesamtplanes gegenüber der Schlieffenschen Absicht ist nicht zu verkennen. Dem Grafen Schlieffen war ein französischer Gegenangriff in Lothringen erwünscht erschienen. Nicht mehr als 4½ Korps wollte er außer Kavallerie, Festungsbesatzungen und Landwehren in Elsaß-Lothringen verwenden. Mit möglichst schwachen Kräften sollten hier möglichst starke französische gebunden, im übrigen aber die große Schwenkung durch Belgien unbeirrt fortgesetzt werden, auch wenn die Franzosen in Lothringen zum Angriff vorgingen. Graf Schlieffen nahm an, daß sie umkehren würden. Der General v. Moltke beabsichtigte, unter Verwendung stärkerer Kräfte in Lothringen den Gegner durch Vorgehen festzuhalten oder, falls er seinerseits zwischen Metz und Vogesen vorging, wenn möglich, zu schlagen. Es liegt hier eine gewisse Verschiedenheit in den operativen Ansichten vor. Auf einer Großen Generalstabsreise hatte es General v. Moltke bei der Schlußbesprechung als Ziel der großen Umgehung durch Belgien bezeichnet, die Franzosen außerhalb ihrer Festungen im freien Felde anzugreifen. Kämen uns die Franzosen durch ihren Angriff in Lothringen entgegen, so sei dies Ziel hierdurch bereits erreicht. Er tadelte es, daß der deutsche Führer in diesem Falle trotzdem die Bewegung in Belgien fortgesetzt hatte: er hätte einschwenken und zur Entscheidung heranmarschieren müssen. Da General v. Moltke, wie erwähnt, persönlich 1914 mit einem französischen Hauptangriff in Lothringen rechnete, mag diese Anschauung dazu beigetragen haben, den linken Heeresflügel zu verstärken, die überragende Bedeutung des rechten Flügels abzuschwächen.

Ein frühzeitiger Abtransport der 7. Armee mit der Bahn nach dem rechten Heeresflügel war bis 1910 bearbeitet worden für den Fall, daß kein großer französischer Angriff in Lothringen erfolgte. Später wurde er nicht mehr besonders bearbeitet, war aber jederzeit möglich, da der Chef des Feldeisenbahnwesens hinreichende Transportzüge hinter dem Aufmarschgebiet jederzeit für diese wie für andere Verschiebungen bereit hielt. Die Absicht einer solchen Verschiebung vom linken nach dem rechten Heeresflügel, die schon bei Schlieffen vorhanden war, bestand nach wie vor. Man glaubte jedoch, erst einen Erfolg erreichen und dann noch verschieben zu können. Es mußte schwierig werden, die Kräfte rechtzeitig auf den rechten Heeresflügel zu bringen, wenn die 6. und 7. Armee zu weit gegen die Meurthe und Mosel vorgingen. Festhalten konnten sie nur durch Angriff, auch wenn dieser nur demonstrativ gedacht war.

Das Zusammenwirken der Festungen Metz—Diedenhofen, der Niedstellung und der beiden Armeen zum Schutze der linken Heeresflanke

wurde durch die verschiedenen Befehlsstellen erschwert. Nach den im Kriege gemachten Erfahrungen würden wir heute sie sämtlich zu einer Heeresgruppe mit besonderem Oberkommando zusammenfassen.

Der Moltkesche Plan konnte zu einem großen Erfolge in Elsaß-Lothringen führen. Der Grundgedanke der Umgehung durch Belgien mit möglichst starkem rechten Flügel mußte aber unbeirrt festgehalten, alles Entbehrliche rechtzeitig vom linken auf den rechten Heeresflügel geschoben werden. Es durfte nicht dazu kommen, daß stärkere deutsche Kräfte in Lothringen von schwächeren französischen gefesselt wurden. *Alles kam auf die Ausführung an.*

Der Schlieffensche Plan war einfacher. Der Hauptgedanke wurde mit größter Schärfe durchgeführt, alle anderen Rücksichten traten demgegenüber zurück.

Der Verlauf 1914 hat den Erwartungen nicht entsprochen. Es gelang nicht, entbehrliche Kräfte rechtzeitig vom linken auf den rechten Heeresflügel zu bringen, dieser blieb zu schwach und wurde durch Abgaben weiter geschwächt. Die 6. und 7. Armee wurden nach der Schlacht in Lothringen nicht rechtzeitig festgehalten, vielmehr angewiesen, über die Mosel zwischen Toul und Epinal durchzubrechen, während der rechte Heeresflügel links einschwenken sollte. Aus der großen Umgehung durch Belgien und Nordfrankreich sollte nun eine Umfassung rechts und links, eine Einkreisung werden. Sie mißlang auf beiden Seiten.

Es legt dies die Frage nahe, ob es sich nicht empfohlen hätte, von vornherein die Kräfte mehr auf dem entscheidenden rechten Flügel zusammenzuhalten, die 6. und 7. Armee unter Einschränkung ihrer Aufgabe zu schwächen, um so mehr, als wir im ganzen den vereinigten Gegnern im Westen nicht unbeträchtlich unterlegen waren.

Freilich war hierbei eine große Schwierigkeit zu überwinden. Unser rechter Flügel mußte bei voller Ausnutzung unserer Eisenbahnlinien beim Aufmarsch bis Krefeld ausgedehnt werden. Um nach Belgien zu gelangen, mußte die auf dem rechten Flügel befindliche 1. Armee nach Aachen zusammengezogen werden, durch Aachen hindurchmarschieren und zwischen Lüttich und der holländischen Grenze die Maas überschreiten. Die Neutralität Hollands sollte unter allen Umständen geachtet werden. Nur eine Straße führte außerhalb des Festungsbereiches unterhalb Lüttich bei Visé über die Maas. Jenseits der Maas mußte die 1. Armee nach rechts heraus aufmarschieren, ein sehr schwieriges Manöver. Vorbedingung für die ganze Bewegung war, daß wir im Besitz Lüttichs waren. Lüttich, eine große Festung, durch belagerungsmäßigen Angriff zu nehmen, war zu zeitraubend. Es sollte durch einen überraschenden Handstreich vor Beginn der Operationen in Besitz genommen werden. Ein kühner Gedanke. Er

gelang bekanntlich, dank dem Eingreifen des Generals Ludendorff, der hier seinen ersten Kriegsruhm erwarb.

Die 1. Armee hat die genannten Schwierigkeiten überwunden. Was wir an weiteren Kräften in der ersten Linie auf diese Weise nicht vorbringen konnten, hätte unmittelbar dahinter in zweiter Linie folgen können. Hierhin, nicht auf den linken Flügel, gehörten auch später die Ersatzdivisionen, als sie verfügbar wurden.

Das planmäßige Einschwenken des rechten Heeresflügels nach links führte uns von der Küste ab. Der Großadmiral v. Tirpitz spricht in seinen „Erinnerungen" die Ansicht aus, unser wichtigstes Ziel hätte sein müssen, nach Calais zu gelangen, um die englische Etappenlinie zu durchschneiden. Wurden den Engländern die Kanalhäfen verschlossen, so waren sie gezwungen, die Überschiffung nach Cherbourg oder gar nach Brest, also in den Atlantik, zu verlegen. Der Hauptgegner sei England gewesen, ihn hätte man treffen müssen. Ich glaube, daß dies zu Beginn des Krieges für das Heer nicht zutrifft. Es war zunächst Sache der Flotte, England zu treffen. Das Heer mußte, ehe wir den Besitz von Calais erstrebten, mit den Franzosen abrechnen. Diese rasch niederzuwerfen, war unser erstes Kriegsziel. Dann erst hatten wir freie Hand und konnten uns Rußlands erwehren wie auch die erforderlichen Maßnahmen gegen England treffen. Die Bedeutung der Kanalhäfen für die Kriegführung soll damit keineswegs unterschätzt werden. Der Schlieffensche Plan mußte uns, wenn er gelang, gleichzeitig mit dem Hauptergebnis auch in den Besitz von Calais bringen. Im weiteren Verlauf des Krieges war ich auch der Ansicht, daß unsere Operationen im Westen sich vor allem gegen die Engländer als den Hauptfeind richten müßten. Wir befanden uns nicht mehr in einem Zweifrontenkrieg, sondern in einem Dreifrontenkrieg. Es war dies auch der Gedanke, der unserer großen Offensive im März 1918 zugrunde lag. Das Oberkommando der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht war daher damals für den Hauptangriff in Flandern, der uns in Besitz der Küste bringen sollte, wie auch der General Ludendorff in seinen „Kriegserinnerungen" (S. 487) erwähnt. Die Gründe, die die Oberste Heeresleitung zu einer anderen Angriffsrichtung führten, sind daselbst (S. 473) angegeben.

Gegenüber Rußland hatte sich bis zum Jahre 1914 unsere Lage allmählich seit den Zeiten des Grafen Schlieffen geändert. Dem mußte General v. Moltke Rechnung tragen.

Auf einen sogenannten Aufmarsch II für den Fall, daß wir es zunächst nur mit den Russen zu tun hatten, während die Franzosen und die Engländer sich noch zurückhielten, braucht nicht näher eingegangen zu werden. Der Fall war zu unwahrscheinlich. In demselben Augenblick, in dem wir gegen Rußland aufmarschierten, wären die Franzosen gegen

uns aufgetreten. Die inzwischen bekannt gewordene französisch-russische Militärkonvention beweist es. Es handelte sich somit gegenüber Rußland nur um die Verteidigung, während die Entscheidung in Frankreich gesucht wurde.

Mit so geringen Kräften, wie es der Graf Schlieffen beabsichtigt hatte, konnte man jetzt im Osten nicht mehr auskommen. Rußlands Heer erstarkte zusehends. Mobilmachung und Aufmarsch wurden wesentlich beschleunigt. Man mußte mit baldiger Offensive der Russen rechnen. Dreizehn Divisionen wurden dazu bestimmt, sie abzuwehren. Es war reichlich viel. Der Gedanke, Ostpreußen nicht zu früh aufzugeben, mag, ähnlich wie im Elsaß, bestimmend gewesen sein. Auch die Rücksicht auf die Österreicher wirkte mit, die unter Umständen auch Serbien und Montenegro zu Feinden hatten. Rumänien war unsicher, das Verhältnis zu Italien war gespannt. Dem Führer in Ostpreußen sollte überlassen werden, wie er die Operationen führen wollte, defensiv oder offensiv. Es wurde aber den Österreichern eine Offensive gegen den Narew zugesagt, die von ihnen als Bedingung für ihren Angriff zwischen Weichsel und Bug gestellt wurde.

Die Verstärkung der von vornherein gegen Rußland zu verwendenden Heeresteile hatte nur auf Kosten des Westheeres erfolgen können. Dagegen bestanden Bedenken. In der letzten Zeit vor dem Kriege war daher unsere im Osten operierende 8. Armee um 2 Reservekorps vermindert worden, die im Westen aufmarschierten. An ihre Stelle sollte eine Anzahl Ersatzdivisionen treten. Trotzdem wurde die Zusage eines Angriffs gegen den Narew aufrechterhalten.

Wie sehen, es traten hier und da Schwierigkeiten ein, es reichte im Osten und Westen nicht ganz. Die Hilfe der Italiener konnte uns im Westen keinen sicheren Ersatz für die Verminderung unserer Kräfte bieten. Zwar war die Heranführung von fünf italienischen Korps und zwei Kavalleriedivisionen an den Oberrhein uns versprochen worden, das Versprechen wurde aber zeitweise zurückgezogen. Unserem Ersten Oberquartiermeister wurde 1913 in Rom das Versprechen erneuert, die Zusage demnächst auf drei Korps und 2 Kavalleriedivisionen vermindert. Ich habe nie daran geglaubt. Italien fürchtete England wegen seiner ungeschützten Küste. Sein Verhältnis zu Frankreich wurde immer freundschaftlicher, zu Österreich gespannter. Ich war stets überzeugt, daß ein Angriff der Italiener gegen die französische Alpengrenze nicht zu erwarten war.

Die Lage 1914 vor dem Kriege.

Der Gedankengang liegt nunmehr klar zutage, der den Generalstab zu seinem Operationsplan geführt hat. War dieser Plan auch

1914 noch richtig, oder haben die Kritiker des Generalstabes recht, die kurzerhand den Plan verwerfen und die Offensive gegen Rußland als die einzig richtige Lösung der Frage bezeichnen? Eine eingehende Beweisführung haben die Kritiker allerdings, soweit mir bekannt, unterlassen.

Angreifen mußten wir. An der Grenze in Erwartung des feindlichen Angriffs stehen zu bleiben war ausgeschlossen. Militärisch hat ein solcher Plan stets versagt, wirtschaftlich wäre es unser Ruin gewesen. Der Operationsentwurf des älteren Moltke konnte nicht für alle Verhältnisse und Zeiten gelten. Er selbst hätte dies am wenigsten beansprucht.

Für die Offensive gegen Rußland sprach mancherlei. Wir konnten hoffen, unsere operative Überlegenheit auszunutzen und zu einem entscheidenden Schlage zu gelangen. Daß wir ein Recht dazu hatten, beweist der Verlauf des Krieges. Selbst der Durchbruch gelang im Osten bei Gorlice. Immerhin war es möglich, daß die Russen wie 1812 ausweichen und ins Innere des Landes zurückgehen würden. Mobilmachung, Aufmarsch, die offensive Stimmung des Heeres und des obersten Führers ließen zwar erwarten, daß das russische Heer sich zum Kampfe stellen würde. Die Rücksicht auf polnische und ukrainische Bestrebungen mußte die Russen veranlassen, ein so weites Gebiet nicht von vornherein aufzugeben. Auch die Gefahr einer sozialen Revolution wirkte in dieser Richtung ein. Es sind dies die Gründe, die der österreichische Chef des Generalstabes, General Conrad v. Hötzendorf, vor dem Kriege gegenüber dem General v. Moltke geltend machte. Der tatsächliche Aufmarsch der Russen 1914, ihre Offensive gegen Deutschland und Österreich, die energische Kriegführung des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch könnten auch für die Annahme sprechen, daß der Gegner den Kampf angenommen und ein Ziel für den Angriff mit unseren Hauptkräften geboten hätte. Allerdings hat seinen Maßnahmen wohl die Annahme zugrunde gelegen, daß wir im Osten nur mit schwächeren Kräften aufmarschierten.

Eine Verteidigung der in weitem Bogen laufenden Ostgrenze, die der natürlichen Stärke entbehrt, war schwer durchzuführen, wie der ältere Moltke bewiesen hat. Ob die Österreicher imstande sein würden, die russischen Hauptkräfte auf sich zu ziehen, mußte mit Rücksicht auf das Verhältnis Österreichs zu Serbien, Montenegro, Rumänien und Italien fraglich erscheinen.

Daß eine Verteidigung gegen die Franzosen einfacher zu führen und die Westgrenze leichter defensiv zu halten wäre, traf dagegen nicht mehr zu. Der Rhein konnte nicht mehr in der Weise als Hindernis gelten, wie zu des älteren Moltke Zeiten. Die Verteidigung gegen den baldigst zu erwartenden, starken französischen Angriff war mit schwachen Kräften nicht zu führen. Die Moltkesche Stellung vorwärts der Saar reichte dazu, wie

erörtert, nicht aus. Der großen Gefahr einer Umgehung durch Belgien war schwer zu begegnen. Der frühere Chef des belgischen Generalstabes, General Ducarne, hat in einem Aufsatz „Evolution stratégique" in der Brüsseler „Chronique" vom 15. Dezember 1912 geäußert, die Franzosen würden mit Sicherheit durch Belgien vorgehen, wenn Deutschland im Westen zur Defensive gezwungen würde und im Osten stark beschäftigt wäre. „Der Vorteil eines Vorgehens durch Belgien ist für die Franzosen ebenso angezeigt, wie für die Deutschen" (Schwertfeger a. a. O., S. 90). Gothein (a. a. O. S. 32) meint, wir hätten die Offensive des Gegners durch Belgien vereint mit den Belgiern spätestens an der Maas zum Scheitern bringen können. Wie dies geschehen sollte, ist mir nicht klar.

Gewiß war der französische Angriff recht schwierig, wie er auch geführt werden mochte. Wirksame Gegenmaßnahmen hatte der Graf Schlieffen genug gefunden. (S. 162 u. 163.) Alle aber erforderten ein erhebliches Maß von Truppen, wollte man den Gegner nicht von vornherein weit in unser Land hineinkommen lassen. Für die entscheidende Offensive im Osten reichten die Kräfte dann nicht aus.

Operative Rücksichten waren nicht allein maßgebend. Keinesfalls durfte der Gegner bis an den Rhein kommen. Andernfalls war unser rheinisch-westfälisches Industriegebiet aufs äußerste gefährdet, unser Saarkohlenrevier und Lothringer Erzrevier verloren. Leider lagen unsere wirtschaftlich wichtigsten Gebiete an den Grenzen, im Osten das oberschlesische Kohlengebiet, unsere posensche und ostpreußische Landwirtschaft. Die wichtigsten mußten wir schützen, alle zu schützen war unmöglich. Verloren wir die Westreviere, wurde die Kriegführung unmöglich.

Die große Offensive gegen Rußland war nicht mehr so einfach, wie es der ältere Moltke annahm. Die konzentrische Operation der vormarschierenden Deutschen und Österreicher gegen den um Warschau versammelten Feind hätte ihn dort nicht mehr vorgefunden. Er hatte seinen Aufmarsch inzwischen aus Polen in die Linie Kowno—Grodno—Bialystok —Brest Litowsk zurückverlegt (S. 74). Einen größeren Vorsprung besaßen wir nicht mehr, der Feind war bereit. Bei der Operation aus Ostpreußen gegen den Narew und aus Galizien auf Brest-Litowsk konnten Deutsche wie Österreicher auf den inneren wie äußeren Flügeln umfaßt werden. Diese Befürchtung äußerte der k. u. k. Chef des Generalstabes, General v. Conrad, auch vor dem Kriege gegenüber Moltke. Zwischen den inneren Flügeln von Mlawa bis Sawichost (an der Weichsel südwestlich Lublin) war eine Lücke von 300 km. Wenn die Österreicher nach Osten ausholten, um den Gegner gegen die Polesie zu drücken und sein Ausweichen auf Kiew zu verhindern, wie Moltke es wünschte, konnten sie von Kowel her angegriffen werden, wie Conrad es befürchtete. Auf den äußeren Flügeln

mußten die Deutschen sich erst durch eine Offensive gegen den Njemen, die Österreicher gegen Proskurow (östlich Tarnopol) Luft machen. Die Offensive gegen den befestigten Narew war an sich schwierig und, wie erörtert und von Waldersee selbst zugegeben, von der Witterung abhängig (S. 151).

Der Angriff gegen Rußland erforderte somit bedeutende Kräfte. Für die Verteidigung im Westen blieb nicht genug übrig. Freilich haben wir 1915 Rußland angegriffen und im Westen unsere Linien doch gehalten. Aber hier war der Krieg zum Stellungskrieg erstarrt. Wir standen weit in Feindesland, unsere Grenzen waren gesichert. Eine Entscheidung im Osten, wie sie nötig gewesen wäre, um nun alle Kräfte nach dem Westen zu befördern, wurde aber doch nicht erreicht.

Vor allem aber sprach gegen den Angriff im Osten die Befürchtung, daß er zu einem Luftstoß würde, wenn die Russen ins Innere des Landes auswichen. Es war dies der Hauptgrund, den General v. Moltke geltend machte.

So mußte man trotz vieler „Wenn" und „Aber" den Angriff gegen Frankreich, den gefährlicheren Feind, vorziehen. Zu des älteren Moltke Zeit konnte man noch annehmen, daß die Russen vorgehen, die Franzosen zunächst hinter den Festungen den Angriff erwarten würden. Jetzt war sicher, daß die Franzosen angreifen würden. Eine Entscheidung mußte bald fallen. Der ältere Moltke hatte Bedenken, ob dadurch der Widerstand der Franzosen endgültig niedergerungen würde. Er erinnerte an den heftigen Widerstand der französischen Republik 1870/71 nach den schwersten Niederlagen des Kaiserreichs. Aber damals war das französische Heer kein Volksheer, die Armee des Kaisers war im wesentlichen eine Berufsarmee. Erst nach ihrem Zusammenbruch führte die Republik die allgemeine Wehrpflicht durch. In Gambetta fand sich ein tatkräftiger Organisator. Für die neuen Armeen der Republik standen Menschen genug zur Verfügung. Der Zahl nach waren die Franzosen im zweiten Teil des Krieges überlegen. 1914 aber hatte Frankreich nach Aufstellung der Kriegsformationen seinen Mannschaftsbestand zum größten Teil aufgebraucht. Es ließen sich natürlich noch manche Aushilfen finden, und sie wurden auch, ebenso wie bei uns, im Laufe des Krieges ausgenutzt. Erhebliche Verstärkung konnte aber hauptsächlich nur die „schwarze Armee" und auch diese nur allmählich bringen (S. 16, 20). Neue Heere, wie 1870/71, konnte Frankreich 1914 nicht ohne weiteres aufstellen, wenn es so entscheidende Niederlagen wie damals erlitten hätte.

Trotzdem mußte es schwer sein, Frankreich endgültig niederzuringen, dessen war sich der Generalstab wohl bewußt. Dasselbe galt aber auch für Rußland. Alles mußte darangesetzt werden, auf einer der beiden Fronten eine schnelle Entscheidung zu erreichen. Alle

irgendwie verfügbaren Kräfte mußten dazu rücksichtslos herangezogen werden. Ein anderes Mittel gab es nicht, wir hatten keine Wahl. Es mußte also versucht werden.

Freilich, ein untrügliches Mittel war dies nicht: eine Sicherheit gibt es im Kriege nicht. Wer sie nach allen Seiten erreichen will, kommt nirgendwo zum Handeln. Gelang uns eine baldige Entscheidung nach einer Seite nicht, so stand uns ein schwerer Krieg, ein langes Abringen der Kräfte bevor. Niemand konnte den Verlauf voraussehen. Auch schon im Anfang konnte der Krieg verloren gehen.

Ging die 8. Armee, wie es beabsichtigt war, schon im August 1914 hinter die Weichsel zurück, während die Österreicher Ende August östlich Lemberg geschlagen wurden und die Marneschlacht im September mit unserem Rückzug endete, so war der Krieg vielleicht verloren. Die Österreicher wären wahrscheinlich zusammengebrochen, Berlin binnen kurzem bedroht gewesen. Aber die Tage von Tannenberg brachten einen glänzenden Umschwung.

Wollten wir eine schnelle Entscheidung im Westen erreichen, so mußten wir *durch Belgien marschieren*.

Professor Dr. Steinhausen (a. a. O. S. 5 und 41) meint, wir hätten warten und erst nach Belgien einmarschieren sollen, wenn die Franzosen und Engländer die belgische Neutralität verletzt hätten. Warteten wir, so verloren wir unersetzliche Zeit in einem Augenblick, in dem alles auf Schnelligkeit ankam. Der Gegner wäre uns zuvorgekommen. Es war sicher, daß die Franzosen den Abschnitt Givet—Namur, die Belgier Namur—Lüttich besetzten, die Engländer rechtzeitig herankamen. Lüttich war nicht mehr durch Handstreich zu nehmen, die Maas nicht zu überwinden, die 1. Armee nicht jenseits der Maas zu entfalten. Lediglich durch die überraschende Schnelligkeit kamen wir dem Gegner an der Maas zuvor, sprengten die geplante Vereinigung der Franzosen, Belgier und Engländer auseinander und standen Anfang September an der Marne.

Die schon oft erwähnten Kritiker (Gothein a. a. O. S. 35, Steinhausen a. a. O. S. 40, 42) behaupten, daß „die militärischen Gewalten weder die Psychologie der Völker noch die Imponderabilien wie die öffentliche Meinung in Rechnung gestellt", „den politischen und moralischen ungeheuren Schaden gering eingeschätzt, den letzteren vielleicht gar nicht einmal vorausgesehen" hätten. Alle diese Umstände waren im Generalstabe erwogen worden. Insbesondere verkannte General v. Moltke die großen Schwierigkeiten nicht, die mit einem Vormarsch durch Belgien verbunden waren. Trotzdem wir keinen Besitz belgischen Gebietes erstrebten und das Land nur als Durchmarschgebiet brauchten, hielt er es für ausgeschlossen, daß es unserer Diplomatie gelingen würde, ein entsprechendes Abkommen

mit Belgien zu treffen. Wir müßten damit rechnen, daß Belgien einen deutschen Vormarsch durch sein Gebiet als Kriegsfall betrachten und sich sofort auf die Seite unserer Gegner stellen würde. Eine Verletzung der belgischen Neutralität werde auch England zu unserem Gegner machen, um Deutschland zu verhindern, daß es sich an der ihm gegenüberliegenden Küste festsetze. Gerade in den letzten Jahren vor dem Kriege erwog daher General v. Moltke gewissenhaft die Frage, ob wir nicht um den Preis der englischen Neutralität auf den Vormarsch durch Belgien verzichten könnten. In operativen Studien wurde der Angriff gegen Frankreich ohne Verletzung der belgischen Neutralität versucht. Er erwies sich als untunlich. General v. Moltke kam zu der Überzeugung, daß England auf der Seite unserer Gegner zu finden sein würde, ob wir durch Belgien marschierten oder nicht. Auf unbestimmte Versicherungen Englands hin auf die einzige Aussicht zu verzichten, die uns einen raschen Feldzug gegen Frankreich ermöglichte, hielt er für außerordentlich gefährlich. Wir würden uns die Schwierigkeit eines frontalen Angriffs gegen die befestigte französische Ostfront auferlegen, ohne die Gewähr zu haben, daß England nicht im gegebenen Augenblick doch gegen uns eingriff. England halte Deutschland für stärker als Frankreich und werde eine Niederlage Frankreichs und eine Machtvergrößerung Deutschlands im Interesse des von ihm jederzeit erstrebten europäischen Gleichgewichtes zu verhindern suchen. Wir müßten daher England zur Zahl unserer Gegner hinzuzählen und darauf rechnen, außer der belgischen Armee auch englische Truppen in Belgien zu bekämpfen.

So mußten denn alle Rücksichten zurücktreten, es handelte sich um das Dasein unseres Staates. Wir wußten keine bessere Operation zu finden. Die politische Frage war übrigens vornehmlich Sache des Reichskanzlers, dem die Absichten des Generalstabes bekannt waren (S. 109). Mit Recht beklagt sich Großadmiral v. Tirpitz in seinen „Erinnerungen" (S. 228) darüber, daß er über den Einmarsch in Belgien nicht unterrichtet war, der doch sofort maritime Fragen aufwerfen mußte.

In der Schrift Gotheins (S. 33) wird die vernichtende Kritik des Operationsplanes dahin zusammengefaßt: der Plan des Generalstabes habe die falsche Voraussetzung gehabt, daß Belgien den Durchmarsch widerstandslos über sich ergehen lasse, England neutral bleibe, und es uns gelinge, Frankreich niederzuwerfen, bevor die Mobilmachung der Russen soweit gediehen sei, daß sie offensiv werden konnten. „Alle drei Voraussetzungen erwiesen sich als irrig."

Alle drei Behauptungen sind falsch. Wir nahmen Belgien von vornherein auf seiten unserer Feinde an, rechneten unbedingt mit England als Feind und wußten längst, daß wir einen solchen Vorsprung vor der russischen Mobilmachung nicht mehr hatten.

Es kann bezweifelt werden, ob die ursprünglich für den Osten bestimmten Kräfte genügten. Die Verhältnisse hatten sich geändert seit der Zeit des Grafen Schlieffen. Mußten diese Kräfte verstärkt werden, so durfte dies keinesfalls auf Kosten des Westheeres geschehen. Sonst brach man der entscheidenden Offensive die Spitze ab.

Nur eine rechtzeitige Verstärkung des Heeres, wie sie der Generalstab vor dem Kriege erstrebte, konnte helfen. Wenn auch die Vertretung der militärischen Forderungen gegenüber dem Reichstag lediglich dem Kriegsministerium oblag, so kann man doch angesichts der Tragweite dieser Forderungen die Frage aufwerfen, ob nicht der Chef des Generalstabes der Armee seine Persönlichkeit schärfer dafür hätte einsetzen können. Drei Armeekorps, die der General Ludendorff haben wollte, mehr, und das Zünglein der Wage neigte sich an der Marne zu unseren Gunsten, während wir im Osten für die Verteidigung stark genug waren.

Standen uns diese Korps nicht zur Verfügung, und mußten wir, wie es geschah, mit dem auskommen, was wir hatten, so mußte im Osten mit den geringen Kräften operiert werden, so gut es ging. Die Aussichten der Verteidigung waren bei der Trennung des Gegners durch die masurischen Seen (S. 165) und mit Rücksicht auf die zu erwartende Langsamkeit der russischen Operationen (S. 64 und 81) günstig. Die Festung Königsberg bedrohte die russische Flanke. Die Schlacht von Tannenberg ist ohne Verstärkung geschlagen worden. So hatte es sich der Graf Schlieffen gedacht. Hier hätte er wohl gelobt, der sonst mit Lob und Worten kargte.

Im äußersten Falle mußte schließlich Ostpreußen, jedoch so spät als möglich, geräumt werden. Dann mußte der Gegner immer noch unsere starke Weichselfront überwinden (S. 165).

Friedrich der Große war im Frühjahr 1757 vor einen ähnlichen Entschluß gestellt. Eine österreichische, russische und französische Armee traten ihm voraussichtlich gegenüber. Es ging „auf Kopf und Kragen". Sein Plan war, die Österreicher unter Zusammenfassung aller Kräfte vernichtend zu schlagen. Er beließ unter Lehwald 33 000 Mann in Ostpreußen, ohne daß es gelang, die Provinz vor dem russischen Einbruch zu schützen. Mit 117 000 Mann ging er den Österreichern entgegen, während er 150 000 Mann dazu hätte zusammenziehen können. (Graf v. Schlieffen, Gesammelte Schriften. Berlin 1903, E. S. Mittler & Sohn. II, S. 67.)

In den Generalprinzipien des Krieges (2. Kapitel, Feldzugspläne) hatte er ein solches Verfahren getadelt: „Am schwierigsten sind die Feldzugspläne, bei denen man sich vieler starker und mächtiger Feinde zu erwehren hat. . . . . In militärischer Beziehung muß man alsdann zur rechten Zeit zu verlieren wissen (wer alles verteidigen will, verteidigt nichts), muß eine Provinz dem Feinde opfern (sacrifier)

und derweilen mit seiner ganzen Macht den andern zu Leibe gehen, sie zur Schlacht zwingen, alles aufbieten, um sie zu vernichten und dann gegen die anderen detachieren."

So war denn alles reiflich überlegt, als im Sommer 1914 die Schicksalsstunde schlug. Die volle Überlegenheit unserer Operationen trat sofort in den großen Augustschlachten in Frankreich zutage. Gegenüber unserem klaren operativen Gedanken geriet der Gegner bald in Abhängigkeit, seine unzureichenden Gegenmaßnahmen kamen zu spät, genau wie es Graf Schlieffen vorausgesagt hatte (S. 158). Wir gaben dem Feinde das Gesetz. Ende August war der geschlagene Gegner auf der ganzen Linie im Rückzug, schon wollte er hinter die Seine weichen. Wie nun, wenn an der Marne wiederum die Würfel für uns fielen? Sie mußten für uns fallen, wenn unsere Fehler es nicht verhindert hätten. Sie mußten es noch weit mehr, wenn wir von vornherein in der Anlage der Operationen schärfer an dem Schlieffenschen Grundgedanken festgehalten hätten. Wie würde dann bei uns das Urteil über den „Militarismus" lauten?

Die Ereignisse des Jahres 1914 haben dem Grafen Schlieffen recht gegeben. Wir tun gut, nicht, wie der Großadmiral v. Tirpitz (a. a. O. S. 451), ironisch von einem „Siegesrezept des toten Schlieffen" zu sprechen, in das „die Armeeleitung absolutes Vertrauen gesetzt" habe. An „Siegesrezepte" des Grafen Schlieffen glaubten wir im Generalstabe nicht. Sein Plan aber war richtig. Es wäre für unser Vaterland zu wünschen gewesen, daß auch bei seiner Ausführung der Geist des „toten Schlieffen" uns geleitet hätte, wie der Cid Campeador nach seinem Tode noch die Seinen zum Siege geführt hat.

Zweiter Teil.

Der Generalstab im Weltkriege.

1. Aufgaben des Generalstabes.

Die Aufgaben des Großen Generalstabes vor dem Kriege waren andere als die der Generalstabsoffiziere während des Krieges. Im Kriege war es Sache des Generalstabsoffiziers, dem verantwortlichen Führer jederzeit eine klare Übersicht über die Lage als Unterlage für den zu fassenden Entschluß zu verschaffen, die getroffene Entscheidung in Befehle umzusetzen und über deren Durchführung zu wachen. Entscheidungen hatte er nicht zu treffen, Befehle nicht zu erteilen, allenfalls vorläufige Maßnahmen anzuordnen. Für den Entschluß war der Führer allein verantwortlich. Dies gilt auch für die Oberste Heeresleitung. Der „Chef des Generalstabes des Feldheeres" war dies nur dem Namen nach. Zwar nicht formell, aber tatsächlich war er der Oberste Führer.

Es ist daher hier nicht der Ort, die großen Entschlüsse zu erörtern, die den Verlauf und den Ausgang des Krieges bestimmt haben, noch weniger die Frage aufzuwerfen, weshalb wir den Krieg verloren haben. Vielfach fehlen auch noch die sicheren Unterlagen, die zur Beurteilung der militärischen Operationen durchaus erforderlich sind. Die Fragen der großen Politik und die Verhältnisse in der Heimat gehören noch weniger hierher.

Nur ein Punkt sei kurz gestreift, das Verhältnis der Kriegführung zur Politik. Der Feldmarschall v. Moltke stand als Chef des Generalstabes der Armee auf dem Standpunkt, daß die Politik zwar auf den Beginn und das Ende des Krieges entscheidend einwirke, daß aber die Strategie während des Krieges „im Handeln völlig unabhängig" von der Politik sei. Die Strategie müsse ihr Streben stets auf das höchste Ziel richten, das die gebotenen Mittel erreichbar machten. Der Politik bliebe es überlassen, je nach dem Verlaufe ihre Ansprüche zu steigern oder sich mit minderem Erfolg zu begnügen. Diese Ansicht erscheint für die heutigen Verhältnisse nicht mehr zutreffend. Auch während des Krieges können politische Verhältnisse unmittelbar auf die Operationen einwirken; auch die Lage in der Heimat, die innere Politik spielen eine große Rolle. Der Krieg ist kein Ding an sich, er greift heute entscheidend in das ganze wirt-

schaftliche und finanzielle Leben des Volkes ein und fordert von ihm die größten Opfer, er ist von der Haltung des Volkes abhängig. Fragen von entscheidender Bedeutung, die im Weltkrieg auftraten, wie die des U-Bootkrieges, waren politischer und militärischer Natur zugleich.

Die Ansichten des Leiters der Politik und des militärischen Führers werden vielfach auseinandergehen, müssen aber in der Weise in Einklang gebracht werden, wie es der König Wilhelm I. 1866 und 1870/71, oft nach harten Kämpfen, erreicht hat.

Soweit ihn nicht andere Rücksichten beschränken, wird der Feldherr sich stets das höchste Ziel, die Niederwerfung des Gegners, setzen. Auch wenn die Politik eingreift, darf sie sich nicht in die Wahl der militärischen Mittel zur Erreichung des Zieles einmischen.

So ist auch die Ansicht von Clausewitz: „Der Krieg ist nur ein Teil des politischen Verkehrs, also durchaus nichts Selbständiges." Und an anderer Stelle: „Der Krieg ist nichts als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel." Der Krieg könne nicht seinen eigenen Gesetzen folgen, sondern müsse als Teil eines anderen Ganzen betrachtet werden, und dieses Ganze sei die Politik. Daß der politische Gesichtspunkt mit dem Beginn des Krieges ganz aufhören solle, würde nur denkbar sein, wenn die Kriege Kämpfe auf Leben und Tod aus bloßer Feindschaft wären; sie seien aber nichts als Äußerungen der Politik selbst. Das Unterordnen des politischen Gesichtspunktes unter den militärischen wäre widersinnig, denn die Politik habe den Krieg erzeugt. „Sie ist die Intelligenz, der Krieg aber bloß das Instrument, und nicht umgekehrt. Es bleibt also nur das Unterordnen des militärischen Gesichtspunktes unter den politischen möglich."

Politik und Kriegführung mußten sich im Weltkrieg dauernd gegenseitig beeinflussen, sie waren zumal in diesem Kriege nicht zu trennen. Ihre Verschmelzung zur Einheit haben wir nicht zu erreichen vermocht. Die Gründe zu erörtern, gehört nicht hierher. Wenn die Oberste Heeresleitung vielfach in die innere wie äußere Politik eingriff, so liegt dies daran, daß sie nicht abseits stehen konnte. Dazu berührte der Gang der inneren und äußeren Politik und die Erledigung der wirtschaftlichen Fragen die Kriegführung zu tief.

Wir übrigen Soldaten im Felde, die wir mit Politik nichts zu tun hatten, kannten keine andere Aufgabe, als mit aller Kraft unsere Schuldigkeit zu tun, um den Feldzug zu gewinnen. Jedem, der vor dem Feinde stand, wurde es klar:

„Du mußt herrschen und gewinnen,
Oder dienen und verlieren,
Leiden oder triumphieren,
Amboß oder Hammer sein." (Goethe.)

Friedensresolutionen konnten wir nur als verderblich auffassen, sie lähmten den Siegeswillen an der Front und in der Heimat und wurden vom Feind als Geständnis unserer Schwäche aufgefaßt. Seinen Vernichtungswillen schwächten sie nicht, sie verstärkten ihn. Der Zweck, „lediglich die Friedensatmosphäre bei den feindlichen Völkern vorzubereiten" (Gothein a. a. O.), wurde nicht erreicht. Dieser Gedanke war eine arge Täuschung. Man durfte nach außen keine Schwäche zeigen.

Ob Möglichkeiten vorlagen, zu einer annehmbaren Vermittlung durch eine neutrale Macht zu gelangen, vermag ich nicht zu beurteilen, muß es aber mit Rücksicht auf den Vernichtungswillen der Gegner bezweifeln.

Als der Feldmarschall v. Hindenburg und der General Ludendorff ihr neues Amt als Chef des Generalstabes des Feldheeres und Erster Generalquartiermeister übernommen hatten, suchten sie das Oberkommando der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht Ende August 1916 in dessen Hauptquartier Cambrai auf. Wir standen mitten in der Sommeschlacht. Ich sprach dem General Ludendorff gegenüber meine Ansicht dahin aus, daß wir als Soldaten die Aufgabe hätten, den Sieg zu erringen. Es sei mir aber zweifelhaft, ob wir dazu kommen würden, unseren Gegnern den Frieden zu diktieren. Jede günstige Gelegenheit zu einem annehmbaren Frieden müsse daher ausgenutzt werden. Diesem Gedanken stimmte der General Ludendorff durchaus zu.

Eine solche Gelegenheit hat sich aber meines Wissens nicht gefunden. Der Wille, uns zu vernichten, stand bei unseren Feinden, insbesondere bei den Engländern, fest. Der Friede, den wir hätten haben können, war der Friede der Unterwerfung. Welcher ehrliebende Soldat konnte kapitulieren und seine Waffe niederlegen, ehe er sie zur Verteidigung seines Vaterlandes bis zum äußersten gebraucht hatte?

2. Die Beziehungen des Generalstabes der Obersten Heeresleitung, der Heeresgruppen und Armeen zueinander.

Eine große Schwierigkeit lag für den Generalstab im August und September 1914 in der schlechten Verbindung zwischen der Obersten Heeresleitung und den Armee-Oberkommandos. Fernsprechverbindung bestand nicht, sie konnte der schnellen Bewegung nicht folgen. Funksprüche konnten nur kurz sein und reichten nicht aus, um die Oberste Heeresleitung über die Lage ausreichend zu unterrichten und ausführlichere Anweisungen

von ihr zu den Oberkommandos gelangen zu lassen. Sie brauchten außerdem sehr viel mehr Zeit für Anfrage und Antwort, als man meist annimmt. Es war in dieser Beziehung nicht genügend vorgesorgt worden. Die Oberste Heeresleitung war in den entscheidenden Tagen in Luxemburg viel zu weit ab. Die Einrichtung von Heeresgruppen kannten wir damals noch nicht. Zu keiner Zeit wären sie notwendiger gewesen. Die Aushilfe, die 1. Armee zeitweilig der 2. zu unterstellen, war verfehlt. Die Ansichten beider Oberkommandos gingen mehrfach, wie es in der Natur der Sache liegt, auseinander. Eine Armee, die selbst im Kampfe steht, kann sich schwer völlig in die Lage der neben ihr kämpfenden Armee versetzen und gleichmäßig abwägend über dem Ganzen stehen. Solche Unterstellungen haben sich stets als unzweckmäßig erwiesen und führten zu Reibungen. So auch bei der Unterstellung der 1. unter die 2. Armee in der Sommeschlacht 1916.

Wenn die Oberste Heeresleitung in Luxemburg bleiben und keinen Oberbefehlshaber West ernennen wollte, dann mußte eine Zwischenstelle als Meldesammel- und Befehlsübermittlungsstelle von ihr vorgeschoben und gut mit ihr verbunden werden. Von dort konnte man durch Kraftwagen die Verbindung aufrechterhalten. Verfehlt war die Aushilfe, im entscheidenden und schwierigsten Augenblick in der Marneschlacht den Oberstleutnant Hentsch, wenn er auch noch so tüchtig war, mit großer Machtbefugnis ausgestattet, aber ohne schriftliche Weisungen, von Armee zu Armee längs der ganzen Front zu schicken. In seiner Hand hat tatsächlich der Ausgang der Schlacht gelegen.

Wir hatten uns wohl im Frieden, gestützt auf die heutigen Verkehrsmittel, die Verbindung der Armeen mit der Obersten Heeresleitung zu leicht gedacht, vielleicht auch verführt durch die Gewohnheit der Großen Generalstabsreisen und großen operativen Kriegsspiele, in denen der oberste Führer anstandslos abends seine Befehle und Direktiven in beliebiger Ausführlichkeit an die entferntesten Armeen ausgeben konnte. Übrigens hatten auch die Franzosen damals noch keine Heeresgruppen eingeführt. Sie besaßen aber im eigenen Lande eine erheblich bessere und sichere Fernsprech- und Telegraphenverbindung.

Im Stellungskrieg verfügten wir später über tadellose Verbindungen.

Von den Aufgaben und Leistungen des Generalstabes der Obersten Heeresleitung geben den besten Begriff die „Kriegserinnerungen" des Generals Ludendorff und das Werk des Generals v. Falkenhayn: „Die Oberste Heeresleitung 1914—1916". Eine gigantische Aufgabe war hier zu bewältigen, mit Aufbietung aller Kräfte mußte gearbeitet werden.

Was alles an den Chef des Generalstabes des Feldheeres herantrat,

welche dauernde Anspannung ihn in Atem hielt, welche seelischen Eindrücke auf ihn einstürmten, welche Fragen der Kriegführung, der inneren und äußeren Politik, der Industrie, der Bewaffnung, der Munitionsbeschaffung usw. von ihm zu erledigen waren, mag man in diesen Büchern nachlesen. Für die Chefs bei den Heeresgruppen und Armee-Oberkommandos waren die Generale v. Falkenhayn und Ludendorff stets zu erreichen und Tag und Nacht zu haben. Wenn man um 2 Uhr nachts noch mit ihnen am Fernsprecher gesprochen hatte, um 7 Uhr morgens war man oft schon wieder verbunden.

Die Generalstabsoffiziere ihres Stabes, vor allem General Tappen, später Oberstleutnant Wetzell, die Majore v. Vollard-Bockelberg, Frhr. v. dem Bussche, Frahnert und andere, kamen uns stets bereitwillig entgegen, nahmen die vielen Wünsche, die wir stets hatten, an und bemühten sich, uns zu helfen. Immer fanden sie noch eine Aushilfe, wenn alle Hilfsquellen zu versiegen drohten. Es wurde tadellos und äußerst schnell von ihnen gearbeitet, nie brauchten wir auf Antwort zu warten. Ich und alle Herren meines Stabes waren ihnen dafür dankbar.

Mit den Oberkommandos der Heeresgruppen und Armeen hielten der General v. Falkenhayn und General Ludendorff engste Verbindung. Sie besuchten sie häufig, ließen sich genau über die Lage unterrichten, besprachen die demnächstigen Operationen, ließen sich im Gelände an wichtige Stellen und Übersichtspunkte führen und schlossen die Besprechung erst, wenn völlige Übereinstimmung in allen Fragen erreicht war.

Die Chefs des Generalstabes der Heeresgruppen und Armeen rief General Ludendorff täglich an und ließ sich über die Lage unterrichten. Dieser ständige Verkehr hatte auch Bedenken. Der General Ludendorff war der Erste Generalquartiermeister. Oberbefehlshaber war letzthin der Oberste Kriegsherr, Seine Majestät der Kaiser, und Chef des Generalstabes war der Feldmarschall v. Hindenburg, der berechtigt war, im Namen des Kaisers operative Befehle zu erlassen. Der Kaiser hielt sich in der Ausübung der Befehlsgewalt zurück und erteilte nur die wichtigsten Befehle. Die Exekutive, wenn ich mich so ausdrücken darf, fiel dem General Ludendorff zu. Persönliche Befehlsgewalt hatte er nicht, er wandte sich vorwiegend an die Chefs des Generalstabes, wenn er auch jede Gelegenheit zu eingehender Rücksprache mit den Oberbefehlshabern wahrnahm und mit ihnen ständig in Verbindung war. Es übertrug sich dies weiter nach unten, die Chefs der Heeresgruppen und der Armeen verfuhren ähnlich. So hörte man denn oft: „Der ganze Krieg wird ja vom Generalstab gemacht." Die Stellung der Oberbefehlshaber und höheren Truppenführer konnte beeinträchtigt werden. Es lag das nicht in der Absicht und mußte vermieden werden. Sache des betreffenden Chefs war es, das richtige Ver-

halten gegenüber dem Truppenbefehlshaber zu finden und dafür zu sorgen, daß dessen Stellung gewahrt blieb. Der Oberbefehlshaber hat die Entscheidung und die Verantwortung. Reibungen und Mißhelligkeiten kamen aber doch häufig vor. Nicht alle waren mit Goethe und Mephistopheles einverstanden:

„Laß du den Generalstab sorgen,
Und der Feldmarschall ist geborgen."

Auch der General v. Moser („Feldzugserinnerungen". Stuttgart 1920. S. 308) klagt über „den Krebsschaden der immer stärker um sich greifenden Generalstabswirtschaft, d. h. die unter Mißbrauch des Fernsprechers hinter dem Rücken der Kommandeure geführte Nebenregierung durch die Generalstabsoffiziere". Ich möchte doch glauben, daß jeder Kommandeur in der Lage gewesen wäre, einer solchen Nebenregierung seines Generalstabsoffiziers hinter seinem Rücken ein Ende zu machen. Derselbe General tadelt es (a. a. O. S. 309), daß bei mißglückten Unternehmungen mehrfach zwar der Generalstabschef einer Armee oder eines Armeekorps, nicht aber der Armeeführer oder Kommandierende General abgelöst wurde. So sei offen zum Ausdruck gebracht worden, daß für den Erfolg oder Mißerfolg nicht der Kommandeur die ausschließliche Verantwortung trage, sondern in gleichem Maße, ja noch mehr, der Generalstabsoffizier. Daran ist viel Richtiges. Doch trifft den Generalstabsoffizier für manche Dinge, die zu seinen eigensten Obliegenheiten gehören, wie Entwerfen der Befehle, Einrichten des Nachrichten- und Verbindungswesens, Versorgung der Truppe u. dgl., die besondere Veranwortung. Erweist sich, daß er darin nicht genügt, so wird er ersetzt. Alles kann der Kommandeur nicht machen. Daß anderseits auch viele Kommandeure ihrer Stellung enthoben wurden, ist bekannt. Vielleicht nicht so viele wie in Frankreich, wo im August 1914 zwei Armeeführer, sieben Kommandierende Generale, zwanzig Divisionsgenerale und vier Führer von Kavalleriedivisionen, im ganzen 33 Generale abgesetzt wurden (de Thomasson a. a. O., S. 12).

Oberbefehlshaber der Heeresgruppen im Westen waren hauptsächlich Fürsten. Oberst Immanuel in seinem mehrfach erwähnten Buch urteilt hierüber: im Osten habe man die bewährtesten Führer eingesetzt, „während man sich auf der Westfront mit den drei Kronprinzen behalf", die mit den Führern des Ostens einen Vergleich nicht aushalten konnten. Dem kann ich nicht beitreten. Ich bin nach meinen Erfahrungen der Ansicht, daß sich allgemein Fürsten zu Heerführern besonders eignen, wenn sie den militärischen Anforderungen entsprechen. Sie sind meist großzügig, gewöhnt, Entscheidungen zu treffen und die Verantwortung zu übernehmen.

Insbesondere war Seine Königliche Hoheit der Kronprinz Rupprecht von Bayern ein Oberbefehlshaber, wie man ihn nur wünschen konnte.

Ich war drei Jahre lang ihm als Chef des Generalstabes unterstellt. Der General Ludendorff urteilt in seinen „Kriegserinnerungen" sehr anerkennend über ihn, meint aber doch, er sei aus Pflichtgefühl Soldat gewesen, seine Neigungen wären keine soldatischen gewesen. Es mag dies wohl sein, wenn auch nicht ganz in diesem Umfang. General Ludendorff hält den Herzog Albrecht von Württemberg für eine schärfer ausgeprägte Soldatennatur als die beiden Kronprinzen. Ich möchte das nicht glauben. Der Kronprinz von Bayern hatte eine auffallend gute Auffassung und großes Verständnis für operative Lagen. Er war ungemein fleißig, hatte in seinem Arbeitszimmer stets die genauen Kriegskarten, zeichnete sich alles ein, arbeitete alle Meldungen, Schreiben, Befehle, Berichte usw. aufs genaueste durch und war stets tadellos unterrichtet. Es war daher leicht, ihm beim Vortrag die Lage und den Entschluß zu unterbreiten. Er faßte die Lage schnell auf und hatte sich den Entschluß schon selbst überlegt. Niemals wurde er unruhig, auch in den schwierigsten Gefechtslagen ließ er uns im Stabe Zeit, die Meldungen zu sammeln und zu sichten, nie drängte er oder griff störend in den Betrieb ein. Er vermied es, auf jede Meldung hin gleich anordnen zu wollen, er wartete, bis die Klärung der Lage so weit gediehen war, daß sie genügend übersehen und der Entschluß gefaßt werden konnte. Für einen kühnen Entschluß war er stets zu haben. Von seinem ganzen Stabe wurde er hochverehrt. Es war das denkbar beste Verhältnis innerhalb des Stabes und zwischen dem Stabe und ihm. Ich kann nur in größter Dankbarkeit seiner gedenken.

Mit Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Deutschen Kronprinzen hatte ich öfter die Ehre, zusammenzukommen, auch rief er mich ab und zu durch den Fernsprecher an. Ich hatte stets den Eindruck, daß er in seinen politischen Ansichten sehr gemäßigt, des Ernstes der Lage sich voll bewußt, einer Überspannung der Kräfte und übertriebenen Kriegszielen durchaus abgeneigt war. Er war ganz gewiß kein Kriegstreiber.

---

3. Tätigkeit und Leben in den Stäben.

Der Fernsprecher spielte im Leben des Generalstabsoffiziers eine große Rolle. Auch während der knappen Nachtruhe stand er neben dem Bett und klingelte recht häufig. Er erleichterte den Betrieb außerordentlich, verführte aber auch zu weitgehenden Eingriffen bis in Einzelheiten des Gefechtes hinein und zur Beeinträchtigung der Selbständigkeit. Ich glaube, daß wir im Stellungskrieg darin zu weit gegangen sind. Wenn wir während des Kampfes alles Mögliche über den Verlauf, über die Tätigkeit einzelner Divisionen, die Wirkung der Artillerie u. dgl. zu wissen ver-

langten, so mußte dies störend wirken. Anfragen hoher Stäbe erfordern Nachfragen bei den unteren Stäben, das Fragen setzt sich fort, bringt Unruhe in die Führung und kostet den Stäben viel Zeit in einem Augenblick, wo man alle Hände voll zu tun hat.

Das viele Fragen und Eingreifen hatte allerdings seinen Grund. Es entsprang der Sorge um die sparsame und zweckmäßige Verwendung unserer Kräfte und Mittel. Überhaupt mußten die Oberkommandos die Bewegungsfreiheit der unterstellten Truppen im späteren Verlauf des Stellungskrieges erheblich mehr beschränken und auch die Ausführung der Entschlüsse genauer überwachen, als wir dies im Frieden getan hatten. Mit dem Auftragsverfahren der Friedensausbildung kamen wir nicht durch. Es lag dies leider an der Beschränktheit unserer Mittel, an der Rücksicht auf die verfügbare Munition, den Ersatz u. dgl. So kam es, daß die Truppen zuzeiten selbst vor kleineren Unternehmungen anfragen mußten, ob sie im Verhältnis zu den verfügbaren Mitteln ständen. Daß die geplante Ausführung nicht darüber hinausging, war vorher genau zu prüfen. Auch in Rücksicht darauf, daß im Laufe des Krieges den Divisionen oft recht junge Generalstabsoffiziere zugewiesen werden mußten, war eine Überwachung nötig.

Die Anforderungen, die an den Generalstabsoffizier im Felde gestellt wurden, schildert der General Ludendorff („Meine Kriegserinnerungen", S. 311). Er weist darauf hin, daß die gesteigerte Technik ein ausgebreitetes Wissen von dem Generalstabsoffizier erforderte, der ein guter Artillerist, Pionier, Sachverständiger für Flugwesen, Luftkampf, Gaskampf, Rauch- und Nebelgeschosse, Minenwerfer, Nahkampfmittel, Verkehrsmittel und vieles andere sein mußte. Die Befehle für Unternehmungen im Stellungskrieg wurden unter Berücksichtigung aller dieser Umstände immer länger und kunstreicher. Es ließ sich dies aber nicht ändern. In der „Materialschlacht", wie sie sich im Stellungskriege entwickelte, spielte dies alles eine immer größere Rolle. Vielleicht trug dieser Umstand dazu bei, die Stellung des Generalstabsoffiziers gegenüber einem, vielleicht neu ernannten und mit allen diesen Dingen noch nicht so vertrauten Kommandeur ab und zu stärker hervortreten zu lassen.

Der Generalstab hatte die von den Truppen bei den Kämpfen gemachten Erfahrungen zu sammeln und zu bearbeiten. Der Obersten Heeresleitung mußte das Material zur Ausarbeitung von Vorschriften für die Ausbildung, für Angriff und Verteidigung, für die Verwendung der technischen Kampfmittel usw. geliefert werden, die den neuen Erscheinungen Rechnung trugen. Die von dem Chef des Generalstabes des Feldheeres herausgegebenen Vorschriften und Anleitungen waren mustergültig, letztere etwas zahlreich.

Leider nahm das Schreibwesen im Heere in erschreckender Weise zu.

Die Truppe klagte mit Recht. Es wurde alles Mögliche von der Obersten Heeresleitung und von allen Generalstäben versucht, um dem abzuhelfen. Aber es gelang nicht. Die dauernden organisatorischen Änderungen, die Ausbildung, die vielen technischen Fragen, die Bearbeitung der Munition usw. verursachten einen steigenden Schriftverkehr.

Unsere Friedensausbildung des Generalstabsoffiziers erwies sich als ausgezeichnet. Der Generalstab hat alle Erwartungen, die man auf ihn setzte, erfüllt, die alten aktiven Generalstabsoffiziere waren gut. Der Generalstabsoffizier war für die Truppe da, für sie mußte er ein warmes Herz haben. Dazu war er im Frieden erzogen. Wir mußten im Kriege mit der Erweiterung des Heeres viele neue junge Generalstabsoffiziere ernennen und taten das möglichste für sie in der Auswahl und Ausbildung. So wie im Frieden konnten sie nicht erzogen werden. Aber sie haben meist den Anforderungen genügt, selten kamen Klagen, wirkliche Versager sind mir nur ausnahmsweise vorgekommen.

Je höher der Stab, um so mehr mußte man Sorge tragen, daß die Generalstabsoffiziere mit der Front vertraut waren. Ich nahm möglichst nur solche Generalstabsoffiziere in den Stab, die bisher bei der Division waren. Von Zeit zu Zeit wechselten sie und kamen in die Front oder zur Division.

In einem hohen Stabe konnte man nur die besten Offiziere gebrauchen. Das Wohl und Wehe von vielen Tausenden hing davon ab. Selbstverständlich konnten wir diese Stellen meist nur mit aktiven Offizieren besetzen, deren Vorbildung hierfür ausreichte. Diese Offiziere wurden der Front entzogen. Die meisten aktiven Offiziere waren ohnedies gefallen oder verwundet. In gehässiger Weise wurde behauptet, die aktiven Offiziere zögen sich hinter die Front zurück.

„Bei den Stäben lebte man glänzend", berichtet Herr Gothein in der erwähnten Schrift. „Die Armee zerfiel in zwei scharf voneinander geschiedene Teile, die fast nichts miteinander gemein hatten: einerseits in die kämpfende Front, die Mannschaften und Offiziere, die im Feuer standen und die eigentlich den Krieg führten; anderseits in die Stäbe und alles, was in Etappe und Heimat in sicheren Stellungen ein gefahrloses und vielfach bequemes und auskömmliches Leben führte. Der zweite Teil, der in der Hauptsache das aktive Offizierkorps, und zwar vor allem in seinen bevorzugten Schichten, repräsentiert, kommandierte und führte den ersteren vom sicheren Hort der weit hinter der Front liegenden Stabsquartiere aus, ohne die wahren Bedürfnisse der Front zu kennen. Front und Stäbe schied eine unsichtbare, aber undurchdringliche Wand." Herr Gothein will diese Schilderung dem damaligen Bericht eines höheren Inspektionsoffiziers entnommen haben, den er nicht nennt. Ich kann sie nur als ein gehässiges Zerrbild bezeichnen.

Daß die Stabsquartiere entsprechend weit hinter der Front lagen, ergab sich im Stellungskrieg von selbst. Herr Gothein hat es unterlassen anzugeben, wie wir weiter vorne hätten arbeiten und die Verbindungen aufrechterhalten können. „Vom sicheren Hort" aus wurde in den Divisionsstabsquartieren keineswegs kommandiert, feindliche Artillerie und Flieger forderten viele Opfer. Mancher Stratege der Heimat würde den Aufenthalt wenig „sicher" gefunden haben. Sowie es zum Gefecht kam, begaben sich im Stellungskrieg die höheren Stäbe in möglichst weit vorgeschobene Gefechtsstände.

Im Bewegungskrieg war auch für die hohen Stäbe von guten Quartieren keine Rede. Generalkommandos fand man in zerschossenen Häusern oder in Stollen, Armee-Oberkommandos verbrachten die Nacht nicht selten auf Stroh oder in Kraftwagen, wie ich aus eigener Erfahrung im Osten und Westen berichten kann.

Zu den Opfern, die der Krieg von unserem Offizierkorps forderte, stellte der Generalstab seinen Anteil. In der Ehrentafel des Generalstabes, die „der letzte Chef des deutschen Generalstabes", Feldmarschall v. Hindenburg, am 27. Januar 1920 veröffentlichte, werden 65 gefallene Generalstabsoffiziere, darunter 6 Generale, 35 Stabsoffiziere, 22 Hauptleute, 2 Oberleutnants aufgezählt.

Dauernd wurde im Stabe für die enge Verbindung mit der Front gesorgt. Die Chefs des Generalstabes der Armee-Oberkommandos waren in regelmäßigen Abständen unterwegs und begaben sich nicht nur zu den Stäben der Divisionen, sondern in die vordersten Stellungen zu den Truppen. Als ich Chef des Generalstabes eines Armee-Oberkommandos war, waren alle Offiziere des Stabes, nicht nur die Generalstabsoffiziere, auch die Adjutanten, die Ordonnanzoffiziere, der Nachrichtenoffizier auf die Front eingeteilt. Jedem war ein bestimmter Abschnitt der vordersten Stellung zugewiesen, den er wöchentlich einmal aufsuchen und über den er jederzeit aufs genaueste unterrichtet sein mußte. Ein Fragebogen war ihm jedesmal mitgegeben, in dem an die einzelnen Punkte, Stellungsbau, Verpflegung, Bekleidung usw., erinnert wurde, die er zu beachten hatte. Ähnlich war es meines Wissens bei allen Armee-Oberkommandos und bei den Generalkommandos.

Beim Stabe des Oberkommandos der Heeresgruppe, der vier Armeen und eine Front von der Küste bis Laon unterstanden, ließ sich dies in dieser Weise nicht regelmäßig durchführen. Persönlich war ich zwar auch viel unterwegs. Es hatte dies aber seine Bedenken. Am Morgen des großen Tankangriffes der Engländer bei Cambrai, am 20. November 1917, war ich in Flandern. Die Lage bei Cambrai war in den allerletzten Tagen verdächtig erschienen, das Oberkommando der 2. Armee erwartete ein

feindliches Unternehmen, allerdings nicht in dem Umfang, wie es tatsächlich eintrat, und auch nicht so unmittelbar bevorstehend. Verstärkungen waren nach einem Gespräch, das ich am Abend des 19. mit dem Oberbefehlshaber der 2. Armee, General v. der Marwitz, hatte, erforderlich. Ich fuhr in der Nacht von Mons nach Flandern, um festzustellen, was bei der 4. Armee entbehrlich sei. Ob die große Flandernschlacht dort beendet sei, war noch nicht klar zu ersehen. Dort erreichte mich die Nachricht vom englischen Angriff durch den Fernsprecher. Eine Verzögerung in den erforderlichen Maßnahmen trat zwar nicht ein. Es handelte sich höchstens um Minuten, da ich bei der Abwesenheit vom Hauptquartier die Fernsprechverbindung sichergestellt hatte. Immerhin wäre es mir lieber gewesen, wenn ich im Hauptquartier gewesen wäre. Mein in Mons zurückgelassener Vertreter, Major v. Leeb, war aber ein sehr umsichtiger, kluger und erfahrener Offizier. Man war sicher, daß nichts versäumt wurde. Die Engländer hatten zum ersten Male einen auf Überraschung aufgebauten großen Tankangriff unternommen. Die Vorbereitungen waren in großer Heimlichkeit und mit Geschick getroffen worden.

Ähnlich erging es dem General Ludendorff am 18. Juli 1918. Er war bei mir in Tournai, als durch den Fernsprecher die erste Meldung von dem großen Gegenangriff des Generals Foch aus der Richtung von Villers-Cotterets gegen die Heeresgruppe Deutscher Kronprinz einging. Die notwendigsten Anordnungen konnte er sofort von meinem Zimmer aus treffen und dann die Rückreise ins Große Hauptquartier antreten.

Wenn es zu größeren Kämpfen im Bereich der Heeresgruppe kam, schickte ich einzelne Herren des Stabes dorthin, um sich auf dem Gefechtsfelde einen unmittelbaren Einblick in die Gefechtslage, die Stärke des Angriffs und den Zustand unserer Truppen zu verschaffen. Insbesondere verstand es der älteste der mir unterstellten Generalstabsoffiziere, Major v. Prager, ein klarer Kopf und ein energischer, frischer Soldat, ausgezeichnet, sich aus der feindlichen Artilleriewirkung ein Bild davon zu machen, ob es sich um einen Großangriff des Feindes handelte. Er hatte ein feines Gefühl dafür. Seine Beobachtungen bestätigten sich stets und bildeten eine wertvolle Ergänzung der eingehenden Meldungen. Die Generalstabsoffiziere drängten hinaus, sowie es zum Kampf kam. Man mußte entscheiden, wer im Quartier bleiben mußte. Auch die übrigen Offiziere des Stabes, Pioniere und Artilleristen, waren meist unterwegs. Der Pionier war tagelang hintereinander in den vorderen Stellungen, um abschnittsweise die ganze Front mit der Zeit kennen zu lernen. Mein artilleristischer Berater im Kriege war lange Zeit Oberstleutnant Lindenborn, der unermüdlich und zuverlässig in den Beobachtungs- und Befehlsstellen der Artillerie sich über die artilleristische Tätigkeit an der Front unterrichtete.

Nach größeren Kämpfen, die ungünstig ausgefallen oder in denen auffallende Erscheinungen zutage getreten waren, ließ ich eine Anzahl von Offizieren der beteiligten Truppenteile, Leutnants, Hauptleute und Majore, Infanteristen und Artilleristen, in das Hauptquartier holen. Sie sollten sich freimütig über alles äußern, was sie auf dem Herzen hatten, und taten es auch nach einigem Zögern. Es entspann sich meist eine sehr lebhafte Auseinandersetzung zwischen den einzelnen Herren, die uns einen lehrreichen Einblick gestattete.

Der Generalstabsoffizier war Schwerarbeiter, im Frieden wie im Kriege. Er war sich bewußt, daß die Truppe in vieler Beziehung es schwerer hatte. Es ist nicht angängig, im Kriege alle mit gleichem Maße zu messen. Unsere Heeresgruppe zählte rund 1½ Millionen Menschen, für deren Wohl und Wehe in letzter Linie das Oberkommando verantwortlich war. Man erwäge die Bedeutung der gefaßten Entschlüsse, die Tragweite etwa vorkommender Fehler und Versehen. Tag und Nacht mußte man auf dem Posten sein, nachts, aus dem Schlafe geweckt, häufig in aller Eile wichtige Maßnahmen treffen.

Berthier, der in allen Feldzügen Napoleons außer 1815 sein Chef des Generalstabes war, konnte nach dem Zeugnis seines Adjutanten Lejeune unermüdlich bei Tage zu Pferde, nachts am Arbeitstisch dreizehn Tage hintereinander fast ohne zu schlafen verbringen. Von Gneisenau wird gerühmt, daß er, nachts aus dem Schlaf geweckt, mit großer Klarheit seine Anordnungen traf.

Urlaub gab es für die Chefs nicht viel. Wenn ich von meiner Person berichten darf, so habe ich in den viereinhalb Jahren, während deren ich im Felde stand, keinen Urlaub gehabt. Meine Familie in Berlin habe ich bei Versetzungen zwischen dem Westen und Osten und bei Dienstreisen nach Pleß einige Male tage- oder stundenweise gesehen. Auch der General Ludendorff erwähnt in seinen „Kriegserinnerungen", daß er vier bis fünf Tage Urlaub gehabt habe, die vom Dienste nicht frei waren.

Außergewöhnliche Anforderungen mußten an die beteiligten Stäbe der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht im Jahre 1917 gestellt werden. Nachdem die schwere Sommeschlacht Ende 1916 beendet, dann die schwierige Rückzugsbewegung in die Siegfriedstellung im März 1917 ausgeführt war, wurde das ganze übrige Jahr 1917 durch die Arras- und Flandernschlacht ausgefüllt. Der Oberst v. Loßberg war im Sommer 1916 durch seine Versetzung als Chef des Generalstabes zur 2. Armee mitten in die Sommeschlacht hineingekommen, als bei dieser Armee eine schwere Lage entstanden war. Wer an der Sommeschlacht teilgenommen hat, wird sich einen Begriff von der Anspannung machen können, die die Tätigkeit des Chefs in dieser bis in den Winter hinein dauernden Schlacht mit sich brachte.

Als im April 1917 der Beginn der Arrasschlacht bei der 6. Armee den Engländern einen nicht unbeträchtlichen Erfolg gebracht hatte, mußte wiederum der Oberst v. Loßberg in die Bresche springen und als Chef zu dieser Armee treten. Nachdem die Schlacht allmählich abgeflaut war, ließen die englischen Vorbereitungen erkennen, daß im Sommer mit ungeheurem artilleristischen Aufwand der große Flandernangriff geplant war, der die Entscheidung bringen sollte. Wir hielten es für nötig, den besten Mann an die wichtigste Stelle zu bringen, und so wurde der Oberst v. Loßberg als Chef zur 4. Armee versetzt, in welcher Stellung er die Flandernschlacht fast bis zum Winter hinein erlebte. Es gehörten die eisernen Nerven und die ungewöhnliche Arbeits- und Tatkraft dieses Mannes dazu, um solchen Anforderungen gewachsen zu sein. Man muß dabei bedenken, daß Abwehrschlachten von solcher Dauer weit mehr auf die Nerven gehen als Angriffskämpfe.

Es muß wundernehmen, daß man es für nötig hielt, darauf zu dringen, daß wir Generalstabsoffiziere ebenso wie die Oberbefehlshaber nichts anderes zu essen bekämen wie die Mannschaften. Ich muß diese Frage hier berühren, da sie, wie schon erwähnt, dazu benutzt worden ist, um gegen die Stäbe Stimmung zu machen. Ich darf hierbei meine persönlichen Erlebnisse berichten.

Bei der Rückführung des Heeres nach dem Waffenstillstand wurde das Hauptquartier der Heeresgruppe im Dezember 1918 nach Paderborn verlegt. Wir bekamen im Stabe genau dieselbe Verpflegung wie die Mannschaften, bereiteten sie uns aber selbst in einem hierfür gemieteten Raume zu, ohne irgendwie etwas aus eigenen Mitteln hinzuzubeschaffen. Raum und Aufmachung waren dürftig und nicht würdig der Stellung des Oberbefehlshabers einer Heeresgruppe. Da erschien eines Tages der Soldatenrat, dessen sich auch unser Oberkommando erfreute, und verlangte, daß wir das Essen nicht mehr selbst zubereiteten, sondern bei den Mannschaften von der Feldküche abholten. Das Verlangen wurde abgelehnt. Auch General Ludendorff berichtet in seinen „Kriegserinnerungen" (S. 521) von dem Ansinnen, aus der Feldküche zu essen.

An der Tafel des Kronprinzen von Bayern wurde einfach gegessen. Das kurze Zusammensein dabei war die einzige Erholung und Ablenkung.

Entsprechend den vielseitigen Aufgaben, die an den Generalstab herantraten, war innerhalb der hohen Stäbe das Arbeitsgebiet auf die einzelnen Offiziere verteilt. Außer den operativen und taktischen Angelegenheiten waren Stellungsbau, Flugwesen, Artillerie, Munition, Nachrichtenwesen, Verpflegung, Ersatz, Verluste, Kolonnen und Trains, Transporte, Technik, Ausbildung und vieles andere zu bearbeiten. Alles

mußte sorgfältig ineinandergreifen, dafür war der Chef verantwortlich. Ich fand in allen Stäben, daß schnell und sicher gearbeitet wurde.

Einige Beispiele, die die eigentliche Generalstabstechnik betreffen, mögen dies erläutern.

---

4. Der Generalstab der 1. Armee während der Operationen im August und September 1914.

Beim Aufmarsch des Heeres versammelte sich die 1. Armee auf dem äußersten rechten Flügel des Westheeres in der Zeit vom 7. bis 15. August 1914 auf der linken Rheinseite nördlich Aachen. Über den schwierigen Vormarsch entnehme ich einer Zusammenstellung, die ich für die Herren meines Stabes im Jahre 1915 machen ließ, folgendes:

Frühzeitig mußte auf Anordnung der Obersten Heeresleitung der Vormarsch angetreten werden, bevor die Ausladung der Kolonnen und Trains der Korps erster Linie und der fechtenden Truppen der Korps zweiter Linie beendet war. Zeit zum Aufschließen in sich konnte den Korps nicht gewährt werden. Die Armee mußte sich zunächst in der Richtung auf Aachen zusammenziehen und hierzu auf jeder der drei dicht nebeneinander herlaufenden Marschstraßen, die ihr zur Verfügung standen, mit je zwei Armeekorps hintereinander vorgehen. Die gesamte Armee mußte sodann durch die enggebaute Stadt Aachen hindurch marschieren, auf dem ganz schmalen Raum zwischen Lüttich und der holländischen Grenze auf der Strecke Visé—Herstal die Maas überschreiten und sich jenseits davon nach rechts heraus angesichts des Feindes rasch entfalten. Alles kam auf Schnelligkeit an. Das ganze Heer konnte nach der Aufmarschanweisung erst antreten, wenn auf dem rechten Flügel die 1. und 2. Armee in der Höhe von Lüttich bereitstanden. Es bedurfte großen Nachdenkens und angestrengter Arbeit in Stettin, wo das Oberkommando zusammentrat, und während der mehrtägigen Eisenbahnfahrt von dort nach dem ersten Hauptquartier Grevenbroich, um die erheblichen Marsch-, Verpflegungs- und Unterbringungsschwierigkeiten zu überwinden.

Für die Dauer des Vormarsches zweier Armeekorps auf einer Straße wurde ein kommandierender General auf jeder Marschstraße bestimmt, der alle gemeinsamen, den Marsch, die Unterbringung, Verpflegung und den Nachschub betreffenden Anordnungen traf. Hinter jeder Division folgten die großen Bagagen oder nur deren Verpflegungsfahrzeuge und ein zweitägiger Verpflegungsvorrat, hinter der zweiten Division des Armeekorps

der Rest der 1. Staffel der Munitionskolonnen und Trains. Die zweite Staffel beider Armeekorps marschierte vereinigt mit Abstand hinter dem letzten Armeekorps. Um den Vormarsch der in zweiter Linie folgenden Reservekorps zu erleichtern, wurde ihnen gestattet, ihre Ausladeorte vorzuverlegen. Die Verpflegung wurde dadurch vorbereitet, daß Verpflegungszüge bis an die Grenze des Aufmarschgebietes und dann in die Gegend südwestlich Aachen vorgeschoben und dort Ausgabestellen eingerichtet wurden. Die Armeekorps hatten die Zahl der vom Mann getragenen und auf den Verpflegungsfahrzeugen mitgeführten Portionen zu erhöhen.

Der Durchmarsch durch Aachen fand in vier bis fünf Tagen statt. Ein General ging voraus, um die Vorbereitungen zu treffen, die Straßenzüge zu bestimmen, festzulegen und absperren zu lassen und für den ungestörten Durchmarsch zu sorgen. Ein Bataillon Infanterie sowie eine größere Zahl berittener Offiziere wurden ihm beigegeben.

Für den Übergang über die Maas waren besondere Vorbereitungen nötig. Die Strecke mußte erkundet, Brückengerät und Pioniere vorausgesandt, die Brückenstellen festgelegt werden. Die Maasbrücken bei Visé und Argenteau waren zerstört, die Brücke bei Herstal nur bedingt brauchbar. Die für den Flußübergang nötigen Arbeiten der Korps mußten einheitlich geleitet werden. Wir konnten diese Leitung in die Hände unseres erfahrenen, umsichtigen und tätigen Generals der Pioniere, des Generals Telle, legen.

Bedingung für den Vormarsch und den Maasübergang war, daß Lüttich, insbesondere das die Maas-Übergänge nördlich Lüttich beherrschende Fort Pontisse, vorher gefallen war. Am 14. war diese Bedingung erfüllt. Der Marsch durch Aachen verlief ohne jede Stockung, der Übergang über die Maas auf dem äußerst schmalen Raum gelang schnell und reibungslos, die Entfaltung jenseits der Maas und der Vormarsch auf Brüssel schlossen sich ohne jeden Aufenthalt an. Die Maßnahmen für die Verpflegung erwiesen sich als ausreichend. An die fechtenden Truppen wie an die Munitionskolonnen und Trains hatten die denkbar höchsten Anforderungen gestellt werden müssen, aber der Erfolg entsprach diesen Leistungen: die belgische Armee war durch die Schnelligkeit des Vormarsches überrascht worden, ehe die Franzosen und Engländer sie verstärkt hatten. Der planmäßig vorbereitete, einheitliche Aufmarsch der Belgier, Franzosen und Engländer war vereitelt.

Äußerst schwierige generalstabstechnische Aufgaben waren in der ersten Hälfte des September 1914 in und nach der Schlacht am Ourcq zu lösen. Die 1. Armee hatte vorher die Front nach Süden gehabt. Gegen den Flankenangriff der Armee Maunoury mußte die ganze Armee nach Westen derart herumgeworfen werden, daß sie den Gegner aus nordöst-

licher Richtung umfaßte. Als danach die Armee gänzlich überraschend am 9. September nachmittags den Befehl der Obersten Heeresleitung zum Rückzug erhielt, mußte sie auf Soissons in annähernd nördlicher Richtung zurückgehen. Der Rückzug mußte aus dem Kampf heraus noch in derselben Nacht angetreten, der Aisnefluß demnächst überschritten werden, ohne daß irgendwelche Vorbereitungen getroffen waren. Die Armee war durch die Bewegungen und den fünftägigen Kampf gänzlich durcheinander gekommen, Armeekorps bestanden nicht mehr; nur Gruppen waren, je nachdem die Truppen zusammentrafen, gebildet und nach dem Namen der Führer benannt worden. Die Bewegungen der Kolonnen und Trains kann sich jeder Sachverständige ausmalen. Es war ein Kunststück, sie zu leiten, Kreuzungen zu vermeiden und zu verhindern, daß die Rückzugsstraßen und die Aisneübergänge verstopft wurden. Die Hänge des Aisneufers waren steil, bewaldet und schluchtenreich. Eiligst mußten Pioniere und Brückengerät an die Aisne vorausgesandt, hinter uns mußte durch Zerstörungen das Nachdrängen des Feindes verlangsamt werden. Die Bewegung aller Kolonnen und Trains leitete das Armee-Oberkommando. Der tatkräftige und geschickte Oberst v. Berendt vom Stabe des Oberkommandos erhielt besondere Anweisung dazu und regelte den Marsch durch mündliche Anweisung an die um 6 Uhr vormittags versammelten Kommandeure der Kolonnen und Trains der Armeekorps. An Engen, Ortschaften, Brücken wurden energische Offiziere aufgestellt, die für den glatten Abmarsch verantwortlich waren. Dabei mußten Verpflegung und Munitionsersatz für den Rückmarsch sichergestellt werden.

Äußerst schwierig war die Ordnung der durcheinander gekommenen, von den Anstrengungen erschöpften Armee im Rückmarsch. Die verschiedensten Vorschläge wurden gemacht. Schließlich gelang die Lösung dadurch, daß südlich der Aisne in Nachhutstellungen von den einzelnen zusammengefaßten großen Verbänden vor allem die Teile stehen blieben, die nach der Kriegsgliederung nicht dazu gehörten. Die anderen Teile marschierten über die Aisne und sammelten sich nördlich davon an bestimmten, für die einzelnen Divisionen bezeichneten Punkten. Als sie bereitstanden, folgten die Nachhuten über die Aisne und marschierten zu ihren Verbänden. Zahlreiche umgedruckte Skizzen wurden ausgegeben und an allen Übergängen bereitgehalten, worin die Sammelpunkte aller Divisionen und der ersten und zweiten Staffel verzeichnet waren. Alle versprengten Teile fanden sich danach schnell zurecht. Am 12. September stand die Armee, genügend geordnet, zum Widerstand nördlich der Aisne bereit.

---

5. Die Vorbereitung des Abmarsches in die Siegfriedstellung 1917 durch den Generalstab.

Während es bei dem Rückzug hinter die Aisne 1914 darauf ankam, mit größter Schnelligkeit aus dem Stegreif zu verfügen, war die von der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht im März 1917 ausgeführte Bewegung in die Siegfriedstellung Arras—St. Quentin—Fort Condé (an der Aisne) eine Operation, die, auf langen, sorgfältigen Vorbereitungen beruhend, schließlich überraschend ausgeführt wurde. Ich entnehme das Folgende aus einer Denkschrift, die ich im Jahre 1917 darüber habe aufstellen lassen.

Zunächst handelte es sich darum, die Stellung auszuwählen und auszubauen, dann waren die Vorbereitungen für den Rückzug zu treffen und schließlich dieser auszuführen. Die Erkundungen für die Stellung begannen Mitte September 1916. Der Beginn der Vorarbeiten für den Rückzug (taktische Maßnahmen, Anordnungen zur Räumung, Zerstörung, Überschwemmung, Verschiebung der Einwohner) fand Anfang Oktober 1916 statt. Nachdem am 4. Februar 1917 der Entschluß zum Rückmarsch gefaßt worden war, wurden sodann auf Grund von tageweise aufgestellten Terminkalendern die vorbereiteten Maßnahmen innerhalb fünf Wochen vom 9. Februar bis zum 15. März 1917 durchgeführt. Am 16. März begann die Loslösung vom Feind auf der ganzen Front von Arras über Péronne—Roye—Soissons. Nach wenigen Tagen standen wir in der neuen „Siegfriedstellung".

Der Ausbau dieser Stellung hatte eingehende Anordnungen über die Linienführung, taktischen und technischen Anlagen, Verteilung der Arbeitskräfte und -mittel auf die beteiligten Armeen, Materialverteilung, Bestimmung der Besatzungsstärken usw. zur Voraussetzung. Besondere Baustäbe wurden gebildet, das Transportwesen war zu regeln, um das Material heranzuschaffen; wirtschaftliche, ärztliche und gerichtliche Angelegenheiten der bunt zusammengesetzten Arbeiter mußten geordnet werden. Das gesamte Gebiet der neuen Stellung war zu vermessen. Für die Bauausführung wurden einheitliche Bestimmungen (Einheitsmuster für Unterstände, Beobachtungsstellen usw., Anordnungen für die Anwendung des Betons, für die Nachrichtenverbindungen) gegeben. Geologen waren zur Feststellung des Grundwasserstandes, der Möglichkeit des Minierens und der Brunnenanlagen herangezogen worden. Hinter der neuen Stellung bedurfte das Eisenbahnnetz des Ausbaus, um die Stellungstruppen versorgen und Truppen verschieben zu können. Alle wirtschaftlichen Einrichtungen (Munitions-, Pionier-, Verpflegungs-Depots, Wohlfahrtsein-

richtungen, Werkstätten, Fabrikbetriebe, Lazarette) hinter der neuen Front waren neu aufzubauen.

Das zu räumende Gebiet sollte nur soweit zerstört werden, als es aus militärischen Gründen unbedingt geboten war. Der Feind mußte in bezug auf Bewegung, Nachschub, Unterkunft und Deckung schwierige Verhältnisse finden. Die Zerstörungen wurden daher in der Hauptsache auf einen Raum von 12 bis 15 km vorwärts der neuen Stellungen beschränkt. Die Einwohner mußten in das rückwärtige Gebiet verbracht oder dem Feinde überlassen werden. Der Abschub der Einwohner bildete die schwierigste Räumungsmaßnahme (Feststellung der Zahl, Aufnahmefähigkeit im Etappengebiet, Transport, Fürsorge für Verpflegung und Unterkunft).

Die Entente hat gegen die deutsche Kriegführung den Vorwurf erhoben, daß ohne Rücksicht auf Völkerrecht und Menschlichkeit das zu räumende Gebiet rücksichtslos verwüstet und die Bevölkerung ins Elend geschickt worden sei. Demgegenüber ist festzustellen, daß nur das militärisch unbedingt Nötige zerstört und gegen die Einwohner mit größter Rücksicht und Menschlichkeit verfahren worden ist. Die Franzosen haben offenbar vergessen, daß im Jahre 1674 durch die Truppen des Vicomte de Turenne weite Landstriche der Kurpfalz aus strategischen Gründen planmäßig verwüstet, und im Jahre 1689 zahlreiche Städte, Heidelberg, Mannheim, Worms, Speyer, Oppenheim, Bingen, Sinzheim, Bruchsal und Wiesloch von ihnen zerstört worden sind. Napoleon schrieb im März 1813 an den Prinzen Eugen: „Zeigt eine preußische Stadt, ein preußisches Dorf die geringste Neigung zur Widersetzlichkeit, so lassen Sie es niederbrennen. Selbst Berlin soll dies Schicksal treffen, wenn es sich schlecht beträgt." Lord Roberts ließ im Burenkrieg innerhalb zehn Meilen beiderseits der Eisenbahn jegliche Örtlichkeiten zerstören, sobald die Buren die Eisenbahn irgendwie unterbrachen. Gegen 30 000 Bauernwirtschaften wurden auf diese Weise verbrannt, die Frauen und Kinder in die berüchtigten Konzentrationslager gebracht.

Für den Abmarsch hatte das Oberkommando der Heeresgruppe die allgemeinen Grundsätze für das Loslösen vom Feind und für das Verhalten während des Abmarsches, die Rückmarschstreifen der einzelnen Korps, die Zahl der Marschtage, den Verlauf der Nachhutstellungen an den einzelnen Tagen zu bestimmen. Der Abmarsch war gleichzeitig und überraschend auf der ganzen Front anzutreten.

Die schwierigste Zeit war während der bezeichneten fünf Wochen vom Entschluß bis zum Abmarsch zu überwinden. Von Tag zu Tag mußten die rückwärtigen Verbindungen mehr und mehr von Mitteln aller Art entblößt werden. Gleichzeitig war die bisherige vorderste Stellung fünf

Wochen lang zu behaupten. Eine Verkürzung der Zeit von fünf Wochen, auf die die ganze Vorbereitung zugeschnitten war, durfte nur im äußersten Notfall eintreten. Ob vor einem vorher einsetzenden feindlichen Angriff ganz oder teilweise in Zwischenstellungen auszuweichen war, mußte erwogen und vorbereitet, konnte aber erst im gegebenen Augenblick entschieden werden. Erwünscht war dies nicht. Besonders schwierig war der Nachschub von Munition und Verpflegung für die in den bisherigen Stellungen befindlichen Truppen während der letzten Zeit vor Beginn der Bewegung.

Der Grund, weshalb die Heeresgruppe den Abmarsch in die Siegfriedstellung vorgeschlagen hatte, lag in der Überzeugung, daß wir in den alten ausgedehnten Stellungen im Laufe des Winters die Kräfte der Truppen durch den Stellungsbau verbrauchen würden, ohne zu einem genügenden Ausbau zu gelangen. Wichtiger war es, nach der schweren Sommeschlacht die Truppen ausruhen und ausbilden zu lassen, um die im Frühjahr zu erwartenden großen Schlachten mit kampfkräftigen Truppen durchfechten zu können. Durch den Abmarsch in die verkürzten Stellungen konnten wir 13 bis 15 Divisionen und starke Artillerie aussparen. Dementsprechend mußte das Herausziehen und die weitere Verwendung der zahlreichen freiwerdenden Verbände geregelt werden.

Die Geheimhaltung der Vorbereitung war schwer zu erreichen. Wir erstrebten, wenigstens den genauen Zeitpunkt der Ausführung durch besondere Maßnahmen geheim zu halten und den Feind zu täuschen. Die regnerische trübe Witterung kam uns zu Hilfe. Tatsächlich scheint die Kenntnis des Feindes geringer gewesen zu sein, als wir angenommen hatten.

Dank den eingehenden Vorbereitungen verlief der Abmarsch in die Siegfriedstellung planmäßig und ohne Störung. An einzelnen Stellen veranlaßten uns rechtzeitig erkannte Angriffsvorbereitungen des Feindes zu einem vorzeitigen Ausweichen in Zwischenstellungen. Das Loslösen der Infanterie, der genau vorbereitete Stellungswechsel der Artillerie gingen reibungslos vonstatten.

Der Abtransport der Einwohner war hauptsächlich mit der Bahn erfolgt, die Einwohner wurden in das Etappengebiet oder in das Generalgouvernement Belgien verschoben. Die Maßnahme wurde, soweit irgend möglich, gemildert. Das Zerreißen von Familienverbänden wurde vermieden, die Einwohner einer Ortschaft kamen, soweit angängig, nach einem Ziele, Landbevölkerung möglichst in ländliche Gebiete, Stadtbevölkerung in Städte. Umfangreiche Wagenkolonnen brachten die Leute an die Bahn und holten sie an der Endstation ab. Warme Getränke und Verpflegung wurden bereitgestellt. Der Abschub von Kranken erfolgte mit deutschen Lazarettzügen unter Mitgabe von Pflegepersonal. Aus zahlreichen Kreisen

der Einwohner, insbesondere auch von der Stadtverwaltung St. Quentin, kamen unaufgefordert Dankesbezeugungen für die schonende Durchführung der militärisch notwendigen Maßnahmen an die deutschen Kommandostellen.

Der Generalstab aller beteiligten Stäbe konnte mit der Vorbereitung und Durchführung der großen operativen Bewegung zufrieden sein.

---

6. Die Tätigkeit des Generalstabes bei der Rückführung des Heeres 1918.

Der General Ludendorff lobt in seinen „Kriegserinnerungen" (S. 397) die Vorbereitungen für den am 24. Oktober 1917 begonnenen Angriff gegen die Italiener bei Tolmein. Der Aufmarsch der 14. Armee war schwierig, es standen nur zwei, stellenweise sehr schmale Gebirgsstraßen zur Verfügung. „Auch hier gehörte die ganze Sorgsamkeit und das scharfe Denken des deutschen Generalstabsoffiziers dazu, daß die Bewegungen sich reibungslos vollzogen und auf die Stunde genau beendet waren." Ich kann darüber aus eigener Erfahrung nicht berichten.

Die schwerste Aufgabe trat meines Erachtens an den Generalstab heran, als nach dem Waffenstillstand 1918 der Rückmarsch angeordnet wurde. Nur der aufopfernden Tätigkeit der Generalstabsoffiziere und dem energischen Eingreifen der Truppenführer ist es zu danken, daß der Rückmarsch gelang. Aus den bei der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht dabei gemachten Erfahrungen, die ich damals schriftlich niederlegen ließ, will ich einiges hervorheben.

Als die Waffenstillstandsbedingungen bekannt wurden, stand die Heeresgruppe seit Monaten in Abwehrkämpfen gegen einen weit überlegenen Feind. Die Abwehrschlachten hatten gerade bei unserer Heeresgruppe eine große Truppenanhäufung auf verhältnismäßig kleinem Raum bedingt. Diese gewaltigen Massen in Marsch zu setzen und auf dem Marsch ordnungsmäßig zu verpflegen, wäre schon unter normalen Verhältnissen eine große Leistung gewesen. Die Heeresgruppe war gerade im Abmarsch in die „Antwerpen—Maas-Stellung". In dieser sollte die Heeresgruppe sich in der allgemeinen Front Antwerpen—westlich Brüssel—Charleroi aufstellen. Die 4. Armee auf dem rechten Flügel gelangte mit dem Rücken ganz gegen die holländische Grenze, die links daneben stehende 6. Armee zur Hälfte.

Die Aufgabe wurde rein marschtechnisch fast unmöglich gemacht durch die von der Entente gesetzten Räumungsfristen und durch das Zusammenpressen aller Marschkolonnen in dem unwegsamen, bergigen, nur 30 km

breiten Engpaß zwischen der holländischen Grenze südlich Maastricht und der Linie Huy—Malmedy. In 14 Tagen sollte die Heeresmasse — rein nach der Karte gemessen — 165 km in der Luftlinie zurücklegen. Für etwa 70 Divisionen und zahllose Sonderformationen (Feld- und Fußartillerie, Pioniere, Minenwerfer, Brückentrains, Rekrutendepots usw.), die in ihrem gesamten Mannschafts- und Pferdebestand wohl ebenso stark waren wie 70 Divisionen, standen uns nur sechs bergige Marschstraßen durch den Engpaß bei Lüttich—Verviers zur Verfügung. 1¼ Millionen Menschen und fast ½ Million Pferde waren bei unserer Heeresgruppe auf diesen Straßen zu bewegen.

Das Gebiet westlich der deutschen Grenze mußte in 14 Tagen, das Gebiet bis östlich des Rheins in weiteren 17 Tagen geräumt werden. Nachträglich traten hierin noch störende Änderungen ein. Zunächst mußten von der Heeresgruppe die Bewegungsstreifen der Armeen bis hinter den Rhein festgesetzt und die Maas- und Rheinübergänge auf die Armeen verteilt werden. Bei der Verengung des Bewegungsstreifens der Heeresgruppe südlich der holländischen Grenze ergaben sich für jede der Armeen nur zwei durchlaufende Straßenverbindungen, die teilweise nicht einmal aus Straßen erster Klasse bestanden. Trotz der Bedenken, die dagegen bestanden, tiefe Marschkolonnen auf fragwürdige Wege in dem schwierigen Gelände südöstlich Lüttich anzusetzen, mußten die Armeen mit dem zugewiesenen Raum auskommen. Wiederholte Gegenvorstellungen konnten nicht berücksichtigt werden.

Es waren ferner bestimmte Linien von der Heeresgruppe festzulegen, die zu bestimmten Zeiten geräumt sein mußten, um den Forderungen der Entente zu genügen.

Alle Entschlüsse mußten in größter Hast gefaßt und in wenigen Stunden in Befehle umgesetzt werden.

Dank der zweckmäßigen Marschanordnungen der Armeen vollzogen sich die ersten Marschbewegungen im ganzen geordnet. Die Armeen hatten große Marschgruppen unter Generalkommandos gebildet und die vielen Einzelformationen unter den Befehl der Divisionen gestellt. Zunächst galt es, die Marschgruppen nach der Tiefe Abstand nehmen zu lassen, um sich nach der Enge bei Lüttich zu auf je zwei Marschstraßen für jede Armee einzufädeln. Der Drang nach Hause befähigte die Truppe zu außerordentlichen Marschleistungen. Es wurden Durchschnittsleistungen bis zu etwa 30 km täglich erreicht. Mit den nachfolgenden Truppen der Entente verständigten sich die Armeen durch Funkspruch. Verschiedene Änderungen in den Räumungsfristen brachten Schwierigkeiten und Unruhe in die Marschbewegungen. Doch konnte durch Beschleunigung des Marsches und durch Übertritt einzelner Divisionen von einer zur anderen Armee ein Ausgleich

geschaffen werden. Verluste an Pferden und Fahrzeugen mußten in den Kauf genommen werden.

Alles kam darauf an, ob Ordnung und Disziplin erhalten blieben. Die Truppe war durch die anhaltenden schweren Kämpfe des Sommers und Herbstes beim Abschluß des Waffenstillstandes körperlich und seelisch stark mitgenommen, zeigte aber noch guten Halt und war in der Hand ihrer Führer. Wir wissen jetzt aber, daß sie planmäßig von der Heimat aus seit langem auf die Revolution vorbereitet war. Die Rede des Mitgliedes der unabhängigen sozialdemokratischen Partei, Vater, in der Versammlung des Arbeiter- und Soldatenrates in Magdeburg 1918 hat es uns geschildert. Man kann nicht oft genug darauf hinweisen. Er erklärte: „Uns ist diese Revolution nicht überraschend gekommen, seit dem 25. Januar d. J. haben wir den Umsturz systematisch vorbereitet.... Wir haben unsere Leute, die an die Front gingen, zur Fahnenflucht veranlaßt. Die Fahnenflüchtigen haben wir organisiert, mit falschen Papieren ausgestattet, mit Geld und unterschriftslosen Flugblättern versehen. Wir haben diese Leute nach allen Himmelsrichtungen, hauptsächlich wieder an die Front geschickt, damit sie die Frontsoldaten bearbeiten und die Front zermürben sollten. Diese haben die Soldaten bestimmt, überzulaufen, und so hat sich der Zerfall allmählich, aber sicher vollzogen."

Am stärksten hatte die revolutionäre Bewegung die Marine ergriffen. Die Vorbereitungen zur Revolution begannen bei ihr schon früh. Am 30. August 1919 äußerte der frühere Marineangehörige Haase in einer Versammlung des radikalen Seemannsbundes zu Geestemünde: „Wir haben schon von Beginn des Krieges, von Anfang des Jahres 1915 systematisch für die Revolution der Flotte gearbeitet. Wir haben von unserer Löhnung alle zehn Tage fünfzig Pfennige gesammelt, uns mit Reichstagsabgeordneten in Verbindung gesetzt und revolutionäre Flugblätter verfaßt, drucken lassen und verteilt, um für die Novemberereignisse die Bedingungen zu schaffen." (Fikentscher, Die Wahrheit über den Zusammenbruch der Marine. Monatshefte für Politik und Wehrmacht, Oktober 1919.)

Die Verhetzung der Truppe, die Unterwühlung der Disziplin waren uns seit längerer Zeit keineswegs entgangen. Die Zahl der Überläufer und Deserteure nahm zu. Dem Krieg sollte auf diese Weise ein Ende gemacht werden, so dachten die Pflichtvergessenen. Der Artillerie, die den angreifenden Feind abwies, und guten vorgehenden Truppen rief man „Streikbrecher", „Kriegsverlängerer" u. dgl. zu. Hinter der Front ballten sich an den größeren Bahnstationen und Orten Tausende von Drückebergern zusammen. Deutlich erkannten wir, daß der Ursprung dieser Zersetzung von der Heimat ausging.

In diesem Zustand traf die Truppe die Nachricht von der in der Heimat

ausgebrochenen Revolution. Innerhalb unserer Heeresgruppe kamen die ersten Nachrichten über Unruhen aus Beverloo am 9. November. Dort meuterten die Marineersatzmannschaften und bildeten Soldatenräte. In der Truppe kann nur einer befehlen, das ist der Vorgesetzte. Vertrauensleute kann man in Verpflegungs-, Unterkunfts-, Beförderungs- und Beschwerdeangelegenheiten aus der Truppe zu Rate ziehen. Mischen sie sich in die Befehlsgewalt ein, wie es durchweg geschah, so hört die Disziplin auf. Gehorcht muß nun einmal werden in einer Armee. Das Oberkommando der Heeresgruppe rief sofort den Chef des Generalstabes der 4. Armee an und ersuchte, gegen Beverloo einzuschreiten und die Ordnung herzustellen, stellte auch drei Divisionen dazu zur Verfügung. Da griff die Oberste Heeresleitung ein. Es kam von ihr der Befehl, mit den Soldatenräten auf gütlichem Wege ein Einvernehmen zu erzielen.

Was lange vorbereitet war, trat nun zutage. Ein unbezähmbares Verlangen nach sofortiger Heimkehr ergriff die Truppe. Der revolutionäre Gedanke verwirrte die Köpfe so, daß eine Beseitigung der Disziplin und dadurch völlige Auflösung im Bereiche der Möglichkeit lag. Diese Stimmung wurde immer stärker, je weiter zurück in der Etappe und näher der Heimat die Truppe sich befand. Bei den weit hinten liegenden Flieger-, Kraftfahr- und Fernsprechformationen setzte sehr bald eine wilde Flucht ein. Es waren dies gerade diejenigen Formationen, die die Befehlsübermittlung sicherstellen sollten. Die Tausende von sogenannten „Versprengten", vielmehr Drückebergern, hinter der Front schlossen sich ihnen an. Der Gehorsam galt bei ihnen nach der Revolution als überlebte Sache. Ohne zu grüßen, die Hände in der Tasche, ging der „freie Mann" an den Vorgesetzten vorüber. Ihre Gewehre und Maschinengewehre verkauften sie an die belgische Zivilbevölkerung, sie öffneten die Gefängnisse im besetzten Gebiete, stürmten Magazine, plünderten Verpflegungszüge und kämpften um deren Inhalt mit den Einwohnern, stürmten die Transportzüge und zwangen das Bahnpersonal mit Waffengewalt zum Abtransport. Die von den revolutionären Soldaten befreiten Militärgefangenen versuchten sogar einen Sturm auf das Oberkommando der Heeresgruppe in Brüssel. Die wichtigsten rückwärtigen Verbindungen des Heeres waren aufs äußerste gefährdet. Sie mußten durch geschlossene Truppenkörper gegen die eigenen Mannschaften gesichert werden.

Dazu kamen die Übergriffe radikaler Arbeiter- und Soldatenräte hinter der Front und in der Heimat, die die Rückführung des Heeres gefährdeten. Sie errichteten Entlassungsbureaus, in denen den Mannschaften willkürlich Entlassungsscheine ausgestellt wurden, griffen in den Verpflegungsnachschub ein, hielten Züge an und verfügten willkürlich über sie, erteilten Fahrterlaubnisscheine nach der Heimat, beschlagnahmten

unsere unterwegs befindlichen Kraftwagen, besetzten die Fernsprechstellen und verhinderten die Befehlsübermittlung, beschlagnahmten Magazine und verfügten willkürlich über deren Bestände. Mir selbst wurde vom Soldatenrat mein Kraftwagen beschlagnahmt, als ich in meiner Eigenschaft als Chef des Generalstabes der Heeresgruppe zu einem Armeeoberkommando gefahren war. Während der wichtigen Besprechung verschwand der Kraftwagen trotz Widerspruchs des Fahrers. Nach stundenlangen Verhandlungen gelang es mir, wieder in seinen Besitz zu kommen, mehrere darin befindliche Gegenstände hatten sich verflüchtigt. Ein halber Tag war verloren, obwohl ich die höchste Eile hatte. Der Soldatenrat wußte es besser und hielt die Fahrt für unnötig. Auch der Oberbefehlshaber einer Armee, den ich einige Tage nachher traf, war unterwegs angehalten worden und hatte sich nur nach langen Verhandlungen im Besitz seines Kraftwagens behauptet. In Spa stellte der Soldatenrat Posten vor das Oberkommando der Heeresgruppe. Der Posten wollte mich ohne Erlaubnisschein des Soldatenrates nicht in das Dienstgebäude hineinlassen.

Zu Ehren der Truppe muß gesagt werden, daß es weniger die brave Fronttruppe war, bei der sich diese traurigen Erscheinungen zeigten. Die rückwärtigen Helden, Deserteure, Drückeberger und, wie auch in der Heimat, Matrosen waren die Macher. Gehorchen wollten sie nicht, befehlen konnten sie nicht.

„Wer ist ein unbrauchbarer Mann?
Der nicht befehlen und auch nicht gehorchen kann." (Goethe.)

Als von allen Seiten die ersten Nachrichten über diese Vorgänge beim Oberkommando der Heeresgruppe eintrafen, standen wir vor der Möglichkeit einer ungeheuren Katastrophe. Gelang es nicht, diese Massen auf den wenigen vorgeschriebenen Wegen geordnet im Marsch zu erhalten, vor allem aber zu verpflegen, so stand man vor der Gefahr, daß alles plündernd auseinanderlief, während der Feind uns auf den Fersen war. Mancher in meinem Stabe verzagte.

Trotz allem gelang es, die Bewegung in Fluß zu erhalten. Es ist dies nur dem geschickten, uneigennützigen, festen Auftreten der Offiziere und dem gesunden Sinne zu danken, der doch noch in dem größten Teil der Soldaten vorhanden war und auf dem guten Einvernehmen zwischen Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften beruhte, wie es bei der Fronttruppe bestanden hatte.

Die größte Schwierigkeit bestand in der Durchführung der geordneten Verpflegung während des Marsches. Abgesehen von den geschilderten Eingriffen der Versprengten und Soldatenräte, die die Verpflegungszüge und Magazine plünderten oder beschlagnahmten, lag die Schwierigkeit darin, daß die Zeit zu einer sorgfältigen Vorbereitung und Organisation

bei dem plötzlichen Rückmarsche fehlte. Die Bahnen waren verstopft, die Bäckereiformationen liefen auseinander, Lastkraftwagenkolonnen fuhren eigenmächtig weg, hatten keinen Betriebsstoff oder wurden von den Soldatenräten beschlagnahmt. Dazu mußte die Verpflegung auf den engen Raum, auf den die Armeen zusammengedrängt wurden, geschafft und trotz des schnellen Marsches rechtzeitig den Truppen zugestellt werden. Für die zu errichtenden Ausgabestellen fehlte es an Personal. Die bisherige Verpflegungsbasis am Rhein mußte während der Bewegung zurückverlegt werden. Trotz allem gelang die Verpflegung dank der straffen Organisation bei den Armeen und dem energischen Eingreifen der Eisenbahnbehörden, die außerdem auch den Abschub der Verwundeten und Kranken zu leisten hatten. In der Heimat unterstützten uns die Zivilbehörden, Proviantdepots und die stellvertretenden Generalkommandos tatkräftig.

Das abmarschierende Heer mußte zugleich das vom Gegner verlangte Kriegsmaterial abgeben: eine weitere große Schwierigkeit! Eine einzige Heeresgruppe hatte 1550 Geschütze, 7000 Maschinengewehre, 950 Minenwerfer, 502 Flugzeuge, 1500 Lastkraftwagen abzugeben. Es fehlte gänzlich an Zeit, um die Abgabe zu organisieren. Übergabekommandos wollten nicht bei dem abzuliefernden Material zurückbleiben, um nicht den Feindseligkeiten der Bevölkerung ausgesetzt zu werden. Die abzugebenden Flugzeuge und Lastkraftwagen waren zum Teil auf und davon gefahren, letztere auch von Soldatenräten beschlagnahmt.

Sehr erschwert wurde die Befehlsübermittlung durch den eigenmächtigen Abmarsch oder die Auflösung zahlreicher Nachrichtenformationen, Zerstörung der Drahtverbindungen durch Einwohner und Marodeure. Die meisten Kraftradfahrer waren nach der Heimat gefahren. Zahlreiche Personenkraftwagen höherer Stäbe wurden ihrem Dienst durch Beschlagnahme durch die Soldatenräte oder durch Verkauf an die Zivilbevölkerung entzogen. So wurden in Spa vom Kraftwagenpark des Großen Hauptquartiers 23 Personen- und Lastkraftwagen für 10 000 Mark verkauft, die schätzungsweise einen Wert von 200 000 Mark hatten.

Die Hauptschwierigkeit im weiteren Rückmarsch war überwunden, nachdem die unwegsamen Berge bei Lüttich—Verviers, die Maas, das Hohe Venn überschritten waren. Strahlenförmig konnten sich nun die gewaltigen, bisher zusammengedrängten Marschkolonnen nach Osten, Nordosten und Norden im flachen Lande auf guten Straßen auseinanderziehen.

Nur der Übergang über den Rhein bot noch erhebliche Schwierigkeiten. Auf wenigen Brücken mußte das Heer den Strom überwinden. Für die 6. und 17. Armee — zusammen etwa 45 Divisionen — standen lediglich die Brücken von Köln zur Verfügung, davon der 17. Armee ausschließlich die Hängebrücke. Diese mußte in zwei Kolonnen nebenein-

ander überschritten werden. Die Brücken lagen durchweg an großen Städten, die durchschritten werden mußten. Der bürgerliche Verkehr mußte währenddessen umgeleitet oder eingestellt werden. Die Städte, in denen mehr oder weniger radikal gesinnte, revolutionäre Arbeiter- und Soldatenräte die Herrschaft an sich gerissen hatten, boten für die Disziplin und den Zusammenhalt der Truppe keine geringe Gefahr. Umfassende Vorbereitungen für den Rheinübergang mußten daher getroffen werden. Von der Heeresgruppe wurde ein Armee-Oberkommando, von den Armeen je ein Generalkommando vorausgesandt, um die Vorbereitungen zu treffen. Die Anmarschstraßen zu den Brücken wurden erkundet, festgelegt und mit Wegweisern versehen. Skizzen mit Marschstraßen und Brücken wurden den Truppen übergeben. Geschlossene Truppenteile wurden zur Übernahme der Straßenpolizei vorausgeschickt. Für Köln, durch das die Hauptmasse der Heeresgruppe marschieren mußte, wo außerdem eine Menge unsicherer Leute zusammengeströmt war, wurden besondere Vorkehrungen nötig. Ein allgemeines Einquartierungsverbot für die Stadt wurde erlassen. Die Divisionen mußten bis zum Abend bis an die Ringstraße von Köln herangeführt werden, durften nur bei Tage durch die Stadt marschieren und mußten nach dem Durchmarsch östlich der Großstadt untergebracht werden.

Von den Armeen waren an jeder Rheinbrücke durch Generalstabsoffiziere geleitete Auskunftsstellen eingerichtet, die die vielen von der Truppe Abgekommenen ordneten, zurechtwiesen oder entließen. Magazine und Ausgabestellen dienten der Verpflegung.

Dank diesen gründlichen, in aller Eile getroffenen Vorbereitungen vollzog sich der Rheinübergang der ganzen Heeresgruppe ohne Störung.

Nach dieser Leistung waren keine nennenswerten Marschschwierigkeiten mehr zu überwinden. Das Westheer war bis auf wenige Einzelformationen in der Hand der Führer geblieben. Die roten Fahnen verschwanden und wurden durch vaterländische ersetzt. Übergriffe der Soldatenräte konnten abgewehrt werden. So hatte der Soldatenrat in Düsseldorf befohlen, alle ankommenden Militärpersonen und geschlossenen Truppenteile zu entwaffnen. Einzelne vorausmarschierende Formationen, Landsturmbataillone u. dgl., hatten dem nachgegeben. Die anmarschierenden Divisionen machten dem Treiben bald ein Ende.

Schon bei Beginn des Rückmarsches hatte die Heeresgruppe das ihr zur Verfügung stehende Gebiet östlich des Rheins für die Unterbringung vor dem Abtransport in die Demobilmachungsorte in drei Armeebezirke geteilt. Die Kohlengebiete sollten, soweit angängig, nicht belegt werden. Die Divisionen und Einzelformationen wurden möglichst nach Heimatbezirken zusammengelegt. Dieses umfassende Umordnen aus der bunten Marschkolonne in einheitliche Aufmarschräume erforderte, daß jeder Divi-

sion und jeder Einzelformation frühzeitig voraus die Marschzeiten, Unterkunftsräume und das Aufmarschquartier bekanntgegeben wurden. An die Arbeit der Stäbe und der Organe der Befehlsübermittlung stellte dies große Anforderungen. Die peinliche Arbeit hat sich gelohnt. Der Abmarsch und Abtransport in die Demobilmachungsorte wurde wesentlich erleichtert.

Von vornherein wurde eine Anzahl Divisionen und Einzelformationen auf Fußmarsch in ihre Demobilmachungsorte verwiesen. In ihrem Drange nach der Heimat ließen sich viele Truppen nicht halten und marschierten lieber, als daß sie wochenlang auf die Abbeförderung mit der Bahn warteten. Die Bahn wurde dadurch entlastet. Durchschnittlich standen der Heeresgruppe 32 Züge täglich zur Verfügung, eine im Verhältnis zu der abzubefördernden Masse geringe Zahl. Die Mannschaften der Jahrgänge, die zur Entlassung heranstanden, wurden zu Beginn der Transportbewegung ihres Truppenteils unmittelbar in ihre Heimatsbezirke abgefahren. Entbehrliches Gerät blieb im Aufmarschgebiet zurück. Um die Ungeduld der Leute zu beschwichtigen, begannen möglichst viele Divisionen gleichzeitig den Transport, wenn ihnen dann auch nur wenige Züge täglich zugewiesen werden konnten.

Anfang Januar 1919 waren die Truppen der Heeresgruppe im wesentlichen abbefördert. Das Oberkommando der Heeresgruppe wurde aufgelöst. Die letzte Arbeit war, wie aus dieser Schilderung wohl hervorgeht, für den Generalstab eine der schwersten gewesen. Sie war gelungen. Der Generalstabsoffizier konnte sich nach Hause begeben. Wenn er Glück hatte, wurden ihm in der Heimat Achselstücke und Kriegsorden nicht abgerissen, der Degen nicht abgenommen. Sonst mußte er auch dieses noch tragen.

Dafür kamen wir in „ein schöneres, freies Deutschland", in dem es „Friede, Brot und Arbeit" gab. So wurde uns wenigstens beim Einmarsch gesagt.

Keine Geschichtsfärbung wird die Tatsache verdunkeln, daß die Vorboten der Revolution das Heer lange vorher unterwühlt und verdorben haben, daß die Revolution selbst dem Heere im schwierigsten Augenblick des ganzen Krieges in den Rücken gefallen ist, und daß nur das Offizierkorps das Heer vor einer Katastrophe gerettet hat.

7. Der Generalstab und die Truppe.

Es ist dem Generalstabe in und nach dem Kriege vielfach der Vorwurf gemacht worden, daß er den wahren Zustand der Truppe nicht gekannt habe. In der erwähnten Schrift von Gothein wird auf Grund eines „Inspektionsberichtes" (von wem, ist leider nicht gesagt) behauptet, die Meldungen, Berichte und Wünsche der Truppe seien kaum weiter gelangt, da jeder sich scheute, die Wahrheit zu sagen. Aus Egoismus sei gemeldet worden: „Die Division ist kampfkräftig." Sonst hätte man schon 1916 den Rückgang des Heeres sehen können. Auch der Oberst Immanuel (a. a. O. S. 163) meint, daß Truppenbefehlshaber, die mannhaft berichteten, wie es mit ihren Truppen stand, nicht selten kurzerhand beseitigt worden seien. Wer nicht besonders charaktervoll war, habe ausweichend oder beschönigend gemeldet. „So geschah es, daß der Obersten Heeresleitung überhaupt verborgen blieb, wie die Dinge an der Front standen."

Es ist dies ein schwerer Vorwurf gegen die Oberste Heeresleitung, gegen alle höheren Führer, aber auch gegen den ganzen Generalstab. Denn es war Pflicht jedes Generalstabsoffiziers, gleichgültig in welchem Stab er war, ob bei der Division oder bei einem Oberkommando, sich über den Zustand der Truppe ein zuverlässiges Bild zu verschaffen.

Ähnliche Vorwürfe hörten wir im Krieg nicht selten. Ihre Entstehung ist erklärlich. Man verstand in der Truppe nicht, warum eine ermüdete Division nach langem Stellungskrieg nicht rechtzeitig zur Erholung herausgezogen wurde, zumal hier und da andere Divisionen zurückgezogen wurden. Noch weniger konnte man es begreifen, wenn die Division, kaum herausgezogen, wieder in den Kampf geworfen wurde. Man vermutete fehlerhafte Maßnahmen der Führung und Unkenntnis des Zustandes der Truppe. Wenn nur gar die zurückgezogene Truppe, statt sich auszuruhen, fleißig exerzieren sollte, so empfand man dies als unbillige Härte. „Immer wieder Drill und Exerzierdisziplin und taktische Ausbildung des Mannes, der nach den furchtbaren Strapazen des Kampfes Ruhe haben wollte." (Gothein a. a. O. S. 88.)

Der Zustand der Truppe war auch den hohen Stäben aufs genaueste bekannt. Ich darf anführen, was in meinem eigenen Stabe in dieser Hinsicht geschah. Die fortgesetzte Entsendung von Generalstabsoffizieren, Artilleristen, Pionieren usw. zur Truppe, nicht nur zu den Divisionsstäben, sondern zu den Regimentern, Bataillonen, Batterien ist schon erwähnt (S. 189). Es war allen Offizieren stets eine Freude, sich zur Truppe zu begeben. Vielfach besuchten sie dabei Bekannte in ihrem alten Truppen-

teil, waren oft mehrere Tage unterwegs und konnten nachher eingehend von den Leiden und Wünschen unmittelbar berichten, die die Truppe auf dem Herzen hatte. Schriftliche Berichte dienten uns nur zur Ergänzung. Über Verluste, Stärken und Ersatzlage jedes Truppenteils waren wir selbstverständlich stets aufs genaueste unterrichtet. Daß wir häufig, nach besonderen Ereignissen stets, Offiziere der Front im Hauptquartier zur freien Aussprache versammelten, ist schon erwähnt (S. 191). Ich selbst begab mich alle paar Tage zu einer der dem Oberkommando der Heeresgruppe unterstellten Armeen, fuhr die Nacht durch mit der Bahn hin und dann den ganzen Vormittag über mit dem Kraftwagen zu allen Generalkommandos und einigen Divisionskommandos. Sämtliche Divisions-Generalstabsoffiziere wurden zu den Besprechungen herangezogen. Es handelte sich dabei neben taktischen Fragen hauptsächlich um den Zustand der Truppe. Unbedingte Wahrheit wurde bei der Aussage zur Pflicht gemacht. Vielfach wurden dabei Offiziere aus der Front zugezogen. Unter den älteren Offizieren der Truppe hatte ich viele Bekannte, die mir schrieben oder zu mir kamen, um mir über den Zustand ihrer Truppe — in der letzten Zeit des Krieges manchmal recht ungünstig — zu berichten. Ich konnte ihnen fast immer entgegnen, daß mir leider dies schon bekannt sei. Divisionskommandeure warfen uns sogar vor, wir ruinierten gewaltsam die Truppe.

Leider war alles durch die Verhältnisse begründet. Unsere Kräfte waren nun einmal dem Gegner erheblich unterlegen. Wir waren nicht imstande, die Divisionen regelmäßig wochen- und monatelang aus der Front zu ziehen und ausruhen zu lassen, wie es unsere Gegner konnten. Wir haben dies beim Oberkommando am allermeisten bedauert. Es ist kein Zweifel, daß wir die Divisionen aufs äußerste ausnutzen mußten. Wir sahen die Truppe oft genug, um zu wissen, in welchem Zustande, zumal während der großen Schlachten, sie sich befand, wenn sie endlich, völlig erschöpft und vor Übermüdung teilnahmlos und gleichgültig, aus der Front herausgezogen wurde. Es schnitt uns im Stabe ins Herz, wenn man eine solche Division am andern Tage vielleicht mit Lastkraftwagen vorfahren und wieder in den Kampf werfen mußte, statt ihr die ersehnte Ruhe zu gewähren. Aber es gab oft kein anderes Mittel, um den Durchbruch zu verhindern. In dieser Lage waren wir besonders im Sommer 1918 häufig. Die Truppe legte es als Härte, Rücksichtslosigkeit oder Unverstand aus. Solange der Feind nicht die geringste Neigung zeigte, auf den sogenannten Verständigungsfrieden einzugehen, blieb uns Soldaten wohl nichts anderes übrig, als uns unserer Haut zu wehren, es sei denn, daß wir uns kampflos und ehrlos unterwerfen wollten. Die brave Truppe tat bis zuletzt ihre Schuldigkeit.

Unsere Truppe hat Erstaunliches geleistet und ausgehalten, wenn

man bedenkt, daß im Kriege 1870/71 schon an der Loire Kriegsmüdigkeit zu bemerken war. Der damalige Hauptmann Frhr. v. der Goltz, der spätere Feldmarschall, berichtet: „Wenig zähe Gemüter ausgenommen, hatte jedermann selbst die glücklichsten Gefechte satt. Das Kriegsfeuer brannte nur noch matt flackernd fort." Selbst Prinz Friedrich Karl schrieb am 9. Januar 1871: „Im ganzen kann ich mir nicht verhehlen, daß auch ich zu fühlen anfange, daß ich dieses Krieges müde werde." (Foerster, Prinz Friedrich Karl, II, S. 463.) Man kann nur bewundern, was demgegenüber unsere Truppen und ihre Führer in 4½ Jahren geleistet haben.

Sehr unangenehm empfand es die Truppe, daß eine Reihe von Divisionen als „gute" oder „Angriffsdivisionen" bevorzugt wurde, Ruhe und Ausbildung erhielt und 1918 vorzugsweise zum Angriff verwendet wurde, während die „Stellungsdivisionen" ununterbrochen in den Stellungen verbraucht wurden. Es war etwas Richtiges daran, es ließ sich aber auch dies nicht vermeiden. Wir waren im letzten Jahre nicht mehr in der Lage, alle Divisionen gleichmäßig mit Ersatz, Pferden, Kolonnen usw. auszustatten, wie es zum Angriff nötig war.

Alles, was wir beim Oberkommando vom Zustand der Truppe wußten, erfuhr auch die Oberste Heeresleitung. Von unterschlagenen oder gefärbten Berichten ist keine Rede. Ich habe besonders ungünstige Berichte persönlich an den General Ludendorff geschickt. Er wußte genau Bescheid. Was er und sein Stab dauernd getan haben, um sich über den Zustand der Truppe zu unterrichten, möge man in seinen „Kriegserinnerungen" lesen. Er war häufig bei der Heeresgruppe oder den einzelnen Armeen, besprach sich mit den Oberbefehlshabern und ließ sich von den versammelten Generalstabsoffizieren und Offizieren aus der Frönt genau über den Zustand der Truppe berichten. Aber auch er war in der Zwangslage.

Die wundervolle Armee Friedrichs des Großen wurde im Laufe des Siebenjährigen Krieges immer schlechter. „Das gestehe ich Euch zu meinem besonderen Leidwesen, daß meine Infanterie jetzt nicht so gut ist als solche gewesen, doch kann ich das nicht ändern und muß sie nehmen, wie sie ist." Wir mußten unsere Truppe auch nehmen, wie sie war.

8. Die Einschätzung der Feinde im Kriege.

Unzureichende Kenntnis und Unterschätzung des Feindes während des Krieges wird dem Generalstabe vorgeworfen. Nach der ersten großen Offensive vom 21. März 1918 hätten wir angenommen, daß der Feind schon jetzt seine Hauptreserven zu verbrauchen begänne. So seien wir allmählich zu einer fehlerhaften Auffassung der Dinge gelangt. Die Ameri-

kaner seien schneller und namentlich in besserem Zustande eingetroffen, als die deutsche Heeresleitung geglaubt habe. Dies sowie die Unterschätzung der noch ungebrochenen französischen und englischen Kampfkraft habe zu den von Mitte Juli 1918 ab erfolgenden Rückschlägen beigetragen (Oberst Immanuel a. a. O. S. 124, 129, 133). So auch in der erwähnten Schrift Gotheins: „Die Militärs haben in diesem Kriege stets den Gegner unterschätzt. So erst England, so jetzt Amerika." (S. 69.)

Die richtige Einschätzung des Gegners, seiner Kampfkraft und seiner Reserven bildete eine der Grundlagen, auf die die Oberste Heeresleitung ihre Entschlüsse aufzubauen hatte. Der Generalstab war hieran nur so weit beteiligt, als er durch Beschaffung, Sichtung und Bewertung von Meldungen, Nachrichten und Beobachtungen dazu beitrug, diese Grundlage zu schaffen. Die Bewertung des Feindes im großen auf Grund der von allen Armeen eingehenden Nachrichten und die darauf begründeten operativen Entschlüsse waren Sache der Obersten Heeresleitung. Die Erörterung dieser Fragen fällt aus dem Rahmen meiner Aufgabe heraus.

Nur auf die Verwendung der feindlichen Hauptreserven und auf das Eintreffen der Amerikaner soll hier kurz eingegangen werden.

Oberst Immanuel (a. a. O. S. 124, 126, 131) ist der Ansicht, daß der Gegner 1918 eine starke Hauptreserve zurückgehalten habe, die er im März nicht angriff, sondern sorgsam aufsparte und erst am 18. Juli zum entscheidenden Gegenstoß einsetzte. Wir seien in einem „grundsätzlichen Irrtum" und „einer viel zu optimistischen Beurteilung der Lage" befangen gewesen, als wir angenommen hätten, daß der Feind schon im März seine Hauptreserve in Angriff genommen habe.

Es trifft dies nicht zu. Eine solche ständig zurückgehaltene Reservearmee hat es nicht gegeben. Der Gegner verfuhr ähnlich wie wir, nur war er durch seine zahlenmäßige Überlegenheit in weit günstigerer Lage. Je nach dem Verbrauch durch den Kampf wechselte er mit den Divisionen und schuf sich neue Reserven. Nach den starken Frühjahrskämpfen im Jahre 1918, in deren Verlauf eine große Anzahl der in Reserve befindlichen Divisionen hatte eingesetzt werden müssen, schuf sich der Gegner neue Reserven durch Einsatz abgekämpfter Divisionen an ruhigen Fronten, durch Verbreiterung der Abschnitte an solchen Fronten, durch Einsatz amerikanischer und schließlich auch zweier italienischer Divisionen. So wurde die Zahl der in Reserve befindlichen französischen Divisionen, die Mitte Juni auf 8 bis 10 gesunken war, Anfang Juli nach unserer Schätzung wieder auf 30 bis 34 gehoben. Der Angriff am 18. Juli ist somit mit Divisionen geführt worden, die meist schon vorher in der Front gestanden hatten. (v. Rauch, Zur Feindlage auf dem Westkriegsschauplatz im Sommer 1918, Militär-Wochenblatt 1919, Nr. 144.)

Wir waren dauernd durch die Beobachtungen an der Front und durch die Vernehmung der zahlreichen Gefangenen über die in der Front und in Reserve stehenden feindlichen Divisionen gut unterrichtet. Über den Zustand der Divisionen mögen wir uns hier und da getäuscht und zeitweise angenommen haben, daß die an den großen Kämpfen beteiligt gewesenen Divisionen stärker verbraucht waren, als es in Wirklichkeit der Fall war.

Das Eintreffen der Amerikaner vollzog sich, soweit bekannt, folgendermaßen:

Die erste amerikanische Division traf in Frankreich im Juni 1917 ein, fünf weitere Divisionen kamen nach und nach bis zum Beginn unserer Frühjahrsoffensive 1918. Dann aber trat auf dringenden Wunsch Frankreichs und Englands eine erhebliche Beschleunigung des Antransportes ein. Etwa 6 Divisionen trafen vom April ab monatlich in Europa ein. Beim Beginn des Waffenstillstandes befanden sich 43 amerikanische Divisionen in Frankreich, davon 30 Kampfdivisionen, 6 Divisionen, die noch nicht in der Front aufgetreten waren und anscheinend ihre Ausbildung noch nicht beendet hatten, 7 Divisionen, die nur Ersatz stellten.

Stellt man nur die Kampfdivisionen in Rechnung, so lassen sich etwa folgende Stärken für die einzelnen Zeitpunkte berechnen:

Ende März	1918:	5 Divisionen, Kopfstärke	144 000
Ende Mai	1918:	16 " "	461 000
Mitte Juli	1918:	23 " "	662 000
Anfang August	1918:	25 " "	720 000
Anfang Oktober	1918:	30 " "	864 000

In der Kopfstärke sind die Korpstruppen und die Kolonnen und Trains, nicht aber die Etappen- und Ersatztruppen enthalten.

Die Gesamtstärke der amerikanischen Truppen einschließlich Etappen- und Ersatztruppen und Arbeiterformationen, die sich beim Beginn des Waffenstillstandes am 11. November 1918 in Frankreich oder auf dem Transport dahin befanden, kann zu rund 2 Millionen Mann angenommen werden.

Die Divisionen wurden nach Ankunft in Frankreich zunächst mehrere Monate hinter der Front ausgebildet und dann an ruhigen Fronten eingesetzt. Vom Sommer 1918 ab mußten sie aber öfter ein bis zwei Monate nach dem Eintreffen schon in den Kampf geworfen werden.

Wenn somit die Ausbildung für den Kampf nicht ausreichend war, so fällt doch die Bedeutung der amerikanischen Hilfe sowohl durch die Zahl wie durch die frische Nervenkraft der Truppen ausschlaggebend ins Gewicht.

Wir haben die Hilfe der Amerikaner für die Entente an sich nicht unterschätzt. Wir nahmen sogar Ende 1917 an, daß bis zum Frühjahr

1918 fünfzehn Divisionen eingetroffen sein würden. Aber wir haben den danach erfolgenden schnellen Antransport nicht vorausgesehen. Darin haben wir uns geirrt. Man glaubte nicht, daß so viel Schiffsraum zur Verfügung stände, wie er tatsächlich durch die Beschlagnahme neutraler Schiffe und durch die äußerste Beschränkung der Einfuhr nach England erreicht wurde. Die Transportleistung wurde auch dadurch gesteigert, daß ein großer Teil des Geräts nicht befördert, sondern in Frankreich geliefert wurde. (v. Rauch, a. a. O.) Das Eintreffen der einzelnen Divisionen wurde von uns jedoch stets zutreffend erkannt.

Zu der Beurteilung der Amerikaner hat der General Ludendorff in seinen „Kriegserinnerungen" (S. 247) Stellung genommen und nachgewiesen, daß der Eintritt der Amerikaner in den Krieg bei dem Entschluß zum uneingeschränkten U-Bootkrieg in seiner vollen Bedeutung eingeschätzt worden ist. Er galt als eine ernste und stark ins Gewicht fallende Vermehrung der feindlichen Kraft, falls der U-Bootkrieg nicht wirken würde. Der Chef des Admiralstabes stellte aber eine kriegsentscheidende Wirkung des uneingeschränkten U-Bootkrieges innerhalb eines halben Jahres in sichere Aussicht. Auch später noch wurde die Überführung des amerikanischen Heeres von der Marine als nur in beschränktem Umfange denkbar erklärt.

Die Oberste Heeresleitung mußte unbedingt zugreifen, als ihr die Marine das Mittel des U-Bootkrieges zur Entscheidung des Krieges in dieser Weise zur Verfügung stellte. „U-Boote heraus!" klang es in der Heimat allerorts. Man stelle sich jetzt die Vorwürfe vor, wenn die Oberste Heeresleitung damals abgelehnt hätte. Damals war fast alles dafür, jetzt will jeder dagegen gewesen sein.

Der General Ludendorff sprach Ende des Jahres 1916 über den beabsichtigten U-Bootkrieg mit mir. Ich konnte ihm nur unbedingt beistimmen. Nach Durchsicht des umfangreichen Materials, das die Marine zur Begründung für ihre Annahme von dem zu erwartenden Erfolge zusammengestellt hatte, habe ich auch daran geglaubt. Weshalb diese Erwartung sich nicht erfüllt hat, kann hier nicht erörtert werden. Weder die Oberste Heeresleitung noch der Generalstab sind dafür verantwortlich.

Schluß.

Der Generalstab besteht nicht mehr. Was in einem Jahrhundert aufgebaut wurde, ist zerstört. Ihn wieder aufzurichten, wenn der ewige Friede und der Völkerbund sich als trügerisch erweisen sollten, wird schwer sein. Die Tradition geht verloren, der Faden reißt ab. Ob die fremden Armeen

bei ihrer noch in weiter Ferne stehenden Abrüstung auch den Generalstab auflösen werden, muß sich erst erweisen. Wir müssen uns dem Machtworte des Gegners beugen. Er wußte, warum er gerade den Generalstab beseitigte. Er traf dadurch die ganze Armee tödlich. Wir Deutschen haben — das wird diese Schrift hoffentlich erwiesen haben — keine Veranlassung, über den Generalstab zu Gericht zu sitzen.

Die Franzosen waren stolz auf ihre Armee und ehrten sie, nachdem sie 1870/71 Niederlage auf Niederlage erlitten hatte. Wir haben unser Schwert mit eigener Hand zerbrochen, um die rote Fahne der Revolution aufpflanzen zu können. Die alte, ruhmreiche Armee wird als Werkzeug des „Militarismus" verurteilt.

Vielleicht werden wir uns später des alten, oft angeführten Wortes von Clausewitz erinnern: „Wenn das blutige Schlachten ein schreckliches Schauspiel ist, so soll das nur eine Veranlassung sein, die Kriege mehr zu würdigen, aber nicht die Schwerter, die man führt, nach und nach aus Menschlichkeit stumpfer zu machen, bis einmal wieder einer dazwischenkommt mit einem scharfen, der uns die Arme am Leibe weghaut."

Leider ist zugleich mit dem Generalstabe und der alten Armee auch der große und edle Gedanke der allgemeinen Wehrpflicht untergegangen. Das ist ein unersetzlicher Verlust.

Das Heer war die nationale Schule, es wies den einzelnen auf seine Aufgabe für die Gesamtheit hin, es erzog die ganze Nation zur Vaterlandsliebe, Treue, Ordnung, Selbstverleugnung und zum Pflichtgefühl. „Das Heer hat uns zu praktischer Einheit erzogen." (Treitschke.) Niemals wäre eine solche Erziehung dem deutschen Volke nötiger gewesen als jetzt. Selbst in einer Miliz ließe sie sich zur Not erreichen.

Das alte Offizierkorps liegt zum größten Teile auf den Schlachtfeldern unter dem Rasen. Vollkommen ist nichts auf der Welt, aber ein besseres Offizierkorps hat es nie in einer Armee gegeben. Treue zum Kriegsherrn, Vaterlandsliebe, Ehr- und Pflichtgefühl und Kameradschaft hielten es fest zusammen. Die jetzige Regierung hoffte durch Verabschiedung der reicheren Offiziere „bis zum 1. Januar 1920 ein bettelarmes Offizierkorps zu besitzen, das mit seiner Existenz an die Sicherheit des Landes und an die Festigkeit der Regierung gebunden ist". So drückte sich der Reichswehrminister aus.

Jedes Staatswesen braucht Autorität und Macht, um seine Autorität nach innen und außen durchzusetzen. Mit erschreckender Deutlichkeit tritt uns diese Notwendigkeit von Tag zu Tag mehr vor Augen. Freiheit ohne Ordnung wird zur Zügellosigkeit. „Ohne Waffen ist keine Aktion eines Gemeinwesens nach außen, ist aber auch kein fester Bestand eines solchen an sich denkbar. Das Leben der Menschheit bewegt sich nun einmal in natürlichen Feindseligkeiten der Völker und Staatsgenossenschaften unter

sich. Jedes Gemeinwesen muß imstande sein, sich selbst und alle, die ihm angehören, zu verteidigen." (Ranke.)

Der Geist, der sich im Versailler Frieden ausspricht, ist nicht der Geist der Völkerversöhnung und internationalen Verbrüderung, von dem der Völkerbund redet, und von dem die Männer träumen, die unseren haßerfüllten Feinden „mit werktätiger Liebe" begegnen wollen. Er kann den ewigen Frieden nicht begründen.

Unser angeblicher „Militarismus" ist gebrochen, um so mächtiger schießt der feindliche empor. Wohin der Gegner zielt, zeigen die Ereignisse immer klarer: Deutschland soll zerstückelt und zu dauernder Ohnmacht verurteilt werden. Wo ist der internationale Sozialismus, der dies verhindert? Wo der Völkerbund, der uns schützt? Nur ein mannhaftes, wehrhaftes Volk behauptet sein Dasein.

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte."

Eiserne Zeiten werden wiederkommen. Möge die Erinnerung an das Große, das wir im Weltkriege geleistet, uns im Glauben an die Zukunft Deutschlands stärken. Möchte die zukünftige Zeit ein starkes Geschlecht vorfinden, das Deutschlands Ehre wieder aufrichtet und dem Wort von der „deutschen Treue", von der Hoffmann von Fallersleben sang, seinen „alten schönen Klang in der Welt" wieder verschafft.

„Wir wollen das Wort nicht brechen,
Nicht Buben werden gleich,
Woll'n predigen und sprechen
Vom heil'gen Deutschen Reich."

(v. Schenkendorf.)

Namen- und Ortsverzeichnis.

A.

Aachen, 59. 170. 193 f.
Abbeville, 159.
Aisne, 21. 30. 49. 157. 159. 195 f.
Albrecht, Herzog von Württemberg, 186.
Alexander der Große, 129. 131. 135. 138 f.
Alexandrowo, 67.
Allenstein, 150.
Amiens, 136. 159.
Angerapp, 150.
Angerburg, 76. 81.
Antwerpen, 22. 41. 54. 57. 158. 160. 199.
Arcole, 135.
Argenteau, 194.
Aristoteles, 129.
Arlon, 50. 54.
Arras, 134. 191 f. 196.
Aubenton, 52.
Aubert, George, franz. Schriftsteller, 99.
Aufidus, 128.
Augustow, 156.
Avesnes, 51.
St. Avold, 120.
Azannes, 55.

B.

Baranowitschi, 165.
Bar le Duc, 42. 49.
Barnardiston, engl. Oberstleutnant, 40.
Bartenstein, 76.
Barthou, franz. Minister, 71.
Basel, 17. 59.
Beaumont, 55.
Belfort, 42. 44. 49. 53. 56 f. 150. 152. 154. 158. 164. 168.
Belle Alliance, 161.
v. Berendt, Oberst, 195.
Berlin, 41. 95. 98 f. 127. 147. 176. 191. 197.
St. Bernhard, der Kleine, 38.
v. Bernhardi, General, 124. 133 ff.
Berthelot, franz. General 49. 51.
Berthier, franz. Marschall, 191.
Besançon, 17.
v. Bethmann Hollweg, Reichskanzler, 108. 112. 120. 122. 177.
Beverloo, 202.
Bialystok, 81. 151. 156. 165. 174.
Bingen, 197.
Bismarck, Fürst, Otto, Reichskanzler, 93. 146.
Blücher, Fürst, Feldmarschall, 143.
Bobr, 76. 151. 154.
Bonnal franz. General, 32 ff. 35. 46.
Boucher, franz. Oberst, 33.
Boulogne, 42. 87 f. 90.
v. Boyen, Feldmarschall, 83.
Brest, 171.
Brest-Litowsk, 174.
Breusch, 44. 163. 168.
Bridges, engl. Oberstlt. 41.
Brien, 48. 131.
Brody, 148.
Bruchsal, 197.
Brüssel, 50. 53. 73. 100. 158. 174. 194. 199. 202.
Bug, 150. 160. 165. 172.
Bull Run, 5.
v. d. Busssche, Frhr., Major, 184.
Buzephalus, 129.

C.

Calais, 42. 87. 90. 171.
Cambrai, 55. 91. 182. 189.
Cannä, 128 f. 138.
Le Cateau, 90.
Châlons s. M., 42.
Charleroi, 54 f. 199.
Charmes, 56. 59.
Château Thierry, 23.
Chaumont, 42.
Chautemps, franz. Abgeordneter, 102.
Cherbourg, 171.
Cid Campeador, 179.
v. Clausewitz, General, 181. 213.
Clemenceau, franz. Ministerpräsident, 30. 32. 70. 94. 101 f.
Clermont en Argonne, 52.
Compiègne, 41.
Condé, Fort, 196.
Conrad v. Hötzendorf, Chef d. österr. Generalstabes, 173 f.
Coupillaud, franz. Offizier, 36.

D.

Dammartin, 23.
Dampvillers, 52. 55.
Danilow, russ. General, 70.
Delaisi, Francis, franz. Schriftsteller, 95.
Delcassé, franz. Minister und Botschafter, 70 ff. 85. 95. 100
Derby, Lord, engl. Staatsmann. 91.
Diedenhofen, 49. 51 f. 59. 160. 162 f. 167. 169.
Dieppe, 90.
Dieuze, 47.
Dinant, 50. 53 ff.
Donchéry, 156.
Donon, 58.
Doumer, franz. Senator, 11. 16.
Dresden, 161.
Dubail, Chef d. franz. Generalstabes, 68.
Dubno, 148.
Ducarne, Chef d. belg. Generalstabes. 39 ff. 174.
Dünkirchen, 42. 87. 90.
Durand, franz. General, 54.
Düren, 156.
Düsseldorf, 203.

E.

Eduard VII., 94 ff. 98 ff.
v. Eggeling, Oberstlt., 8. 73. 77 f.
Egli, schweiz. Offizier und Militärschriftsteller, 52.
Elbing, 165.
Epinal, 43. 49. 56 f. 59. 148. 152. 154. 164. 170.
Essex, 119.
Etain, 54.
Etienne, franz. Kriegsminister, 9.
Eugen, Prinz, Vizekönig von Italien, 197.

F.

v. Falkenhayn, Kriegsminister, später Chef d. Generalstabes d. Feldheeres, 112. 120. 183 f.
Faschoda, 18.
Favereau, Bar., franz. Minister d. Auswärtigen, 39 f. 95.
Felix, Pierre, franz. Hauptmann, 98.
La Fère, 43. 157 ff.
Fikentscher, Seeoffizier, 201.
Foch, franz. Marschall, 19. 32. 131. 190.
Forbach, 148. 153.
Förster, Hauptmann, 209.
Frahnert, Major, 184.
Frankfurt a. M., 149.
Frantz, Major und Militärschriftsteller, 81.
French, engl. Marschall, 51, 86.
v. Freytag-Loringhoven, Frhr., General, 6 f. 31. 83. 126. 132.
Friedrich der Große, 124 f. 143. 161. 178. 209.
Friedrich Karl, Prinz, 209.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz, d. spätere Kaiser Friedrich, 120.
Frouard, 156. 168.

G.

Gambetta, 175.
Geestemünde, 201.
Georg V., 88.
Gervais, franz. Admiral, 99.
Gette, 51.
Gisevius Professor, 132.
Givet, 42 ff. 48. 50. 53. 55. 176.
Gneisenau, Feldmarschall, 83. 191.
Goethe, 124. 181. 185. 203.
v. d. Goltz, Feldmarschall, 209.
Gorlice, 137. 173.
Gothein, Abgeordneter, 94. 146. 174. 176 f. 182. 188 f. 207. 210.
Graudenz, 111.
Grearson, engl. Generalstabschef, 41.
Greindl, Bar., belg. Gesandter, 41. 95. 98 ff.
Grevenbroich, 193.
Grey, engl. Staatsmann, 119.
Grigorowitsch, russ. Marineminister, 69.
Grodno, 66. 81. 165. 174.
v. Gronau, General, 23.
Grouard, franz. Oberst, 34 f. 44.
Guillaume, Bar., belg. Gesandter, 14. 102.
Gumbinnen, 149. 151.

H.

Haase, unabh. Sozialdemokrat, 201.
Hal, 54.
Haldane, engl. Staatsmann, 83. 92.
Le Havre, 90.
v. Heeringen, Generaloberst, 111.
Heidelberg, 197.
Helfferich, Staatssekretär, 122. 133.
Hentsch, Oberst, 183.
Herstal, 193 f.
v. Hindenburg, Feldmarschall, 64. 128. 137. 182. 184. 189.
Hirson, 52.
Hoffmann v. Fallersleben, 214.
Hohensalza, 150.
v. Holtzendorff, Chef d. Admiralstabes, 212.
Höniger, Professor, 77. 79.
Huy, 38. 200.

I.

Immanuel, Oberst, 59. 81. 144. 185. 207. 210.
Inowrazlaw, 150.
Insterburg, 127.
Iswolski, russ. Botschafter, 73.
Iwangorod, 155.
v. Jagow, Staatssekretär, 122.
Jametz, 54.
Januschkewitsch, Chef d. russ. Generalstabes, 78.
Jaurès, franz. Abgeordneter, 95.
Jena, 145.
Jodoigne, 52.
Joffre, franz. General, 22. 23. 25. 41. 48. 51 ff. 70 f. 123. 136.
Johannisburg, 81. 151.
Jungbluth, Chef d. belg. Generalstabes, 41.

K.

Kall, 156.
Kamenjez Podolsk, 76.
Kann, Reginald, franz. Militärschriftsteller, 58.
Kasan, 67. 75 f. 79 f. 118.
Kattowitz, 147.
Kiel, 85.
Kiew, 75 f. 79 f. 114. 118. 174.
Kitchener, engl. Marschall, 90 f.
Koblenz, 59.
Kokowzow, russ. Ministerpräsident, 70.
Kolmar, 44. 49. 167.
Köln, 59. 204 f.
Königgrätz, 1.
Königsberg, 127. 150. 178.
Konstantinopel, 95. 98.
Kowel, 174.
Kowno, 66. 148. 151. 174.
Kronstadt, 99.
Krefeld, 170.
Kurzel, 167.

L.

Lacroix, franz. General, 36. 47. 72.
Laffon de Ladebat, Chef d. franz. Generalstabes, 68.
Lalaing, Graf, belg. Gesandter, 96.
Langeron, russ. General, 83.
Langlois, franz. General, 32 ff.
Lanrezac, franz. General, 53. 55.
Laon, 43. 49. 189.
Lebris, Chef d. franz. Generalstabes, 70.
v. Leeb, Major, 190.
Lehautcourt, franz. Schriftsteller, 31.
v. Lehwald, General, 178.
Leipzig, 161.
Lejeune, Adjutant d. Marschalls Berthier, 191.
Lemberg, 176.
Leuthen, 125.
Lieven, Fürst, Chef d. russ. Admiralstabes, 69.
Ligny, 161.
Lille, 164.
Liman v. Sanders, General, 73.
Lindenborn, Oberstlt., 190.
Lloyd George, engl. Ministerpräsident, 103.

Loire, 209.
Loison, 164.
Lomscha, 81. 151. 154. 156.
London, 87. 96. 99.
Longwy, 54.
v. Loßberg, General, 191 f.
Loubet, Präsident d. franz. Republik, 94.
Löwen, 123.
Lublin, 150. 174.
Ludendorff, General, 64. 106. 111. 113. 128. 142. 171. 178. 182 ff. 186 f. 190 ff. 199. 209. 212.
Lundby, 6.
Lure, 43.
Lüttich, 38. 40. 42. 51 f. 160. 170. 176. 193 f. 200. 204.
Luxemburg, 52. 183.
Lutzk, 76.
Lyck, 147. 149. 151.

M.

Maas, 7. 38. 41 ff. 47 f. 50 ff. 59. 148. 152. 154. 156. 158. 160. 162. 170. 174. 176. 193 f. 199 f. 204.
Maastricht, 200.
Magdeburg, 201.
Main, 149.
Mainz, 149.
Maitrot, franz. General, 36 f. 44. 47. 58 f.
Malmedy, 200.
Mangin, franz. Oberstlt., 18.
Mannheim, 197.
Manonviller, 59. 152.
Marchand, franz. Oberst, 18.
St. Mard, 23.
Marengo, 145.
Marienburg, 165.
Markirch, 127.
Marne, 19. 23. 30. 48. 57. 123. 125. 128. 136. 139 f. 159. 176. 178. 183.
Marseille, 38.
v. d. Marwitz, General, 190.
Maubeuge, 22. 39. 43. 55. 57.
Mauersee, 64.
Maunoury, franz. General, 23. 54 f. 57. 136. 194.
Ste. Menehould, 42 f. 49.
Messimy, franz. Abgeordneter, dann Kriegsminister, 9. 18.
Metz, 46 f. 50 ff. 54. 59. 147. 149. 157 ff. 162 f. 167 ff.
Meurthe, 168 f.
Mézières, 49 f. 158. 164.
St. Mihiel, 43.
Millerand, franz. Kriegsminister, 9. 70. 101.
Mlawa, 174.
v. Moltke, Graf, Feldmarschall, 1. 120. 126. 129. 131 f. 142 ff. 146 ff. 155. 161. 173 ff. 180.
v. Moltke, Chef d. Generalstabes, 28. 93 f. 106. 111 f. 114. 120 f. 140 ff. 166—172. 173 f. 176 f. 180.
Mondovi, 138.
Mons, 55. 57. 190.
Mont Cenis, 38.
Montenotte, 138.
Montmédy, 53. 55. 152. 164.
Mörchingen, 49.
Mordacq, franz. Major, 32 ff. 36. 47.
Mosel, 22 f. 49. 56 f. 139. 148. 156 ff. 162 f. 167 ff.
v. Moser, General, 185.
Moskau, 67. 75 f. 79 f. 114. 118. 149.
Mouzon, 55.
Mülhausen, 44. 56. 167. 169.

N.

Namur, 38 f. 40. 42 ff. 48. 50 ff. 55. 158. 160. 176.
Nancy, 49. 56. 70. 152. 154. 156. 158.
Napoleon I., 5. 130. 135. 138. 143. 145. 161. 191. 197.
Napoleon III., 70. 120.
Narew, 76. 80 f. 139. 145. 149 ff. 153 ff. 165. 172. 174 f.
St. Nazaire, 90.
Netze, 165.
Neu-Breisach 50.
Neufchâteau, 42 f. 50. 53. 156.
Nied, 158. 163. 167 ff.
Njemen, 76. 81. 139. 149. 151. 155 f. 165. 175.
Nikolai Nikolajewitsch, russ. Großfürst, 64. 69 f. 73. 173.
Nikolaus II., 69. 79. 100.
Ninove, 54.
Nivelle, franz. General, 30 f.
Nivelles, 54.
Nizza, 38.
Nowo Georgiewsk, 66. 154.

O.

Oder, 147.
Odessa, 75 f. 79 f. 114. 118.
Oise, 159.
Oppenheim, 197.
Ortelsburg, 150 f.
Osman Pascha, türk. General. 6.
Ossowjetz, 154. 156.
Ostrolenka, 150. 154.
Ourcq, 136 f. 194.
Ourthe, 55.

P.

Paderborn, 192.
Paléologue, franz. Botschafter, 72.
Paris, 14. 23. 54. 57. 69. 72 f. 85. 88. 94 ff. 96. 101 f. 121. 146 f. 159.
Paté, franz. Abgeordneter, 102.
Percin, franz. General, 25 f.
Péronne, 196.
Pétain, franz. General, 30.
Petersburg, 67 ff. 70 ff. 75 f. 79. 89. 95. 149. 165.
Philippeville, 53.
Picard, franz. Oberstlt., 39.
Pierre Felix, franz. Hauptmann 98.
Pleß 191.
Plewna, 6.
Poincaré, Präsident der franz. Republik, 69 ff. 86.
Pontisse, Fort, 194.
Pont St. Vincent, 59. 156.
Port Arthur, 7.
Portland 117.
Posen, 81. 165.
v. Prager, Major, 190.
Pregel, 64. 127.
Proskurow, 175.
Prudhomme, franz. General, 98.
Pultusk, 150 f. 154. 156.

Q.

St. Quentin, 196. 199.

R.

Ranke, Historiker, 214.
Rastenburg, 81.
v. Rauch, Major, 210. 212.
Reims, 157.
Reinke, Politiker, 82.
Rennenkampf, russ. General, 64.

Rethel, 43. 158.
Reventlow, Graf, Schriftsteller, 122.
Rhein, 44. 49. 50. 109. 147. 149 f. 154. 157. 159. 163. 166 ff. 172 ff. 193. 200. 204 f.
Rimailho, 27.
Rivières, franz. General, 152.
Roberts, Lord, Feldmarschall, 197.
Rom, 172.
Rosebery, Lord, engl. Premierminister, 85.
Roshan, 154.
Roßbach, 125.
Roye, 196.
Rupprecht, Kronprinz von Bayern, 2. 56. 168. 171. 182. 185 f. 191 f. 196. 199.

S.

Saar, 47. 120. 148. 158. 162 f. 167 f. 173.
Saarbrücken, 17. 56. 156.
Saarburg, 46. 49. 56 f. 156. 167.
Saargemünd, 167.
Saarunion, 148. 153.
Sambre, 54 f.
Samsonow, russ. General, 64.
Sasonow, russ. Minister d. Ausw., 69.
Sauer, 120.
Sawichost, 174.
v. Schenkendorf, Dichter, 214.
Schiller, 122.
Schlettstadt, 44.
v. Schlieffen, Graf, Feldmarschall, 1 f. 38. 125. 126—140. 144. 152 ff. 155—166. 167. 169. 171 f. 174. 178 f.
v. Schönaich, österr. Kriegsminister, 96.
Schwertfeger, Oberst, 99. 101. 174.
Sedan, 46. 49. 53. 128.
Segersche, 154.
Seine, 136 f. 159 f. 179.
Sensburg, 81.
Shilinski, Chef d. russ. Generalstabes, 69.
Siegfriedstellung, 191. 196 198.
Sinzheim, 197.
Sixt v. Armin, General, 123.
Soissons, 195. 196.
Soldau, 151.
Somme, 21. 134. 159. 182 f. 191. 198.
Sordet, franz. General, 49 f. 53.
Sosnowice, 67.
Spa, 203 f.
Speyer, 197.
Spicheren, 120.
v. Stein, General, 132.
Steinhausen, Professor, 60. 82. 93. 122. 124. 144 f. 176.
Stenay, 55. 156.
Stettin, 193.
Straßburg, 17. 46 f. 50. 147. 149. 156 f. 159. 162 f. 167 f.
Suchomlinow, russ. Kriegsminister, 69. 74. 77 f. 98. 122.
Suippes, 49.

T.

Tannenberg, 64. 81. 123. 128. 176. 178.
Tappen, General, 184.
Tarnopol, 175.
Telle, General, 194.
de Thomasson, 7. 48. 131. 142. 185.
Thorn, 81. 111. 147. 165.
Tirlemont, 52.
v. Tirpitz, Großadmiral, 93 f. 121. 171. 177. 179.
Tolmein, 199.
Toul, 22. 43. 46. 49. 55 ff. 152. 154. 156. 158. 164. 170.
Toulon, 70. 99. 100.
Toulouse, 71. 94.
Tournai, 190.
Trautenau, 144.
v. Treitschke, Historiker, 213.
Trier, 59. 156. 160. 162.
Turenne, Vicomte de, franz. General, 197.

U.

Ulm, 145.

V.

Valenciennes, 55.
Vater, unabh. Sozialdemokrat, 201.
Verdun, 17. 21. 42. 43. 46 f. 49 f. 54 f. 58 f. 148. 152. 154. 156 ff. 158. 163 f.
Verviers, 200. 204.
Vervins, 49. 52.
Vesoul, 43. 49.
Viktor Emanuel III., 36.
Villers Cotterets, 190.
Visé, 170. 193 f.
St. Vith, 156.
Vitry le François, 49.
Vlissingen, 32.
v. Vollard-Bockelberg, Major, 184.
Vouziers, 43. 52.

W.

Walcheren, 39.
Waldersee, Graf, Feldmarschall, 151 ff. 155. 175.
Waldersee, Graf, General, 121.
Wannowski, russ. Oberst, 7.
Warschau, 67. 75 f. 79. 81. 147 ff.
Waterloo, 54.
Weichsel, 32. 75. 146. 149 f. 155 f. 165. 172. 174. 176. 178.
Wellington, engl. Feldmarschall, 143.
Wetzell, Oberstlt., 184.
Wiesloch, 197.
Wilhelm I., 144. 181.
Wilhelm II., 79. 95. 101. 112. 122. 129. 142. 162. 168. 184.
Wilhelm Kronprinz, 186. 190.
Wilna, 75 f. 79. 137. 165.
Wladimir Wolynsk, 76.
Wlozlawek, 165.
Worms, 197.
Wörth, 120.

Y.

Yser, 137.

Z.

Zobten, 83.

Gedruckt bei E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW68, Kochstraße 68—71.

D
531
K8
1920

Kuhl, Hermann Joseph von
Der deutsche Generalstab
2. nuebearb. Aufl.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY